



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

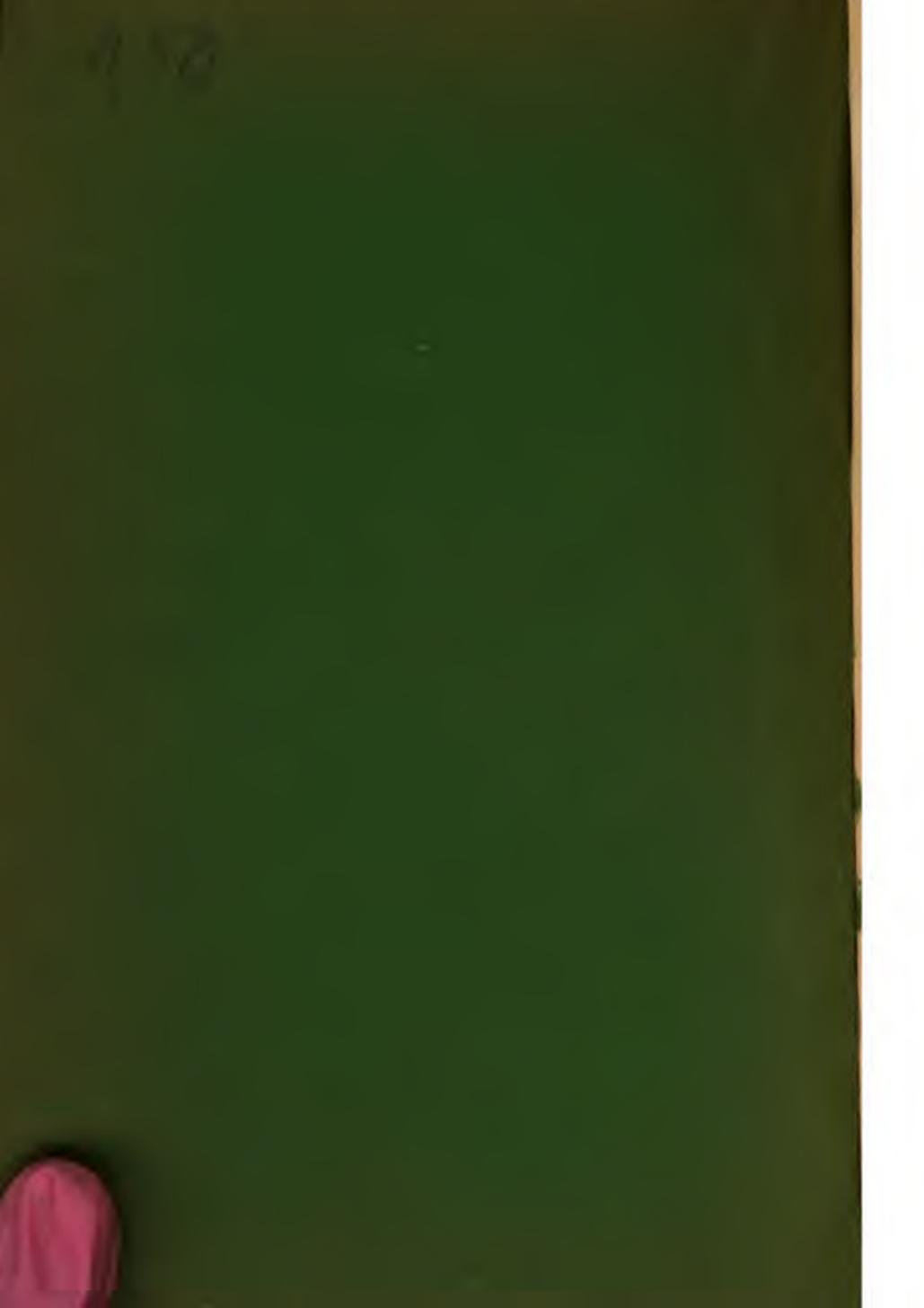
FRANZ BLEI
MENSCHLICHE BETRACHT-
TUNGEN ZUR POLITIK

1 · 9 · 1 · 6

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

PERKINS
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





FRANZ BLEI
MENSCHLICHE BETRACHTUNGEN
ZWEITE AUFLAGE

6.

.....
.....
.....
.....

.....
.....
.....

FRANZ BLEI
MENSCHLICHE BETRACH-
TUNGEN ZUR POLITIK

1 · 9 · 1 · 6

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

LOAN STACK

Copyright 1915 by Georg Müller in München

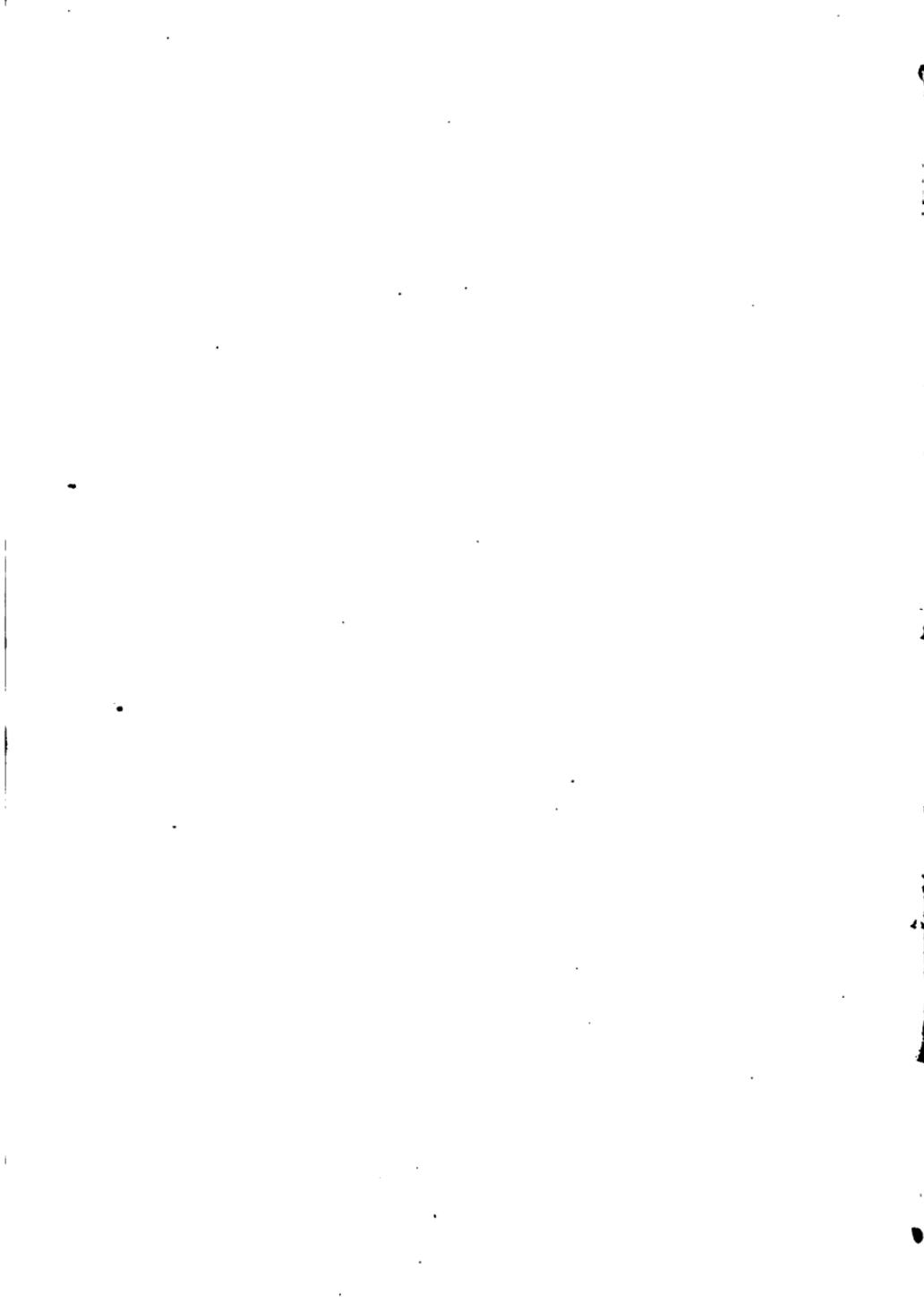
JA 83
B 53

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Widmung	7
Die Mechanik der Wahrheiten	13
Von der Demokratie	35
Die Balkanpolitik	71
Die Parteien	111
Die katholische Aufgabe	137
Die Politik der Kurie	161
Die Katholiken in Deutschland	181
Zum Jesuitengesetz	201
Notizbuch 1914/15	227
Dreissig Minuten	229
Der Welthandel und der Pauper	231
Buschido	235
Das Blutopfer	237
Barbaren	238
Gobineau	242
Pius X.	246
Papstwahl	250
Der neue Papst	252
Die europäische Föderation	253
Der bon sens	255
Die grosse Zeit	258
Diplomatie und Presse	260
Italienischer Imperialismus	268
Die Erbsünde	272
Methode	274
Die Einkehr	275
Englisches Regieren	276

	Seite
Die Juden	278
Amerika	281
Ein italienischer Politiker	283
Macchiavelli	288
Die offene Tür	290
Der theoretische Mensch	292
Syndikalisten und Royalisten	295
Deutsche Politik	314
Rousseau	320
Kriegszieldebatte	323
Österreich	329
Parteien	337
Die polnischen Juden	339
Charles Péguy	345
Die Barriere	350
Polizei und Sprache	352
Der gerechte Krieg	357

**Dem Andenken
an den Arzt Carl Lehmann
im Dienste für die Menschheit gefallen
zu Valenciennes im April 1915**



Er war der freieste Mensch und war den Menschen hingegeben und verbunden wie keiner.

Er war ein herrischer Herr und er diente ohne andere Beuge als der des menschlichsten Herzens.

Sein Wesen war gewaltsam und wo er stand und ging, da spürte man ihn, aber er war ganz erfüllt von der Güte eines Kindes. Von der Güte, die wortlos ist, aber voll einfacher Tat, die kein Wesen aus sich macht und wo die Scham, vorzutreten aus der menschlichen Reihe, sich ein grobes Kleid anlegt, Worte sagt wie irgendeiner, wie der nächstbeste, damit man nur kein Rühmens aus ihm mache, kein Besonderes. Denn so wie er war, war er ohne ein Besonderes darin zu finden, ein Besonderes darin auch nur zu vermuten. Er war der seltene Mensch, der mit ausserordentlicher Natur erfüllt und stärksten Talenten sich in Reih und Glied der Menschheit am besten Platz fand, war Führender nicht aus Amt, Würde oder Zeichen, sondern als bester Kamerad der Menschheit. Ohne Dünkel wissend, ohne Ehrgeiz voller Ehre, ohne Worte treu, ohne Geste tapfer, aus Schwerstem helfend, als ob es nichts wäre, so war dieser Mensch und Mann der herrliche Kamerado, den Walt Whitman anruft, Felsrippe der sittlichen Welt.

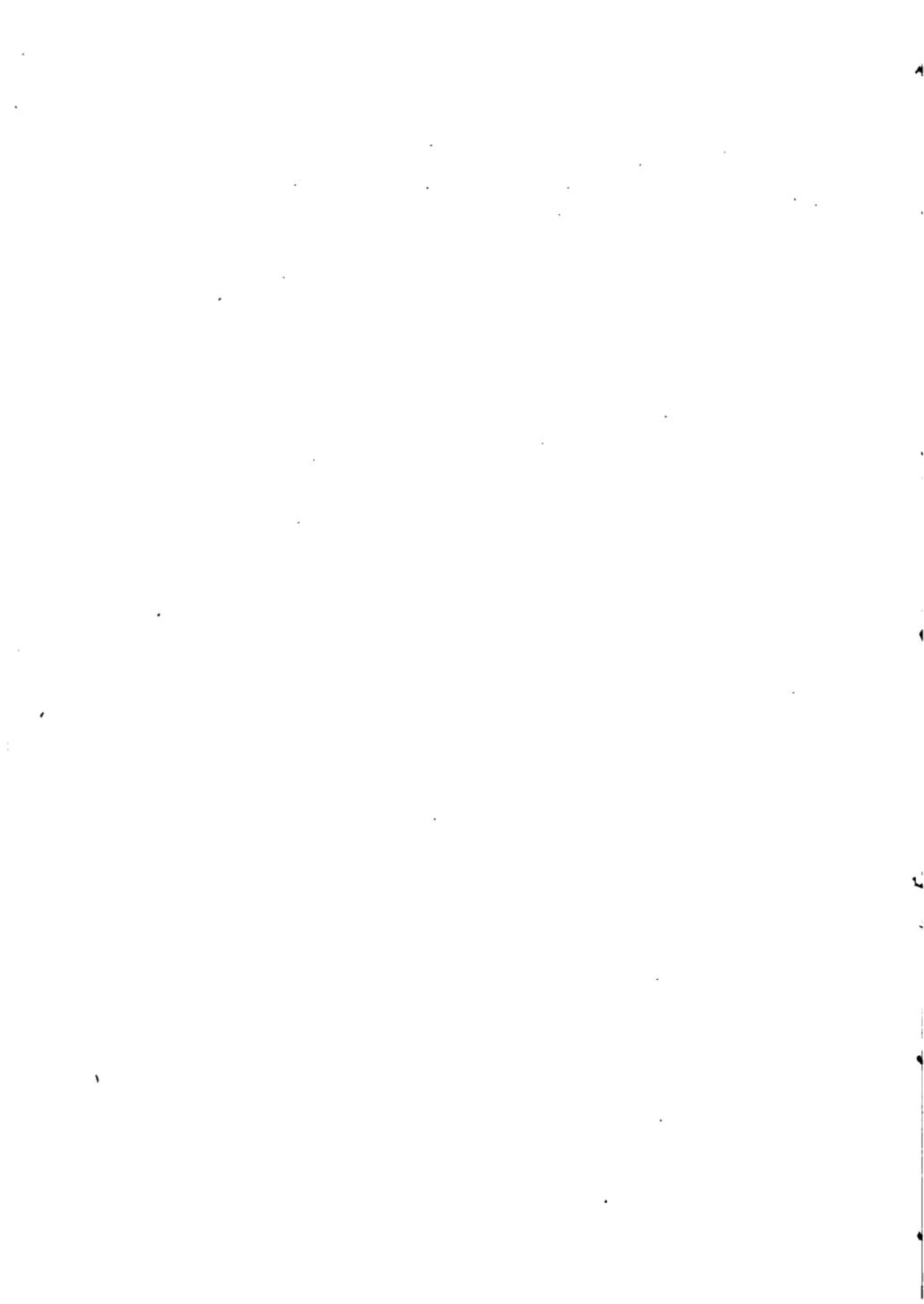
Ich habe seinesgleichen nie gesehen und wusste, er ist allein so, und doch richtete sich alle Verzweiflung an den Menschen an ihm, diesem menschlichsten Menschen, wieder auf, und man wurde bei ihm wieder zum Patrioten der Erde. Er zauste einen wie ein Bär sein Junges und man liebte ihn. Seine Hand packte fest zu und hart, aber man wollte sie streicheln, denn in dieser eisernen Faust ballte sich die Güte allein. Dass er, dass dieser Kamerado an die Zukunft glaubte, liess einen mit ihm an sie glauben. Cor cordium war dieser Mensch, stützendes Herz in der grossen Mitte der weitesten Bogenspannung.

Wir kennen Ziele und Wege und gehen sie hin und zurück, messend, begeistert, zweifelnd und wieder begeistert. Dieser unbeirrte starke Kind-Mann schritt den Weg des guten Helden, dessen Leben nicht *eine* Leistung, nicht *ein* Werk verlangt, um sich zu rechtfertigen, sondern dessen Lebens-ganzes *ein* grosses Beispiel ist: dem Leben lebend zu dienen, hingeschüttet und ergeben.

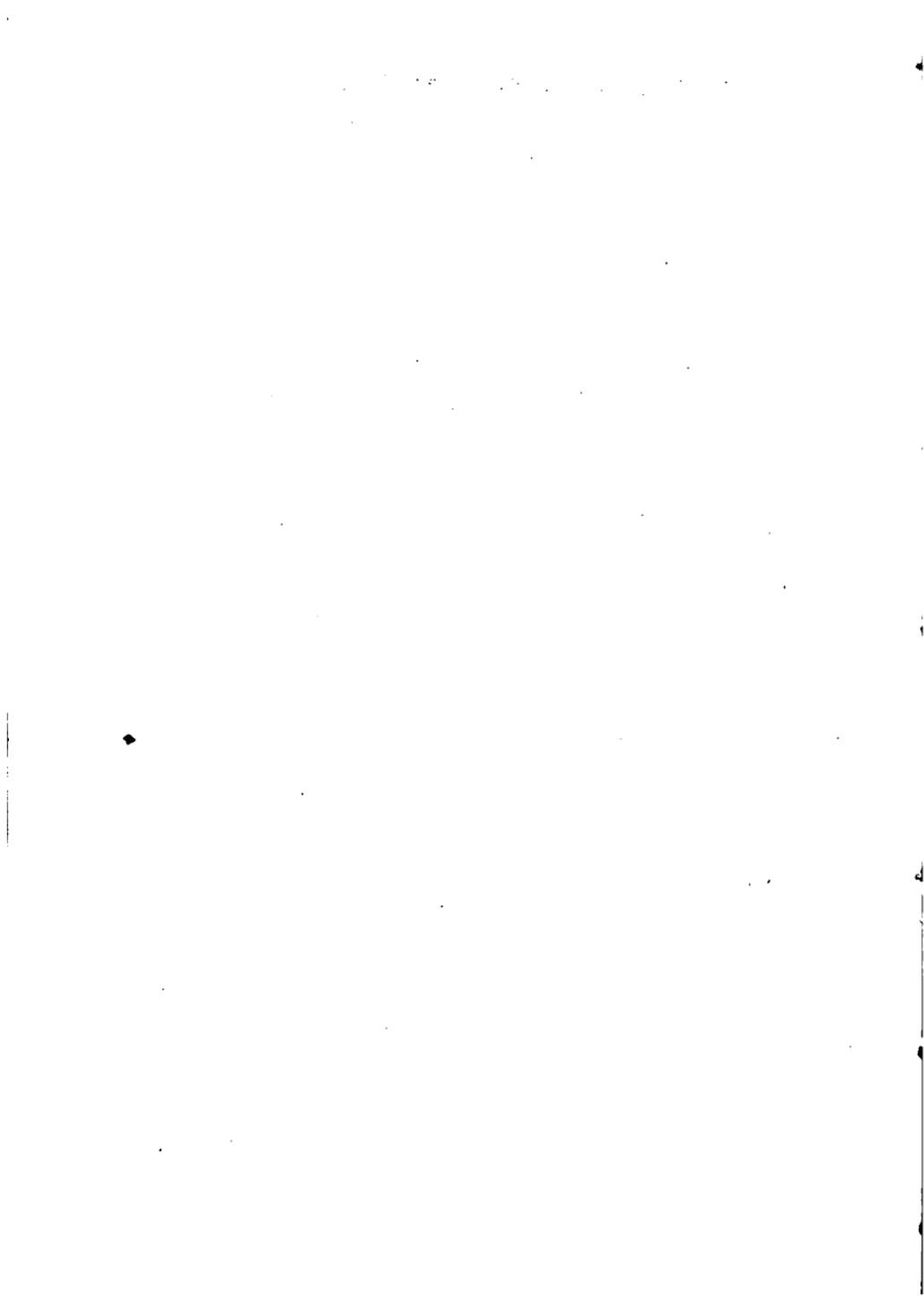
Daten dieses Lebens erzählen es nicht, Taten beschreiben es nicht, denn in dem gleichförmig wirkenden Tun dieses Lebens gab es nicht Systole und Diastole der Vorbereitung und der Tat. Hier war immer Tat und Bereitschaft, war immer lebendigste unmittelbare Wirkung, kein Sinnvolles besonders betont, kein Zweck besonders ausgezeichnet. Wie unmittelbar aus der Hand Gottes war

dieser Mensch, schwer und voll leichten Sinnes, alle Bürde tragend und ohne jede Sorge, nichts wollend, weil ganz Wille, ohne Pflichten, weil ganz verpflichtet.

Ihn traf der Tod nicht, denn der war in dieses Leben immer freundlich einbezogen als der gute Nachbar. Er wehrte als Arzt leise der knöchernen Hand, wenn sie sich zu früh auf ein Leben legen wollte, und liess sie, ergeben in des Todes grössere Weisheit, walten, wo der Tod das Zeichen machte, gegen das es kein anderes gibt. Er stand am lose gefügten Zaun des nachbarlichen Gehöftes. Nun ging er hinüber. Er liess dem Andenken das Beispiel seines Lebens.



Die Mechanik der Wahrheiten



Sehr vieles und sehr lautes Lügen ist oft der Versuch zu einer neuen Wahrheit. Nach einem gewissermassen einstimmigen und verbindlichen Lügen fällt man nicht auf die alte Wahrheit zurück, die man verlassen hat: man müsste sonst bekennen, dass man gelogen habe, und die Menschen vermeiden unangenehme Empfindungen. Sich schämen ist unangenehm.

Man sagt, dass die Leidenschaft verblende. Aber sie verblendet nur die Vernunft, weil sie stärker und urtümlicher ist als sie und, das Wort im wörtlichen Sinne gebraucht, richtiger, richtender. Die Vernunft ist gegen das Leben, gegen die Liebe, gegen den Krieg — die Leidenschaft ist für Leben, Krieg und Liebe. Eine Wahrheit aber lehrte, der Mensch sei nicht nur ein vernünftiges Wesen, sondern auch das einzige denkende, das nach Urteilen handle, die es aus vernünftiger Erkenntnis seines Nutzens gewonnen habe. Da jeder Mensch auch nützlich zwei mal zwei ist vier ausrechnen kann und dies für eine Leistung der nur ihm zukommenden Intelligenz hält, hat sich das Wesen Mensch von dieser „Wahrheit“ der nur ihm zukommenden Intelligenz sehr geschmeichelt gefühlt und war stolz auf sie, weil er stolz auf sich sein wollte.

Da die Lehre dem Bedürfnis seines noch ganz inhalts- und bildlosen Stolzgefühles sehr entsprach, erklärte sie der Mensch für „wahr“. Der affektive Gehalt der Lehre war für ihre Annahme entscheidend, und man nannte sie die „Wahrheit“.

Da brach in diese Wahrheit vom Menschen als einem von seiner Intelligenz orientierten Wesen dieser Krieg, und auf einmal ist die Welt der Menschen voller Lügner, Heuchler, Verräter, Betrüger, Krämerseelen, Wortbrüchiger — woran? An dieser „Wahrheit“ vom Menschen als einem von seiner Intelligenz geleiteten Wesen, welche „Wahrheit“ man nicht glaubt, solange man als von Lügnern von jenen spricht, die gegen diese Wahrheit *leben*, und das tun auf einmal alle, weshalb alle Lügner usw. sind. Dieser Wahrheit Geist sucht sich zu retten und zu behaupten, indem er sich des Verrates an sich selber bezichtigt. Der Stolz will diese ihm so wertvolle „Wahrheit“ nicht aufgeben. Wie man eine Niederlage eine Ablösung vom Feind nennt, so gibt man die eingeübte Wahrheit selber nicht als Irrtum auf, sondern haftet sich noch stärker an sie mit dem Wort Lüge: man meint die Wahrheit zu retten, indem man sie als verraten denunziert.

Wir sind damit auf dem Wege zu der Aufstellung einer andern Wahrheit, die sich aus dem frenetischen „Lügen“ dieser Zeit deutlicher abhebt als sonst zu Zeiten, denn durch den Einbezug der

grossen Zahl in die Aktion hat sich das Beobachtungsfeld erweitert.

Es gibt eine Geschichte der Ideen, die erzählt, welche Verwirrungen und Entwirrungen die ewigen Ideen in den Köpfen der Denker angerichtet haben; es gibt eine andere Geschichte, die erzählt, wie diese Ideen von der Menschheit verwandt wurden, wie diese Ideen in den Organismus des Lebens traten. Wie ein Stern erst dann entdeckt wird, wenn sein Licht die Erde trifft, so verhält es sich mit Ideen, welche Geschichte machen: sie müssen, durch das Medium des Denkers, die Erde treffen. Und wie man das Vorhandensein eines noch ungesehenen Sternes berechnen kann aus Bahnänderungen der bekannten Gestirne, so kann man eine zurzeit noch „unsichtige“ Idee aus ihrer bahnändernden Wirkung auf „sichtige“ Ideen, d. h. solche, die schon Geschichte gemacht haben, berechnen. Die Wahrheit vom vernünftigen Menschen, der nach erkannten Interessen handelt, hat eine Änderung durch die jetzt eklatanter als sonst lebenden Menschen erfahren, die allesamt, weil wechselseitig sich so nennend, als Verräter dieser Wahrheit in der Welt stehen. Eine andere Wahrheit, als „Wahrheit“ dem Bewusstsein noch unsichtbar, irritiert die Bahnen der früheren „Wahrheit“. Ihr Vorhandensein konstatieren wir aus diesen Irritationen und versuchen sie zu definieren. Wie sich die Menschen mit ihr abfinden werden,

ob diese Idee Geschichte machen wird, das wissen wir nicht. Und dass wir dies nur wollen können, hängt mit der Natur dieser Idee zusammen, die nicht dem Wissen das Primat im menschlichen Geschehen gibt, sondern dem Wollen. Das bedeutet keine Absetzung der Intelligenz und keine Inthronisation der Triebe, was beides zusammen die intuitive Stupidität gäbe. Die menschlichen Triebe erfahren durch die Vernunft so etwas wie eine Beherrschung von Fall zu Fall, nie eine Veredlung. Diese Veredlung erfahren wohl die Gefühle durch deren Kopulation mit der Idee oder dem Bilde, nie mit der Vernunft, denn eine Kopulation mit ihr führt zur Verunedlung der Gefühle, zu deren Reduktion auf von Fall zu Fall von der Vernunft beherrschte Triebe. So wird der rationalisierte Erhaltungstrieb zur Gewinnsucht, das ideisierte Heimsatsgefühl zur selbstlosen Vaterlandsliebe. So wird der rationalisierte Geschlechtstrieb vor dem sexuellen Verbrechen haltmachen, aber das ideisierte Liebesgefühl für das geliebte Objekt Schande und Tod erleiden; während das rationalisierte Liebesgefühl sich mit vorteilhafter Eheschliessung, praktischer Ehescheidung und Tragung der Prozesskosten abfindet.

Nicht mehr als dies ist hier zur Abgrenzung der Gegebenheiten Vernunft, Trieb, Gefühl, Idee zu sagen: die Frage nach dem Zustandekommen des Gefühles muss wie die nach dem Ursprung der

Ideen ohne Antwort bleiben. Die Gefühle sind und sind im Menschen; die Ideen sind und sind, unabhängig vom Menschen, im Ganzen der Welt.

Was wir fragen, ist: was macht Ideen moralischen und politischen Charakters zu „Wahrheiten“, die von den Menschen behauptet oder bekämpft werden? Wann wird eine Idee vom Menschen „wahr“ genannt? Die Menschen antworten darauf: wenn wir sie kraft unserer Vernunft als wahr erkannt haben vor einer anderen Idee, die wir kraft unserer Vernunft als falsch erkannt haben. Der Mensch in seinem Stolze auf sich als allein denkendes und von seiner Vernunft als höchster Instanz geleitetes Wesen versucht auch in der kritischen Situation dieser Frage durch eine Hintertüre seiner ungewussten Hypokrisie zu entschlüpfen, indem er sich in tiefer Verbeugung vor seiner geistigen Bedeutung als allein von seiner Vernunft geleitetes Wesen vor die Entscheidung zwischen „wahr“ und „falsch“ gestellt sieht und mit der Objektivität eines unbeteiligten Gottes sich für „wahr“ entscheidet. In diesen Tagen sagte ein Redner, und sagte damit nur allgemeine Überzeugung: „erst leben, dann philosophieren, erst sein, dann denken“. Die das sagen — und alle Menschen sagen es — wollen sich damit glauben machen, dass sie die Wahl hätten und sich für die Tat gegen den Geist entschieden. Es gibt aber ein solches Vor-die-Wahl-gestellt-sein gar nicht. Es

scheut der Mensch das Blosslegen seiner Urbestände und Motive wie eine etwas unsolide Firma die Einsicht in ihre Geschäftsbücher; er verschleiert mit einem „auch anders können“ den wirklichen Verlauf, und dazu zwingt ihn das Gefühl des Stolzes, welches Gefühl die Idee vom vernünftigen Menschen als eine „wahre“ Idee adoptiert hat.

Denn: Ideen und Erkenntnisse moralischen und politischen Charakters — nicht nur diese, diese aber vollkommen — werden nicht um ihres vernunftmässigen Charakters willen als „wahr“ von den Menschen angenommen oder als „falsch“ von ihnen abgelehnt, sondern allein wegen ihres affektiven Gehaltes. „Wahre“ Ideen, „richtige“ Gedanken usw. sind für die Menschen immer jene, denen der intensivste und einem Gefühlsbedürfnis zupassendste affektive Gehalt innewohnt oder ein solcher oft mit leichten Modifikationen der Idee, des Gedankens usw., zu erpressen ist. Es gibt Ideen, deren affektiver Gehalt null ist. Treten solche Ideen aus dem Äther des reinen Gedachtwerdens in die Luft des Menschen, so wird sich, da sie dem Gefühle nichts „bieten“, die Vernunft ihrer bemächtigen wie einer nötigen Nahrung, einer Zellmehrung und Zellerneuerung, und die reine Idee wird von der Vernunft in ein praktisch Brauchbares gebeugt, wird einem Nutzen dienstbar gemacht. Die mathematischen, physikalischen, chemischen Ideen sind reich an solchen Erfahrungen der Vernutzung ihrer

Reinheit. Nach der Analogie dieser von der Vernunft adoptierten und durch sie zweckhaft gemachten Ideen schliesst der aus einem Gefühle auf seine Vernunft stolze Mensch, dass sich die Vernunft auch allen anderen Ideen gegenüber als der einzige Primat der Entscheidung betätige.

Wir sagen: die Menschen und die Denker, aber das ist keine Artunterscheidung. Keine Philosophie ist mehr wert als ihr Philosoph. Deshalb gilt das vom Gefühlsbedürfnis bedingte Verhalten gegenüber den Ideen auch für die Denker im Bereich ihres Denkens: es treten Ideen als „wahre“ Ideen in sie ein, die in der Richtung ihres Gefühles liegen, wie das Goethe mit schöner Offenheit in einem Briefe von sich zugegeben hat, den er aus Karlsbad an Leonhardt schrieb. Es ist der seltene Fall einer grossen Energie, wenn der Denker seine Gedanken als „wahre“ *gegen* das eigene Gefühl hinnimmt und behauptet, wie es Alexis Tocqueville tat, der bei ausgesprochenen und gelebten aristokratischen Tendenzen seines Gefühles doch die Idee von der Notwendigkeit und Richtigkeit der Demokratie annahm, nicht ohne zu bemerken: „ce n'est pas sans peine, que je me suis rendu à cette idée“. Wobei noch immer einer genaueren Psychologie die Möglichkeit offen bleibt, auch in solchen Widersprüchen nur deren Scheinbarkeit aufzuweisen und in einer anderen Tiefe die Konkordanz festzustellen, die unsere These ausnahmslos gelten lässt. Es sei

darüber auf meines Lehrers Richard Avenarius Kritik der reinen Erfahrung verwiesen, besonders auf dieses Werkes zweiten Band, denn seinem biomechanischen Grundgesetz in Anwendung auf die Psychologie danken diese Gedankengänge die vornehmste Anregung. Ich folge Avenarius auch darin, dass ich das zu Sagende nun in der kürzesten Formulierung gebe und mich auf ganz wenige Verbeispielungen beschränke. Ich stelle in dreizehn Punkten fest:

1. Reine Gefühle sind als den mit ideellen Komponenten befrachteten Gefühlen theoretisch prä-existent anzunehmen und nicht erfahrbar. Praktisch kennen wir kein Gefühl, das keinen ideellen Komponenten hätte.

2. Reine Ideen sind als den menschlich gedachten Ideen prä-existent theoretisch anzunehmen und nicht rein erfahrbar. Praktisch kennen wir keine Idee (Gedanke, Bild usw.), die nicht schon als Komponente zu einem Gefühl gedient hätte. Wir kennen praktisch nur Ideen, die schon „gedacht“, das heisst irgendwie gefühlsmässig gewählt wurden; weil sie ein Gefühl zu befriedigen imstande waren. Die Pythagoreer sagten es von den Zahlen, also den reinsten Gebilden, dass man sie lieben und verehren müsse, um sie denken zu können.

3. Es sind nicht die Ideen, welche Gefühle hervorrufen, sondern es sind die reinen Gefühle, welche sich der Ideen bemächtigen, die imstande sind, diese

Gefühle zu befriedigen. Der Hass des Auslandes gegen die Deutschen ist nicht primär bestimmt durch ideelle Täuschungen und Irrtümer dieser Ausländer, die man also aufklären könnte, denn solcher vernünftiger Aufklärung müsste die vernünftige Verführung der Ausländer durch die Deutschen vorhergegangen sein.

4. Die reinen Gefühle haben nur einen hypothetischen Charakter: sie sind solche, die wir als ihr ideelles Komplement noch nicht gefunden habend annehmen. Das Bedürfnis, dieses Gefühl zu befriedigen, sucht und findet ein Objekt. Das Gefühl des Hasses sucht ein Objekt zu seiner Befriedigung und findet es im „Deutschen“, im „Juden“, im „Bourgeois“. Nicht der Deutsche, der Bourgeois, der Jude erzeugen den Hass, sondern dieser befriedigt sich mit einem Objekte, das er vorfindet und sich adoptiert. Es hängt mit der gebräuchlichen „vernünftigen“ Klassifikation der Menschen nach den Objekten ihres Gefühlsverlangens zusammen, dass es heisst, irgend etwas „errege den Klassenhass“, wo es vielmehr heissen muss, der Hass findet in einer Klasse sein Objekt.

5. Sind auch die Gefühle an und für sich ursachlos, so ist doch das Bedürfnis, ein Gefühl zu befriedigen, mannigfach verursacht und determiniert: durch persönliche Anlage, Gewohnheit, Sitte der Umgebung, Erziehung, individuelle und interindividuelle Geschichte. Für letzteres ist ein

klassisches Beispiel die „Revanche“, die einem Volke den Deutschen zum „Erbfeind“ macht.

6. Ideen, welche der Befriedigung eines Gefühlsbedürfnisses dienen oder dienen können, werden weitergebildet, um diesem Bedürfnis besser dienen zu können. Die Geschichte dieser Ideen ist somit keine rein ideelle, sondern eine gefühlsmässige. Beispiele dafür sind abundant in den Zeitströmungen und den Zeitungen zu finden. Das Gefühlsbedürfnis bildete z. B. den Darwinismus zu Haeckel um, oder die Gleichheit vor dem Gesetz zu allgemeiner Gleichheit, das einfache Weitergehen der Zeit zum „Fortschritt“, die Entwicklung zur „Entwicklung zum Bessern“ usw.

7. Ideen, welche durch solche Weiterbildung dem Gefühlsbedürfnis der grösstmöglichen Zahl dienen, werden zu „allgemeinen“, zu „ewigen“ Ideen.

8. Nicht die Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit einer Idee an sich, soweit sie nichts als intelligibel ist, entscheidet für ihre Annahme durch die Menschen, sondern ihr affektiver Gehalt. Ideen werden angenommen, deren Wahrscheinlichkeit null ist, andere wieder zusammen und gleichzeitig mit anderen, die der ersteren Gegenteil sind. Man denke an die Vielfachheit des „Du sollst nicht töten“. Hier ist nur dem Gläubigen ein Einwand erlaubt, welchem Einwand Hegel den Ausdruck von der „List der Idee“ gegeben hat, die sich unserer Lei-

denschaften zu ihrer Realisierung bediene, indem die Menschen meinen, für sich zu arbeiten, während sie es in Wirklichkeit für den „Weltgeist“ tun. Der Christgläubige spricht dasselbe aus wie Hegel, indem er die Unerforschlichkeit der Wege Gottes aussagt.

9. Auch der offensichtliche Nutzen einer Idee entscheidet nicht über ihre Annahme durch die Menschen. Es gibt überzeugte Sozialisten unter den vom Sozialismus doch bedrohten Kapitalisten, Soldaten gehen in den Krieg gegen ihren Nutzen. Es werden Ideen des Nutzens und Vorteils immer erst dann populär, wenn man sie sentimentalisiert hat. Der „Nutzen“ der menschlichen Arbeit war nicht hinreichend, also heiligte man sie und sprach vom „Segen der Arbeit“. So auch das „heilige“ Vaterland, weil das bloss „nützliche“ Vaterland des Verstandes dem Gefühl nicht zureichend ist.

10. Derartig weitergebildete Ideen werden unter Umständen wieder zurückgebildet, wenn sie für eine Gruppe von Menschen durch die Weiterbildung ihren affektiven Wert verloren haben. Ein gutes Beispiel dafür ist der Streit um die „wahre Kunst“, die nur „bei wenigen“ sei, ist der Begriff der „Ästhetik“, ist ferner das Erkalten von Dogmen, die *nie* durch sogenannte wissenschaftliche Widerlegung sterben, sondern durch den verminderten Affektgehalt.

11. Der Wechsel der ideellen Komponente voll-

zieht sich immer nur in der gleichen Gefühlssphäre: nur das Objekt wechselt, nicht das Gefühl. Die das Wunder Christi ablehnen, werden vom „Wunder der Wissenschaft“ sprechen. Aus einem Antisemiten wird ein Sozialdemokrat. Aus einem Ungläubigen der Kirche wird ein Gläubiger der „wissenschaftlichen Kirche“ (E. Mach). Dieser Satz ist von sehr grosser Bedeutung für die Pädagogik, die fast durchaus durch einen blossen Objektwechsel das Gefühl erziehen zu können meint.

12. Man kann im Individuum Objektgruppen konstatieren, die sich aus dem Gefühlshabitus bilden: wer z. B. vom Menschen als dem „einzig denkenden Wesen“ spricht, der wird, was nur im Objekt widerspruchsvoll ist, geneigt sein, die Superiorität seiner Rasse, Nation, Klasse zu betonen. Am besten haben hier Künstler beobachtet.

13. Überbetonte politische und moralische „Überzeugungen“ werden oft dort laut, wo sie das betreffende Individuum als fast reine Idee annimmt — die „flecklose Gesinnung“ —, um sie, da sie nicht gefühlsmässig gewählt und befestigt sind, beim kleinsten Anlass solcher Gefühlswahl aufzugeben. Hierher gehört dann der „Gesinnungswechsel“: die alltäglich eingeübten Gefühle bestimmen das Individuum ganz anders, als es mit seinen errafften Idee-Objekten vortäuschen möchte. So wird der „Streber“ beim Streben so lange sich über den „Streber“ belustigen, als er noch nicht

selbst arriviert ist. Es sind echte und prätendierte Komponenten zu unterscheiden. Aus der Kenntnis des Alltagsverhaltens eines Individuums wird in politischen Wahlversammlungen reichlicher Gebrauch gemacht und „die Maske heruntergerissen“.

Man könnte zu diesen dreizehn Punkten, die das Wesentliche enthalten, eine Tabelle der Gefühle geben: der Gefühle der Sympathie, des Hasses, des Stolzes oder der Ichung, der Demut oder Entichung, der heiteren Ruhe — und dieser Tabelle die Objekte zuordnen, welche die Bedürfnisse dieser Gefühle befriedigen. Diese Tabelle würde manches Überraschende zeigen. Wie dass z. B. ein Opfer zu bringen das Gefühl der Entichung befriedigt, während hinwieder jener, der von der *Grösse* seines Opfers spricht, sein Gefühl des Stolzes, der Ichung befriedigt. Wie sich z. B. Gefühle der Sicherheit, die zu den Sympathiegefühlen gehören, in Objekten verankern wie der Respekts-idee vor Gott, den Eltern, Vorgesetzten; wie ferner alle Autorität auf Liebe beruht. Wie z. B. alle Ideen des Siegreichen oder solche, die ein Element solchen Sieges enthalten, das Gefühl des Stolzes befriedigen: der Kaiser, das Irrationale, das Unbewusste, der starke Arm des Arbeiters, der Sieg der Vernunft. Die Gefühle des Stolzes befriedigen ferner Ideen, in denen ein verursachendes Element gesetzt ist: ein Gott, von dem alles kommt, der Kaiser, von dem Gnade und Ungnade kommt, das

Genie, das seine Zeit benennt. Ferner die Idee des Eigentums, die den Eigentümer mit der besessenen Sache identifiziert, indem sie Adelsgeschlechter nach dem Besitztum nennt. Den Gefühlen der Entspannung des Ich, der Entichung dienen Objekte wie die Gleichheit alles dessen, was Menschenantlitz trägt, das Transitorische des irdischen Lebens, der Hegelsche Chemismus, die beatitudo. Gegensätzlich hierzu sind die Gefühle, die sich Objekte suchen, wie Gott und Teufel, Dualität von Körper und Seele, die Diskontinuität des Geschehens, den Vulkanismus, den Revolutionismus, das Wunder, die causa activa (dass der Effekt radikal verschieden sei von der Ursache) — gegensätzlich sind diese Gefühle zu denen der serenitas, die sich Objekte geben im Monismus, oder dass das Böse nur eine illusionäre Grenze des Seienden sei, im Evolutionismus . . . Doch es würde eine solche Tabelle Grundriss eines Buches werden, das die Geschichte der Ideen wäre, wie wir sie definierten, und in eine solche Absicht sollen die obigen Aufstellungen nicht münden, die mitgeteilt wurden, weil sie mir in dieser europäischen Verwirrung als — Buridans Esel erscheinen, der das kleine Päckchen unserer Hoffnungen in eine europäische Zukunft hinüberträgt.

Ob es nun die Hegelsche „List der Idee“ ist, die sich unserer Leidenschaften bedient, um den „Weltgeist“ durchzusetzen, oder ob es Gottes ewiger Rat-

schluss ist, dass wir gerade so leben — eines wie das andere lehrt als ein wesentlich Religiöses die Demut und den Glauben an jene Logik des Herzens, von der Pascal spricht, und in der die europäische Familie sich finden muss, wenn sie sich nicht ganz verlieren will.

Dem Lächeln über meinen Optimismus, denkerischer Erkenntnis überhaupt eine einigende ethische Kraft zuzuschreiben, möchte ich mit folgender Bemerkung entgegenen.

Unsere aus der Gemeinschaft ins Gesellschaftliche verfallene Menschheit lebt nicht nur wirtschaftlich, sondern auch geistig in einem anarchischen Gegeneinander, und so sind ihr unsere Einsichten bestenfalls immer nur „Ansichten“, in welchem Wort Anerkennung und Verachtung des Individuums gleichzeitig liegt, sehr charakteristisch für die Gesellschaft, dieses Flutende der Individuen, die sich nur finden, um sich abzustossen. Die Gesellschaft hat das Denken der Welt, das „Philosophieren“, zu einem Beruf gemacht, den sie, ihn „wissenschaftlich“ nennend, auszuzeichnen meint in ihrer Idolatrie des Wissenschaftlichen, — einem Beruf, den jeder Einzelne nach Fähigkeit und Laune ausüben mag, wenn's ihn freut, — genau wie sie es in des Einzelnen Belieben stellt, ob er als Chemiker oder Schuster sein Leben gewinnen und hinbringen will. Das Gemeinsame sieht sie nur im substantiellen Objekt: hier die Welt der Stiefel, dort die Welt der Erkenntnisse. Und wie die

Schuhfabrikanten zwar alle Schuhe machen und doch jeder von ihnen Wert darauf legt, ganz besondere Schuhe herzustellen, da sie ja alle gegeneinander und nicht miteinander produzieren, — genau so die Philosophen der Gesellschaft: sie denken nicht sokratisch mit-, sondern gegeneinander, und A lebt davon, dass er B „widerlegt“. Das Philosophieren ist eine Disziplin geworden ganz gegen ihr Wesen, das gar nicht „wissenschaftlich“ im gesellschaftlichen Sinne ist und gar nicht „historisch“ im exakt-wissenschaftlichen Sinne, wie etwa ein Lehrbuch der Chemie von 1915 „wahrer“ ist als eines aus dem Jahre 1860, weil das erste brauchbarer ist. Das Philosophieren ist Anschauen der Welt — um mit dem falsch gebrauchten Wort „Weltanschauung“ nicht missverstanden zu werden — das sein einziges „Kriterium“ in der Gemeinsamkeit des Miteinanderseins hat, in einem Drinnen also, nicht in einem einzeldenkerischen Draussen, das ja seinerseits wieder ein solches Kriterium brauchte und dieses wieder eines und so fort ad infinitum. Der Schulstreit um die „Richtigkeit“ einer Philosophie ist ein Gesellschaftsspiel mit wissenschaftlicher Allüre, in dem der Philosoph sich selber einsetzt und selbstverständlich mindestens sich selber wieder gewinnen will. Daher der für das gesellschaftliche Philosophieren unbestreitbar richtige Satz, dass keine Philosophie mehr wert ist als der Philosoph, der

sie hat. Sich nirgends zu widersprechen, hält A um so mehr für den wichtigsten Beweis seiner Wahrheit, als er mit nichts sonst beschäftigt ist, wie dem B dessen Widersprüche aufzuweisen und daraus dessen „Wahrheit“ zur „Nicht-Wahrheit“ zu machen. „Das Leben ist eine Tendenz zur Individuation“, — diesen Satz Schellings haben die einer Gemeinschaft nicht mehr teilhaften, über einer aus zueinander und voneinander flüchtenden Individuen gebildeten Gesellschaft hinziehenden, ja, wie Wolken hinziehenden Philosophen des philosophischen Standes zur Devise ihres Philosophierens machen müssen: das Philosophieren ist eine Tendenz zur Individuation. Das Denken der Welt wurde Wählen und Fixieren und Behaupten des Standpunktes, der im Nicht-Vorhandensein einer tragenden und umschliessenden Gemeinschaft, wohl aber im Vorhandensein einer wogenden, unstabilen Gesellschaft von grösster Wichtigkeit werden musste.

In Bergson scheint mir nun das auf die Gesellschaft gestellte Philosophieren zur höchsten und wahrscheinlich letzten Leistung sich gesteigert zu haben, als hier dem Individuum und seiner alleinigen Initiative einzige Evidenz gegeben und das sittliche Verhalten von einem zum andern als eine nur äusserer Zweckhaftigkeit dienende Belanglosigkeit des Menschen angesehen wird: über die Bewegtheit der Individuen wölbt sich alsofort der Himmel. „Wirkliche Dauer bezeichnet gleichzeitig

ungeteilte Kontinuität und Schöpfung“ (Évolut. Créatr. Introd. VII.) — es drückt sich in diesem Satze auch die ganze Turbulenz des Individuums in der Gesellschaft aus. Es erlag die alte Gemeinschaft dem Individuum, das sich nach wechselnden Bedürfnissen und Interessen gruppiert und wieder trennt und aufs neue gruppiert, gewiss nach dem nicht verlorenen formalen Schema der alten Gemeinschaft, aber danach nur sich in dem zusammenfassend, was man Gesellschaft nennt. Die Gesellschaft hat ihren Erzeuger, das Individuum, auf sein höchsterreichbares Mass gebracht, denn es gab sich in der Gesellschaft die grösste Freiheit: es fand sich in die Gesellschaft zur Garantie dieser werdenden Freiheit. Dieser Prozess scheint nun erschöpft zu sein: die Individuen können nicht mehr ihre Bedingungen, nämlich gesellschaftlich zu leben, erfüllen und drohen in eine Einzelhaftigkeit zu fallen, welche alles Leben und damit auch das des Individuums aufhebt. Diese Krise drückt Bergson aus: er erleichtert dem Individuum das Leben, indem er es aus der Haft seiner Intellektualität entlässt und an die Intuition abgibt (Intuition et Intelligence représentent deux directions opposées du Travail Conscient, Evol. créatr. 289; und „L'Intuition marche dans le sens même de la vie, l'Intelligence va en sens inverse“). Und der vitale Akt ist ein Elan, eine imprévisibilité, eine nouveauté; ferner indetermination, liberté, incommensurabilité

avec l'idée, accroissement, exigence de réaction, progrès, continuité de jaillissement, — mit allen diesen Worten immer nur gesagt, dass der Akt ein Akt und kein Gegenstand ist — mit allen diesen Inhaltsaufzählungen der Idee Akt jene Inhalte betonend und heraushebend, die das Individuum in dem Habitus seiner Gefühle (das Wort nicht im üblichen Sinne) besitzt, die es dem andern nicht verpflichten.

In Bergson drückt sich die Krise aus, aber auch die Wegzeichen ihrer Überwindung ergeben sich: das durch die Gesellschaft gewordene Individuum sucht sich in einer Gemeinschaft höherer Gattung als die vorgesellschaftliche Gemeinschaft war, die das Individuum überhaupt noch nicht kannte, zu retten. Diese Tendenz wird in jenen Denkern vorgedacht, welche man nach Husserl die Phänomenologen nennt. *Wirklich* — im wörtlichen Sprachsinn — wird das phänomenologische Denken erst werden, wenn es seine Hypothese des phänomenologisch reagierenden, philosophie-philosophisch unbescholtenen Ingénu nicht mehr braucht, — und es braucht ihn, solange noch Gesellschaft ist, und braucht ihn nicht mehr, wenn mit und in der Gemeinschaft das Philosophieren nicht mehr ein lehr- und lernbarer Beruf wissenschaftlicher Art ist, sondern das in ein geselliges Verhalten der Menschen miteingeschlossene Miteinander-Denken. Nur heute, wo diese Philosophie einer vorausge-

Blei, Betrachtungen 3

setzten Gemeinschaft noch neben der Philosophie der Gesellschaft steht und daraus insofern eine Täuschung über ihre fundamentale Andersheit aufkommen kann, als sie, Vorläufer einer *anderen* Zeit, in *dieser* Zeit lebt, nur darum kann es, weil sie hypothetisch annehmen muss, was nicht wirklich ist, oft den Eindruck machen, als wollten die Phänomenologen dem Phänomen beibringen, wie es wirklich ist, eine Täuschung aus ihrer doppelten Parade: gegen die philosophisch-historische Belastung des Phänomens mit Aussagen über es, die mit ihm nichts zu tun haben; und gegen das missbrauchte Mittel der nichts als aufzeigen sollenden, noch nicht bedeuten sollenden Sprache, die in philosophischer Inzucht verkrüppelt ist, welche Verkrüppelung nicht das Phänomen, wohl aber unser Verhalten zu ihm geschädigt hat.

Das Vordenken einer Zeit zwingt diese noch nicht, Erscheinung zu werden. Andere uns unbekannte Kräfte, die das eine hinab ins Dunkel, das andere hinaufdrängen ans Licht, wirken hier. Aber diese gebärenden Kräfte ziehen uns in ihr Kreisen und flüstern in unser inneres Ohr, was wird. Und wir sprechen es nur aus: Gemeinschaft. Sprachen es aus schon vor dieser Tage Ereignis, dass plötzlich einbrechende grosse Not ein Volk Gesellschaftliches beiseite werfen machte, noch nicht Gemeinschaft schuf, aber ihre Herrlichkeit ahndete. Und darum nimmer den Weg dahin aufgeben wird.

Von der Demokratie



Nicht nur der ruchlose Optimismus kommt auf anderer Leute Kosten zustande, sondern auch der andere. Der wählt seine Opfer, wie er sagt, im Interesse der Menschheit. Fatal, dass beim Meier diese Menschheit aus lauter Meiern, beim Schulze aus lauter Schulzes besteht, genau wie bei jenen Leuten, die „ihren Gott für sich haben“, der betreffende Privatgott die Physiognomie des Fürsichhabers zeigt, und der Gott des Lehmann halt so was wie ein recht braver Lehmann am Sonntag ist. — Wir lieben die Menschen um Gottes willen. Liebten wir sie um ihrer selbst willen, dann könnten wir sie ebensogut um ihrer selbst willen nicht lieben oder hassen. Letztgültig „optimistisch“ oder „pessimistisch“ hinsichtlich des Loses der Menschheit kann nur sein, wer die Menschheit nicht in der Gottheit einschliesst. Wer aber Gott, das ist Sinn und Grenze, verehrt, der kann schon gar nicht an seiner Kreatur verzweifeln. Der Sinn unseres Daseins, zu Gott hinzuleben und den Abstand zwischen Gott und uns so gering wie möglich zu machen, dieser Sinn kann sich nur erfüllen, wenn wir diesen zu Gott hinbewegten Menschen dieser Mühe des Bewegtwerdens für wert erachten, und um Gottes willen geben wir dieser Mühe und An-

strengung Wert, denn anders wäre die Hoffnung nicht und wäre sie keine Tugend.

Nun sind es nicht die schlechtesten Köpfe, die heute glauben, dass wir europäische Menschen langsam aber sicher auf einer schiefen Ebene in den Abgrund gleiten, und sie sind nicht verlegen um viele und schwere Anzeichen, die ihnen recht geben möchten, dass es mit dem europäischen Menschen zu Ende sei. Die Betätigung fremder, aussereuropäischer Rassen sei das sichtbare Symbol für diese Abdankung und Erschöpftheit des Europäers. Käme es nun aber früher oder später wirklich so, dann wäre es frevelhaft, sich damit zu trösten, dass Gott schon wissen werde, warum er den Europäern das Ende so bestimme. Gottes Hand beugt wohl, aber sie bricht nicht. Er ist ein Richter, aber kein Henker. Er schuf alle Kreatur in einem Sinne als seine Widersacher damit, dass er ihnen bestimmtes Leben gab: Fühlen, Denken, Wollen, aus dem allem sich der Fluch so ringt wie das Gebet und auch der Fluch sich noch mit Gott beschäftigt. Er schuf uns wohl nach seinem Bilde, aber nicht gleich seinem Wesen; wir sind weder die Spiegelbilder noch die Schatten Gottes, sondern sein Widerspruch in dieser seltsamen Spanne Zeit, die wir unser Leben nennen, und Leben zu Gott hin ist: diesen Widerspruch aufheben wollen. Gott stellte uns in der Schöpfung aus sich hinaus wie in der Laune einer Probe auf seine göttliche

Macht: ob sie gross genug wäre, dass wir bei aller Freiheit zu ihr zurückkommen müssten. Aus unserer Freiheit, aus „freiem Willen“ sollen wir zu Gott zurückkommen, darum schuf er uns frei. Der von vornherein Unfreien, der Sklaven Gottes wie auch der Gottgleichen hätte er sich in keinem Schöpfungsakte entbunden. Und wir wissen keine andere Heimkehr der also freien Menschen als die Heimkehr zu Gott — so, seit wir Geschichte kennen. Wir wissen aus ihr auch die kurzen Wege und die langen Umwege nach dieser Heimat; näher waren wir ihr dann, weiter von ihr da, und Begleiter des Weges zeigten das auf als Mahner und Weiser, zeigten immer den kürzesten Weg der Vereinigung: Augustin, Franz von Assisi, Thomas Aquinas, Loyola, Luther, Pascal, Kierkegaard.

Wir können von der heutigen Zeit nur sagen, dass sie in der Sonnenferne von Gott steht, noch auf der Bahn, aber im weitesten Abstand ihrer Linie. Wir müssen den kurzen Weg erinnern: das ist unsere erkannte Pflicht, unbekümmert darum, ob man ihn zu spät oder nie einschlägt. Denn nicht was sein wird oder sein könnte, beschäftigt uns in Projektion problematischer Gesetzmässigkeiten der Historie, sondern was sein muss, was not tut, dass es ist. Wen das Göttliche belebt, den erfüllt ein leidenschaftliches Verlangen, dass das, was sein soll, gleich sei; anders wird der Mensch aus seiner Indifferenz oder seinem Zweifel Meinungen haben,

die so, aber auch anders sein können. Wenn wir nicht in Gott stehend ganz davon erfüllt sind, dass Eines not tut, dann sollen wir lieber schweigen. Nur das Wissen zögert, nicht aber der Glaube. Und nur ein schwächlicher Glaube wird auf das Immediatement der Erfüllung verzichten können.

Politisches Denken kann keinen grösseren Zeitraum umspannen als den eines Menschenlebens; sonst wird es politisches Träumen. Diese so sehr eingeschränkte Endlichkeit verlangt aber gerade um dessentwillen eine immanente Unendlichkeit, wenn anders nicht Materie und Gedanken darüber im Kümmerlichsten des Alltages und Morgens verkommen und ersticken sollen. Die Politik der nächsten dreissig Jahre, aber nicht die der nächsten zwei Jahrhunderte! Die Politik der nächsten dreissig Jahre, sage ich, *und* die des ewigen Lebens! Man hat bei uns in den letzten Jahrzehnten immer nur die Politik der nächsten vier Wochen gemacht und bedacht und ist damit immer nur gerade bis zur zweiten Woche ausgekommen. Vielleicht weil man die Politik des ewigen Lebens vergass, die topisch und nicht utopisch ist. Vielleicht wäre es an der Zeit, einmal von ihr aus zu denken. Vielleicht gewinnt man daraus die Politik der nächsten dreissig Jahre. Denn das einzig Praktische, was wir Menschen besitzen, sind die Ideale.

Der sogenannte Realpolitiker, der sich gerne

sagen hört „Gladstone hat 76 erklärt“ oder „Eugen Richter sprach das Wort aus . . .“ wird nichts gegen die Ideale sagen, aber dass sie praktisch sein sollen, wird er belächeln, und gerade das ist das Einzige, was Ideale überhaupt sind. Der einfach lebende Mensch ist von dem Aussprechen seiner einfachen guten Wünsche durch einen Berg von Rednern, Zitierern, Wichtigtuern und Repräsentanten getrennt, die mit vielem Wissen verdecken wollen, was sie allesamt nicht haben: eine gute unverstellte menschliche Teilnahme, ein natürliches Gefühl der Zugehörigkeit zur menschlichen Gemeinschaft. Die meisten Menschen sind bescheidene Leute und werden darum von den unbescheidenen Leuten überannt und regiert. Dies ist einmal bis auf weiteres so, muss aber nicht immer so bleiben, denn „in der Natur der Sache“ liegt es durchaus nicht. Vielleicht rückt der Umstand, dass im Augenblick der bescheidene gewöhnliche Mensch so Ungewöhnliches tut, wie sich für eine Idee lieber totschiagen zu lassen, als gegen diese Idee zu leben — ich betone nur Idee, nicht welche Idee — vielleicht rückt dieser Umstand diesen bescheidenen Menschen auch nachher, nach dem Kriege, näher, gefährlich näher an den unbescheidenen Schwätzer, Regierer und Werteverwalter heran und zwingt den hinter die Front unseres bürgerlichen Lebens, vor der er mit seiner zitatereichen Bildung und seiner Unmenschlichkeit herumgestikuliert, dass die Naiven

ihn für den Führer halten, wo er bestenfalls nur ein Schellenschwinger ist.

*

Wenn man dabei bleiben will, das Chaos für den Kosmos zu halten und den Wirbelwind für das unseren Nasenlöchern angenehmste Lüftchen; wenn wir, ohne Metapher, dabei bleiben wollen, als unverbundene und darum unverpflichtete Individuen den Menschen und der Erde Güter zu erpressen, die man, ganz nur Handel, als „Ware“ schon vorher denkt, deren „Abnehmer“ man sich durch Kolonialerwerb oder sonstige Herrschaft erobern muss, oder indem man durch Erregung sinnloser Kauflust auf Kosten wertvoller Gefühle aus seinen Mitmenschen vornehmlich „Abnehmer“ macht — wenn man das für das richtige europäische Leben hält, zu dem Natur und Geschichte verpflichten, dann mag im Namen der dies halt so wollenden Menschheit nach diesem Krieg wie vor ihm Handelsbilanz, Offene Tür, Weltwirtschaft, Imperialismus und Spekulantentum weiter die grösste Sorge und vornehmste Beschäftigung der nährisch gewordenen europäischen Menschheit bleiben. Es gibt Verteidiger dieser Narrheit, die sie für höchste Vernunft ausgeben; und andere, welche sie achselzuckend damit entschuldigen, dass sie sie der menschlichen Verantwortung entziehen und Gesetze in ihr sehen, die sie mit aussermenschlicher Fatalität wirkend denken. Die ersten sprechen von

renaissancehaften Machtnaturen und vom Napoleon Rockefeller und wie sich jede Zeit in ihrem spezifischen Geiste ausdrücke, was immer sie auch für Mittel dazu verwende. Diese Idolatoren des „modernen Geistes“ sagen, Geschichte käme durch die „Machtlust“ zustande, die sich heute eben nur wirtschaftlich äussere. Ehemals venerierte man nun solche Machtlustige in keiner Weise, nannte sie Piraten und Räuber, fing sie und hängte sie ganz gewöhnlich auf. Heute findet man es in der Ordnung, dass diese Piraten die anderen aufhängen. Es sind aber diese Rockefeller und Schwab und Bait und Rhodes, diese captains of industry weder Machtgenies noch sonstwie Helden, sondern ganz gewöhnliche, manchmal gemeingefährliche, immer menscheitsgefährliche Narren und Kleptomanen. Wer den Stehler nicht einen Stehler nennt, will sich nur selber nicht als Hehler bekennen. Gäbe es auf der Welt einen einzigen Menschen, der für alle anderen nichtstueden Menschen alle Arbeit verrichtete, so würde uns das Herz zerspringen und könnten wir das Leiden dieses einen Menschen nicht ertragen. Gäbe es auf der Welt nur einen Milliardär und fronte ihm die ganze übrige Menschheit, diese Menschheit würde diesen einen Mann nicht als ein Machtgenie bewundern, sondern einsperren als einen Närrischen. Ändert sich das von Grund auf, weil sich hier und dort die Zahl vervielfacht, weil wir dort mit Millionen, hier mit Tausend multiplizieren?

Die sich in eine angebliche Gesetzmässigkeit flüchten, um ihr kapitalistisches Denken oder das kapitalistische Handeln von aller Verantwortlichkeit zu befreien, haben seit Hume und Adam Smith wohl sehr viel Geist auf diesen Versuch verschwendet, den menschlichen Wirtschaftsformen eine transzendente Gesetzmässigkeit zu vindizieren, aber es ist mit alledem immer das zu Beweisende, das Gesetz, als das Bewiesene angenommen, die Hypothese zu einer Protothese gemacht worden. Und nicht nur die Beziehungen, die zwischen dem Objekt der Forschung in Wirtschaft und Historie und dem Forschenden bestehen, schliessen die „reine“ Wissenschaftlichkeit aus, sondern dem Gegenstande selber wohnt nicht der Charakter inne, der reine Gesetzmässigkeiten im Sinne der Mathematik etwa oder der Mechanik ergäbe. Jede Theorie der Wirtschaft ist im besten Falle Theorem einer historisch bestimmten Wirtschaft, so allgemein sie sich auch zu geben sucht.

Unter den die Geschichte der Menschheit bildenden Faktoren hatte die Wirtschaft eine Zeitlang eine vorragende Stellung. Dass die biologische Tatsache des Erhaltungstriebes als eine viel zu allgemeine die Geschichte der Menschheit nicht nur nicht bestimmt, sondern höchstens von aussen variiert, ist längst eingesehen und erkannt. Denn anders hätte, wie man bemerkt hat, das Rindvieh, bei dem Nahrungsbeschaffung die einzig wahr-

nehmbare Rolle spielt, eine ganz formidable Geschichte. Gewiss wird mancher in einem Wasserfall nur Pferdekkräfte, in einem Wald nur Klaffer Brenn- oder Bauholz sehen, aber man wird diesen einen und andern nicht gerade für den gewöhnlichen Menschen ansprechen, wie ihn jeder von uns kennt. Diese Ausnahmen können aber wohl an das genannte Rindvieh erinnern, dessen glotzendes Auge in der Landschaft nichts als Futter sieht. Man könnte eher sagen, dass Geschichte *gegen* die Wirtschaft und *trotz* ihrer zustande kommt, wenn man unter geschichtlichem Leben nicht gerade das der Feuerländer oder der Bevölkerung Australiens versteht.

Aber man ist mit dem Aberglauben des zum ökonomischen Geschichtsmotiv hergerichteten biologischen Ernährungstriebes noch nicht fertig, wenn man seine wissenschaftliche Formulierung einschränkt oder gar aufgibt. Der herrschende Geist gab vielleicht diese Formulierung als ein unreiner Geist gerade deshalb auf und lehnte als „wissenschaftlich falsch“ ab, um ungenierter seiner unwissenschaftlichen Praxis zu leben, in dem wahrhaft geschichtslosen Alltag des Geschäftes, australisch-amerikanisch oder feuerländisch Erhaltung schaffend mit mehr minder ausgebildetem technischen Apparat. Denn alles, was kapitalistisch reflektiert und handelt, hat keine andere Formel des Lebens als jene ökonomische, ob sie nun „wissen-

schaftlich“ zugegeben oder bestritten wird, ob sie nun zu „sozialistischen Konsequenzen“ führt oder zu anderen. Und eine vom kapitalistischen Zweckmenschen gedachte und gewollte Geschichte der Menschheit ist ein wirtschaftlicher Ablauf, dessen Störungen durch den metaphysischen Menschen man dadurch zu überwinden sucht, dass man sich die Äusserungen dieses metaphysischen Menschen entweder durch Fälschung dienstbar macht oder, wenn dies nicht möglich ist, sie als seltsame Atavismen und zur Lust eines Sonntagsvergnügens duldet. Für letztes gibt das neuere Deutschland Beispiele, für erstes ganz besonders die englische Geschichte seit Cromwell. Beiden am unzugänglichsten hat sich bis jetzt der russische Mensch erwiesen, das ist der wesentlich religiös orientierte Mensch.

*

Die Struktur, die sich die Individuen eines Volkes zu Schutz, Behauptung und Förderung ihrer Werte geben: so definiert man den Staat, sehr allgemein aus seiner Allgemeinheit. Es gibt keine ideale Staatsform, denn ausser den staatlosen Juden behauptet kein Volk von sich, dass es das auserwählte sei, und ausser gewissen überpreussischen Preussen ist kein Individuum irgendeines Volkes der Meinung, dass es sich mit allen seinen Fragen restlos in einem Staatsgebilde beantworte. Da kein Volk Paradigma für ein anderes Volk ist, kann auch keine Struktur, die sich das eine Volk gibt, para-

dogmatisch sein für die Struktur, die sich ein anderes Volk geben kann oder gegeben hat. Die beste Staatsform, die sich das deutsche Volk gibt, kann die schlechteste für das russische sein und umgekehrt. Die meisten politischen Wahrheiten gelten nur bis zu den Volksgrenzen, und das ist wahrscheinlich die einzige politische Wahrheit von universeller Geltung. Aber gewisse Internationalismen, wie Wirtschaft und Technik, erzeugen gewisse sich darauf stützende Meinungen, die in dem Umstand, dass der Kapitalist Smith und der Kapitalist Schmid nach Afrika importieren, Identitäten der betreffenden Völker sehen und für den weniger günstig importierenden Schmid die Staatsform als die bessere verlangen, die es dem Smith leichter macht, die Bantuneger hereinzulegen. Da alle unsere Staaten, von der Not so bedrängt wie vom Reichtum, mehr minder ins sozialistische Gedränge gekommen und selber Unternehmer in kapitalistischen Formen geworden sind, so werden solche internationalisierenden Politiker im Schatten der Hochfinanz und des Welthandels die jeweiligen Regierungen um so bereitwilliger finden, für die beste Staatsform nicht die Struktur zu halten, die sich ein Volk gibt oder geben will, sondern jene, die, am internationalen Wirtschaftsverkehr gemessen, diesem am zuträglichsten ist: die Staatsform wird schlechtweg merkantilisch sein. Daraus vornehmlich ergeben sich die Diskrepanzen zwischen Volk und

Staat, dass nicht das Volk sich in der ihm gemässen Struktur ausdrückt, sondern nur die Tendenz dazu hat, während Regierungen und Politiker die „beste“, das heisst wirtschaftlich rentabelste Staatsform aus dem Streit aller möglichen Formen suchen, ein Nationales aus lauter Internationalismen. Und da jedes Volksindividuum irgendwie auch „wirtschaftlich“ ist und in dem Staate einen Garanten prosperierenden Wirtschaftsbetriebes sieht, so wird es den Staat walten lassen und seine Neigung, sich in einen Wirtschaftsverband umzubilden, immer fördern.

Der Staat produziert wohl, da er es anders als unter dieser Norm nicht kann, kapitalistisch, aber er distribuiert nicht so. Denn er bereichert sich nicht wie der private Unternehmer. Um aber das zu können, muss er auf das private Unternehmertum Zwänge ausüben, die zu irgendeinem staatlichen Sozialismus führen müssten, wiche das private Kapital nicht diesem Drucke dadurch aus, dass es — kolonial wird. Der in der Verteilung sozialisierende Staat muss dafür das private Kapital entschädigen und tut dies durch Kolonialerwerb. Das private Unternehmertum muss, um seine Bereicherung zu behaupten, die Produktion erhöhen, um den Staatssozialismus der Verteilung ertragen zu können. Zur erhöhten Produktion muss der Absatz gefunden werden: die noch nicht kapitalistisch produzierende Welt wird verteilt. Von die-

sem Augenblicke an wurde der Handel kriegs-
risc: England hat seit Cromwell keine anderen
als Handelskriege geführt. Nicht ist damit gesagt,
dass der Krieg in der Wirtschaft begründet ist,
sondern die Wirtschaft bedient sich des Krieges
als eines Mittels für ihre dadurch nicht immer
erreichten Zwecke. Der Krieg wird eine Speku-
lation, die auch fehlschlagen kann. Wäre der Krieg
seiner Wesenheit und Natur nach rückführbar und
allein begründbar durch den wirtschaftlichen Fak-
tor, dann stünde er so sicher im Kalkül, dass er
eben nicht Spekulation, sondern vollkommen sichere
Rechnung und unverlierbar wäre.

Als letzter Rest einer Verehrung, die man in
Deutschland für den englischen Liberalismus als
grösste Garantie wirtschaftlicher Prosperität hatte,
kam aus England der imperialistische Gedanke,
vor dem Kriege als Panazee aller Übel von ein paar
Journalisten gepriesen, die es nicht billiger tun
wollten als mit einem laut gebrüllten deutschen
Imperium von einem Ohr zum andern. Während
dieses Krieges reden diese schreib- und schreibfrohen
Reichserweiterer davon, dass Deutschland die „Erb-
schaft Englands“ antreten müsse, wogegen der
Kanzler abwinkt, indem er nur von einem Impe-
rium des deutschen Geistes spricht, das man er-
richten wolle. Aber die wirtschaftlichen und daher
nicht geistigen Journalisten spielen als die „nötige
Voraussetzung“ — da nach ihnen die Bäume den
Blei, Betrachtungen

Wind machen — der Geistes Herrschaft über die Welt aus: die wirkliche politische und wirtschaftliche Herrschaft über Staaten und Völker vielerlei Zungen und Klimate. Denn damit so etwas wie Geist entstände, sagen diese Biologen des Bauches, dazu muss das ihn hervorbringende Volk Eisenbahnen, Giro-Scheckverkehr und das Lombardgeschäft haben, und um bei den Patagoniern den deutschen Geist durchzusetzen, müsse sich zuvor nicht nur der deutsche Handlungskommissar, sondern auch der preussische Beamte durchgesetzt haben. Dies stimmt insofern, als *dieser* deutsche Geist die beiden anderen Eroberer zur Voraussetzung seiner Verbreitung hat. Aber ein geistiges Imperium, wie es der Kanzler meint und dabei etwa an Luther denkt, das ist ein ungewollter Effekt; als blosser Absicht ist es Grosssprecherei. Man kann ein solches geistiges Imperium hoffen, auch wünschen, aber nicht errichten wollen. Am guten Willen der Hottentotten, zu ihrem Homer zu kommen, wird es gewiss nicht fehlen. Dieses Errichtenwollen des Unerrichtbaren geht auf ein anderes zurück, das heute populär ist, nämlich auf das vielgehörte Wort Erfolgspolitik. Kaum ein Politiker, der nicht sagte, dass er auf nichts als Erfolgspolitik bedacht sei. Als ob es je einen Politiker gegeben hätte, der erklärt hätte, er wolle nur erfolglose Politik machen. Ob eine Politik erfolgreich ist oder nicht, das lässt sich immer erst nachher sagen. Wenn die Deut-

schen keinen Geist, wohl aber Maschinen, Kunst-
dünge, Stiefel und Bartbinden erzeugen, so werden
sie eben nur auf den Export dieser erfolgreichen
Dinge ein Imperium gründen können, nicht aber
auf den nicht vorhandenen, aber erwarteten, ja
entwicklungsmässig befohlenen Geist.

Kein deutscher, sondern ein englischer Kritiker
hat festgestellt: Einer, dessen Herz nicht mehr
funktioniert, der aber stolz auf seine Beine ist, das
ist der britische Imperialismus. Trost, den der Eng-
länder beim Anblick seiner Fabrikstädte im Ge-
danken an kanadische Wälder und indische Dschun-
geln findet: das ist der britische Imperialismus. Die
wilde Erregung, die ein auf den Kontorbock in
Birmingham geschraubter Mann darüber empfin-
det, dass ein anderer englischer Mann auf Busch-
leute Jagd macht: das ist der britische Imperialis-
mus. Dass dieser englische Mann weder in Afrika
noch in Indien, noch in Kanada ein Held, sondern
ein ganz gewöhnlicher cockney ist, das wird der
träumende cockney in Birmingham in seinem Her-
zensbedürfnis nach Grösse und Weite der Nation
bei individueller Enge und Erbärmlichkeit immer
übersehen. Denn er träumt und phantasiert so aus
Schwäche. Er macht sich ein künstliches Europa,
über das er herrscht, weil er an dem wirklichen
Europa nur *teilhaben* könnte, was er aus seiner in-
sularen Lage heraus verlernt hat oder aus seiner
Geschichte heraus nicht mehr kann. Es ist damit

nur das gefühlsmässige Zustandekommen des britischen Imperialismus angedeutet, noch nicht sein politischer Sinn. Dass er aber einen solchen bekommen konnte und dass er ertragen wurde, dazu musste eine gefühlsmässige Vorbereitetheit da sein. Den Engländern wurde der Imperialismus im politischen Sinne harte Not von dem Augenblicke an, da sie das Feld nicht mehr bestellten und seitdem auf ihrer Insel die Schafe die Menschen gefressen haben. Es gibt in England viele Leute, die den britischen Imperialismus aus der Bibel als eine rechte und gerechte Sache beweisen; es gibt auch bei uns ein paar Leute, die sagen, der liebe Gott habe sich bei Erschaffung der Welt der deutschen Sprache bedient. Bei aller Verehrung für Beweise aus der Bibel neigen wir doch jenen zu, die sagen, der britische Imperialismus sei der letzte Versuch Englands gewesen, mit den schwierig gewordenen Kolonialreichen fertig zu werden, indem man diese nicht fertig werden lässt; er sei der letzte Versuch einer Bindung, bei der England Weltmacht bleibt, denn eine europäische Grossmacht kann es nicht werden. Verliert England seine Suprematie über die Kolonialreiche — und letzter Versuch, diese Suprematie zu behalten, ist der imperialistische Gedanke — so wird England zu diesen befreiten, selbständigen Reichen auf die gleichen Bedingungen gestellt wie alle anderen Staaten und es muss, auf die Einfuhr der Brot-

frucht durchaus angewiesen und nichts konkurrenzlos produzierend, unter diesen Bedingungen noch die ungünstigsten als die besten ansehen und annehmen, denn in seinem Wichtigsten, in der Ernährung, ist es auf andere angewiesen. Deshalb bedeutet das britische Imperium bis auf weiteres, das heisst solange die Welt kapitalistisch wirtschaftet und denkt, die britische Existenz. England muss eine Weltmacht sein oder es ist eine Insel, ein kleines altes Königreich.

Es ist nicht deutlich, wie dieses Entweder-Oder bei den deutschen Imperialisten lautet. Jedenfalls sagen sie, das Deutsche Reich sei jetzt eine Insel und müsse darum eine Weltmacht werden. Der deutsche Kolonialbesitz wurde uns vorzüglich als Besiedelungserwerb hingestellt, als Orte, an die wir unseren Überschuss an Menschen los werden. Betrifft es Beamte, die wir nicht brauchen können, wäre dagegen nichts zu sagen, als dass dafür schliesslich so was wie eine Strafkolonie von ein paar Meilen im Geviert genügte. Aber die viel grössere Ausdehnung der deutschen Kolonien entzieht uns durchaus nicht die überschüssige und als pauperisiert kolonial unbrauchbar gewordene Stadtbevölkerung, sondern Bauern, die wir sehr nötig haben. Bloss wirtschaftlich gefragt: klagen unsere Landwirte nicht über fehlende Arbeiter? Werden nicht Hunderttausende alljährlich aus Russland bezogen? Ist das Abwandern vom Lande eine so erfreuliche

Erscheinung, dass wir auch noch die ländliche Abwanderung in Kolonien unterstützen sollen? Haben wir etwa kein Ödland im Reiche, dem die bearbeitenden Hände fehlen? Ist bedruckter Kattun, den wir für erst noch zu erobernde Abnehmer herstellen, wichtiger für den Volkswohlstand und unser gemütliches Leben als das Korn, das wir säen, ernten und essen? Ist der Hinterhausbewohner und der Fabrikkolonist wirklich schon so sehr der normale Mensch geworden, dass wir den auf seiner Hufe hausenden und ackernden Mann als eine unzeitgemässe Abnorm so schnell als möglich vernichten müssen?

Da Deutschland trotz aller gegenteiligen Versicherung keine Insel ist, kann es sein Korn nicht über die Meere säen, um daheim Platz und Hände für die Industrie zu schaffen. •Was in der Gegenwart dieses Krieges diesem Lande zum Heile gereicht, dass nicht schon auf allen seinen Äckern Kartoffeln zum Spiritus und Rüben zum Zucker reifen, das soll in der Zukunft zum Unglück dieses Landes werden? Weil wir den Schnupfen haben, sollen wir zu unserem Glück auch noch die Blattern bekommen? Um unseren Kattun abzusetzen und Kautschuk einzuführen, wegen dieser sehr simplen Handelsgeschäfte braucht man sich nicht in die Abenteuer einer Kolonialreichgründung zu stürzen, um damit früher oder später an den Abgrund eines deutschen Imperiums zu kommen. So

wenig wie wir Frankreich erobern und preussisch machen brauchen, um mit diesem Lande Geschäfte zu treiben. Die Tatsache des dem inländischen Drucke ausweichenden Unternehmerkapitals, das nach Kolonien giert, um sich in seinen Bereicherungstendenzen zu behaupten gegen die im Inlande drohenden Sozialisierungen, — diese sehr einfache Tatsache kapitalistischen Handelsgeistes soll nicht mit schöngeschwungenen Fahnen drapiert werden und ihre nackten Ziffern nicht mit volltönenden Vokabeln aus dem Wortschatz der hohen Werte. Welche Vokabeln in eines zusammengebacken wurden, das neben dem von der „Erfolgspolitik“ steht, nämlich das Wort „Prestige“. Zu dem politischen Prestige gehört nach der Meinung deutscher Imperialisten die geographische Ausdehnung eines Reiches, wie in süddeutschen Gegenden das Weib aus dem Volke Kraft und Schönheit des Mannes nach der Grösse seines Bauches beurteilt. Unsere Imperialisten können die Grösse und Mannbarkeit des Reiches nur an einem Bauche feststellen, der vom Länderfressen massig geworden ist. Nun ist der Bauch nicht ein Zeichen von Kraft, sondern von Alter. Rom endete und endete als Weltreich. Und das Schicksal Englands wird sich jetzt oder später als das Schicksal eines Weltreiches erfüllen, das wohl Bauch, aber nicht mehr Herz hat, wohl Masse, aber nicht mehr Kraft.

Weil unsere Kolonien Handelspöstchen und so was ganz anderes sind als die englischen Kolonialreiche, deshalb verlangen bei uns ein paar Leute einen deutschen Imperialismus. Die Kolonialreiche würden schon nachkommen, sagen sie. Nun ist aber der britische imperialistische Gedanke Folge und fatale Folge der Kolonialreiche. Und diese Folge nimmt man bei uns für die Ursache. Er ist drüben letzte Hoffnung, dem Untergange als Weltmacht zu entrinnen — bei uns ist er einzige Hoffnung auf herrliches Gedeihen des Reiches. Siebenzig Millionen Fabrikarbeiter, dirigiert von einer halben Million Unternehmer und Regierer, und in Kolonialreichen Hunderte Millionen den Acker bauende Sklaven, — so träumen die deutschen Imperialisten die schöne Zukunft jener Insel, welche nach ihnen das Deutsche Reich heisst.

*

Eine Zeit, die vom durchaus rational lebenden Mittelalter sagt, dass es „dunkel“, ja „finster“ war, macht misstrauisch gegen ihre logische Helle. Eine Zeit, die nicht weiss, woher sie kommt, noch wohin sie geht, nennt sich paradoxerweise „fortschrittlich“. Fortschritt kann nur dort sein, wo ein Ziel bekannt ist, allen gemeinsam. Das Mittelalter hatte ein solches Ziel, darum war es in all seinem Tun wirklich fortschrittlich. Gott stand am Anfang des Weges und am Ende des Weges. Er war das, was zur Gemeinschaft vereinigte. Er war

Glauben. Heute gibt es nur das die Gemeinschaft zu „Gesellschaft“ Trennende: Meinungen. Das für eine Meinung einzig Wichtige ist eine andere Meinung: ihre Existenzen bedingen sich gegenseitig; jede wünscht der anderen längstes Leben um ihres eigenen Lebens willen. Der also um seiner selbst willen geführte Streit der Meinungen wird von etwas begleitet, wovon man sich Ausserordentliches für die Zukunft verspricht und das man wissenschaftlich Evolution nennt. Da man die Gegenwart nur als eine Relation zwischen Vergangenem und Künftigem kennt, sieht man die Moral keiner der heutigen Unternehmungen ein, ist aber trotzdem überzeugt, dass sie sich evolvierend in der Zukunft schon ergeben werde. Man weiss nicht mehr, was gut ist, glaubt aber zu wissen, was besser ist. Trotzdem man ganz im unklaren darüber ist, was das Beste ist. So ist Evolution und Fortschritt ein Komparativ, dem der Superlativ fehlt.

In diesen ganz mechanischen Begriff der Evolution passt sich sonderbarerweise der naturwissenschaftliche und auch sonst falsche Begriff der Anpassung ein, den alle, die vom Bösen dieser Zeit erfüllt sind, mit Eifer ergreifen. Aber es besteht nur ein scheinbarer Widerspruch zwischen dem Bewegtheitsbegriff der Entwicklung und dem Ruhebegriff der Anpassung; denn da kein Ziel ist, ist auch Evolution kein zu einem Ziel sich Hinbewe-

gendes, sondern höchstens ein Marschieren am Ort, also in bezug auf die Richtung nur wieder Ruhe. Der sozialen Evolution werde es analog den naturwissenschaftlichen Anpassungen gelingen, dass sich der Minengräber an die Nacht der Kohlen anpasse, wie sich bereits der Plutokrat an das Licht der Börse angepasst habe und sogar seine Liebeserklärungen schon im Börsenjargon mache. Der moderne Triumph des Geistes über die Materie, von dem man immer hört, besteht also darin, dass der Mensch die ihm an die Materie anpassendsten Fähigkeiten entwickelt und ausbildet; mit Geist unterjocht er seinen Geist, denn er kann auch in der bösesten Nutzung das ihm von Gott verliehene Gut nicht ausschalten: er kann es teuflisch, aber nicht nichtig machen.

Über eine so praktische Sache wie die Sünde gibt es ein Dogma; über eine phantastische Sache wie die Obligation gibt es Meinungen, die sich zu dogmatisieren suchen. Der heutige Meinungsmensch ist von der Transzendenz des Banken- und Börsenwesens ebenso überzeugt wie vom völlig problematischen Charakter der Tugenden. Das Giro hat für den kapitalistischen Menschen den Charakter einer metaphysischen Notwendigkeit, der er so unterliegt, wie der Mensch des dreizehnten Jahrhunderts Gott unterlag. Der kapitalistische Mensch lehnt es ab, für Formen, welche Wirtschaft hat, verantwortlich zu sein. Er erklärt, dass

er als Aufsichtsrat in drei Dutzend Finanzgesellschaften nicht freiwillig und weil es ihm Vergnügen mache, sei, sondern weil er damit ein wirtschaftliches Gesetz erfülle, gegen das Menschenwille oder Einsicht nichts vermögen. Die Menschen reden sich, wenn sie in irgendwas Pech gehabt haben, auf das Schicksal aus. Wenn sie Glück gehabt haben, tun sie das weit seltener. So machen sie ihr erfolgreiches Streben nach Bereicherung zu einer Sache persönlichen Peches, indem sie auch hier persönliche Verantwortung und Willen ablehnen. Die Formen der kapitalistischen Wirtschaft seien höhere Gegebenheiten, folgten in ihren Änderungen höheren Gesetzen, und der Mensch habe nichts zu tun, als sich damit abzufinden, was durch die Anpassung geschieht. Immer wird er fragen: „Wie sollen sich Ihre Ideale mit der Tatsache des Lombardgeschäftes abfinden?“ Da sie sich nicht abfinden, opfert er nicht das Lombardgeschäft, sondern seine Seele, indem er sie an das Lombard anpasst. Nicht das Bett, in das man sich legt, hält er für änderbar, sondern sich selber. Und schneidet sich die Beine ab, wenn das Bett zu kurz ist. Dass er das Bett ändern könne, hält er für Gotteslästerung. Es muss eine menschliche Unmöglichkeit sein, ohne Glauben zu leben. Der kapitalistische Mensch *glaubt*, dass „die Verhältnisse“ aus sich selbst geworden sind, über, neben und unter dem Menschen: diese Meinung musste sich ihm zu einem

dogmatischen Glaubensartikel verdichten, der in der Nationalökonomie ebenso seine Theologie hat wie der religiöse Glaube die seine.

*

In allen heutigen Demokratien handelt es sich um die Quantität der Abstimmenden, denn Demokratie gilt als eine Angelegenheit der grössten Zahl von Stimmzetteln. Es sollte sich aber in der Demokratie um die Qualität des zu Entscheidenden handeln. Wenn über diese Qualität Regierungen immer schon entschieden haben, bevor sie sich an das wahlberechtigte Volk wenden, dass dieses eine schon beantwortete Frage noch einmal beantworte, so lange hat man keine Demokratie, sondern eine Oligarchie der Reichen, Müssigsten, Überflüssigsten. Die Regierung hat beschlossen: die Bänke in den öffentlichen Anlagen werden entweder grün oder rot angestrichen; verlangt wird vom „Volke“ die Entscheidung, ob rot oder grün angestrichen werden soll; ausgeschlossen ist die fragende Demokratie, die vielleicht für gar keinen Anstrich ist. Es bedarf keines Scharfsinnes, zu wissen, dass die Herrschenden die Fragen immer so stellen werden, dass es gar keinen Unterschied macht, wie die Antworten ausfallen werden: sie bringen rot oder grün zur Wahl, da sie ganz genau wissen, dass sie auf den roten Bänken ebenso bequem sitzen werden wie auf den grünen. Die Kunst dieser demokratischen Politik besteht ausschliesslich darin, die

Unwichtigkeit der vom Volke herbeizuführenden Entscheidung diesem wichtig erscheinen zu lassen. Erst sagt sie: „Grün anstreichen oder der Staat geht zugrunde,“ dann gehorcht sie dem Volkswillen und sagt mit grösster Pose der Selbstüberwindung: „Also rot oder grün.“

Diese sogenannte Demokratie des Stimmzettels lässt sich an jede Form einer Regierung anbringen, ohne diese im geringsten zu ändern. Sie ist in einem despotischen Absolutismus ebenso möglich wie in einem sozialistischen Kollektivismus, der dem Volke auferlegt wird. Denn jede, auch eine kommunistische Demokratie, die sich auf dem Stimmzettel etabliert, wird die ganz bestimmten Oligarchen sofort bereit finden, den Kollektivismus zu administrieren, wie sie das Manchestertum administriert haben. Immer wird Rockefeller mit grossem Vergnügen am Petroleum sitzen, ob nun er es vertrustet hat oder der sozialistische Staat des Stimmzettels. Und dies so in Befolg eines mystischen wirtschaftlichen Gesetzes, wie man sagt. Und wie nicht nur die Bankdirektoren und Minenbesitzer sagen, sondern auch jene, welche die Bankdirektoren und Minenbesitzer politisch bekämpfen. Auch diese erklären, dass sie das nicht tun, weil sie die Minenbesitzer für unmenschlich halten, sondern weil sie es in Befolg eines unlängst entdeckten wirtschaftlichen Gesetzes tun müssen. Nicht aus Tugend, sondern aus Wissenschaftlichkeit lieben sie

die Menschen. Die Sache hängt an einem Faden. Widerlegt einer das Gesetz, das wissenschaftliche, dieser Menschenliebe, so steht nichts im Wege, dass sich diese Menschenfreunde wissenschaftlich in ihr Gegenteil, in Menschenfeinde, wandeln. Die Idolatoren der wissenschaftlichen Gesetzmässigkeit der wirtschaftlichen Zurichtungen geben diesen „Gesetzen“ eine metaphysische Heiligung und damit den Menschen eine bequeme Entlastung. Nicht ohne Grund bildete sich der Kapitalismus dort zuerst, wo man die Calvinische Prädestination glaubte und dem Menschen den freien Willen bestritt, und ist er dort am ausgebildetsten, wo der Glaube genügt, um selig zu werden. Der Kapitalismus erklärt sich für den, wenn auch fatalen, so doch einzigen Weg, Reichtum zu erzeugen; der Sozialismus sich für den, wenn auch fatalen, so doch einzigen Weg, Armut zu hindern — er lebt von seiner Prämisse als einem gesetzmässig und im höchsten Sinne Notwendigen.

Von diesen beiden Formulierungen derselben Sache, der kapitalistischen wie der sozialistischen, wird der Staat dafür angesehen und beansprucht, der uninteressierte ideale Aufpasser darüber zu sein, dass diese transzendenten Gesetzmässigkeiten der Wirtschaft von einzelnen Individuen keinen Schaden und keine Störung erleiden, sondern freie Bahn ihres Auswirkens behalten. Die nur scheinbar feindlichen Brüder erkannten sich in dem

ebenfalls von Verantwortung entbindenden Wort vom „Hineinwachsen“, das eine Art neutrales Territorium darstellt, auf dem sich die Aufgeregten zu stiller Kontemplation eines dunklen aussermenschlichen Vorganges treffen.

Die heute dogmatisierte Meinung, dass das Hypothekengeschäft eine elementarere Tatsache sei als die Seele und diese sich mit der Hypothek abzufinden habe, nicht umgekehrt, diese Meinung erweitert sich zu der anderen, dass sich die Demokratie als das Sekundäre abzufinden habe mit dem Primären kapitalistischer oder sozialistischer Wirtschafterei, nicht umgekehrt. Wenn der Mensch nur wirtschaftlich oder gar nicht existiert; wenn er nicht anders manifest wird als in sechs Arbeitstagen und einem vor Arbeit gesetzlich geschützten Sonntag; wenn er nur lebt, um zu arbeiten, und nicht arbeitet, um zu leben, dann allerdings ist keine Demokratie möglich, denn ihre Bedingung ist der menschliche Sonntag, nicht der wirtschaftliche Wochentag; ihre Bedingung ist die Sonntagsheiligung, nicht die Arbeitsheiligung; ist der Mensch trotz der Arbeit und nicht der Mensch für die Arbeit oder wegen der Arbeit.

Das Individuum ist wie der Gedanke gegen das Leben. Der Staat ist gegen das Individuum für das Leben. Demokratie ist nicht, wie die fatalistischen Entwickler meinen, ein immer grösser werdender Einbezug von Individuen in das Bestimmungsrecht

des Staates bis hinunter zum Idioten; denn der Staat besteht nicht aus Individuen, ob deren nun viele oder wenige bestimmend sind. Dem lebenserhaltenden Staate sind die lebensfeindlichen Individuen ganz gleichgültig sozusagen, denn seine Voraussetzung ist wie sein Wesen ganz antiindividuell. Linksliberale Erweiterer des Stimmkastens, die sich Demokraten nennen, weil sie eine grössere Anzahl Individuen in den Staat bringen wollen, denken nicht staatlich, sondern wirtschaftlich, und das heisst individuell: sie erliegen dem üblichen Konsequentismus einer angeblich transzendenten Gesetzmässigkeit, indem sie sagen: da diese Individuen wirtschaftlich tätig sind und daraus steuern, müssen sie auch irgendwelche Bestimmungsrechte in Staatsangelegenheiten haben. Der Staat ist aber kein „Ameisenstaat“. Er ist kein Verband aller und irgendwelcher wirtschaftlicher Interessen zum Schutz dieser Interessen, ist keine Verbindung von Individuen, sondern Struktur des Volkes, das in einer wirtschaftlichen Definition nie aufgeht. Das Verlangen nach dem Frauenstimmrecht, weil Frauen wirtschaftlich arbeiten, ist nicht nur keine demokratische, sondern eine unmenschliche Forderung, weil sie billigt, dass Frauen wirtschaftlich arbeiten. Arbeiteten kleine Kinder wirtschaftlich, so würde dieser Demokrat es unter der Bedingung billigen, dass die kleinen Kinder das Wahlrecht bekommen. Nur der anthropozentrische Grössen-

wahn hindert, auch den wirtschaftlich arbeitenden Pferden das Stimmrecht zu geben. Dieses demokratische Ideal ist erfüllt, wenn in Parlamenten Frauen darüber reden, dass sie nicht zwölf, sondern nur zehn Stunden arbeiten wollen. Dieses demokratische Ideal ist erfüllt vom Staate, wenn möglichst viele Individuen auf Grund ihres Arbeitstumes wählend, gewählt, vorschlagend, regierend am Staate teilhaben. So etwas wie eine erweiterte Stadtkommission, die über die Kanalisierung einer Strasse einen Beschluss fasst. Aber der Staat ist weder „möglichst viele“, noch „möglichst wenige“; er ist weder der grösstmögliche Verein, noch ein exklusiver Klub; er ist überhaupt kein Quantitatives. Er hat nichts mit Individuen zu tun und hört auf zu sein, was er ist, wenn er, wie in China, mit Individuen zu tun hat.

Auf die Frage: was ist nun die Demokratie? ist die eine Antwort die wichtigste: sie ist keine Regierungsform.

*

Die Frage ist immer nur diese: was muss sein, damit wir im Sinn des Lebens leben und ihn erfüllen? Was tut not? Was verlangt unsere menschliche Brüderschaft? Dieser Frage Antwort müssen wir aus uns selber geben, aus unserer tiefsten Besinnung, nicht aus unserer Gescheitheit, die sich „Gesetze historischen Geschehens“ und derlei gemacht hat. Der Kollektivismus soll nicht deshalb

recht und richtig sein, weil ihn „der Kapitalismus vorbereite“ oder „das Warenhaus“ oder „der Staat“ oder weil er die „notwendige gesetzliche Konsequenz“ von irgendwas sei, sondern weil er menschlich ist. Soll das Deutsche Reich recht und richtig sein, so nur, weil die deutschen Menschen anders nicht leben können, nicht aber des europäischen Gleichgewichtes wegen oder des deutschen Handels wegen oder irgendeines Prestiges wegen. Soll die Demokratie recht und richtig sein, so, weil sie menschlich recht ist und nicht, weil sich „eine Verschiebung nach links nötig mache“. Nicht Prophetien, nicht sogenannte Gesetzmässigkeiten, nicht Umstände sollen uns sagen, was wir zu wollen haben, sondern wir selber, wir nichts als Menschen, sollen uns sagen, was wir wollen müssen und was uns not tut. Wenn das nebenbei auch noch „gesetzmässig“ oder „im Sinne der Entwicklung“ ist, wenn es nebenbei noch „fortschrittlich“ und „modern“ ist und sich „mit der wissenschaftlichen Erkenntnis deckt“, — gut, aber nicht deshalb und nur dann gut. Wir wollen recht und richtig nicht am automatischen Ausschlag einer mechanischen Gesetzmässigkeit ablesen.

Recht ist nicht, was jeder für recht erklärt. Richtig ist nicht, was alle für richtig erklären. Menschlich recht und richtig ist das, was der Nächstbeste für recht und richtig erklärt. „Jeder“ und „Alle“, das ist Theorie. „Irgendeiner“, das ist

Praxis. Die Demokratie ist weder Partei, noch Politik, noch Staatsverfassung. Sie ist menschliches Verhalten, das sich einmal politisch in drei Worten formulierte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Wir stellen in umgekehrter Reihe die Brüderlichkeit obenan, denn sie allein betrifft den Menschen und nur ihn und nichts sonst als ihn. Wären die Menschen gleich, so hätte es keinen Sinn, von Brüderlichkeit zu sprechen. Aber die Menschen sind nur in Gott gleich, untereinander und füreinander sind sie ungleich. Das menschliche Gesetz fingiert sich göttlich, indem es sagt, dass vor ihm die Menschen gleich seien. Aber der Richtende muss, um ein guter Richter zu sein, wissen, dass diese Göttlichkeit des Menschengesetzes eine Fiktion ist und falsch der Satz von der Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz. Menschliches Recht spricht der Richter nur, wenn er weiss, dass die Menschen auch vor dem Gesetz ungleich sind. Gleich sind sie nur vor der Gerechtigkeit, und die ist allein Gottes. Das menschliche Recht ist im besten Falle eine Annäherung an die göttliche Gerechtigkeit.

Wie die Gleichheit die Menschen nur hinsichtlich Gott betrifft, so die Freiheit nur hinsichtlich der Menschheit. Die Menschheit: das sind die weder sozial noch politisch bestimmten menschlichen Personen, — ihnen allein kommt die Freiheit zu. Dem Utilitarier, und besonders deutlich dem englischen, ist die Freiheit ein irgendwie

gesetzlich garantiertes Ausleben der bürgerlich-politischen Individualität: der Begriff der bürgerlichen Person fällt für ihn zusammen mit dem der geistigen Persönlichkeit. Dem Zweckmenschen ist der wirtschaftlich-politische Mensch der Mensch schlechthin, seine Menschheit ist ihm ein Interessenverband der Menschen und die Freiheit die gesetzliche Regelung von deren Freiheiten. Man könnte sagen, der Freihandel ist für ihn die Freiheit. Aber sie ist: der Exzess der geistigen Persönlichkeit gegen ihre endliche Bürgerlichkeit. Sie ist das immer aufständische Bewusstsein der Menschheit gegen jede Zweckhaftigkeit. Darum ist die Freiheit eher in Russland als in England. Denn sie bedeutet nicht, mehr bürgerliche Rechte haben oder „freie Gesetze“ haben. Sie ist kein relativer Begriff, sondern ein Absolutes. Man lebt nicht da freier als dort; man lebt frei oder nicht frei. Stufungen gibt es in der Freiheit nicht. Institutionen können sie weder herstellen noch aufheben. Weder schädigen, noch fördern. Sie ist nach einer Skala von Nutzen und Schaden nicht messbar und nicht wägbare. Und die Summe von Freiheiten gibt nicht die Freiheit, sondern immer nur Freiheiten.

Die Brüderlichkeit: sie ist der Menschen alleinige Sache. Sie erkennt die Gleichheit in Gott und will keine andere, denn aus der Ungleichheit der Menschen — nicht aus der zufälligen des Güterbesitzes — hat sie Kraft, Bestand und alle Tugend,

wie die Tapferkeit eine solche nicht wäre, wenn alle Menschen gleich stark wären; wie Tapferkeit nur ist, weil es den Schwächeren gibt, der sie gegen den Stärkeren übt. Und wie sie die Ungleichheit der Menschen voraussetzt, so erträgt die Brüderlichkeit den Exzess der Persönlichkeit in der Freiheit um der Menschheit willen.

Ein ganzes Jahrhundert nach der Revolution glaubte, die Gleichheit und Freiheit zu realisieren und dass die Brüderlichkeit sich dann als Effekt von selbst einstellen würde. Ein Jahrhundert und mehr schuf bürgerliche Freiheiten und gesetzliche Gleichheiten, indem es das bürgerlich-politische Vertragsverhältnis der Menschen änderte: freier Arbeitsvertrag, freie Zügigkeit, freier Wettbewerb, freie Forschung, freie Berufswahl, freie Liebe, freie Presse, — dass Freiheiten nicht die Freiheit bedeuten, bewies diese „freie“ Zeit an sich selber, ja sie bewies sogar, dass Freiheiten nicht einmal Freiheiten sind, sondern nur polizierte Interessen. Denn jede dieser Freiheiten braucht den Zwang von ein paar Dutzend Gesetzen und Polizisten, die sie garantieren. Es sind Freiheiten, die gewissermaßen befolgt werden müssen. Aus diesen die Menschen isolierenden Freiheiten ergab sich die Brüderlichkeit nicht nur nicht, sondern sie verkümmerte in den Vereinsbruder, den Kegelbruder, den Parteibruder oder das Genossentum wirtschaftlicher Interessengruppen. Die Brüderlichkeit wurde

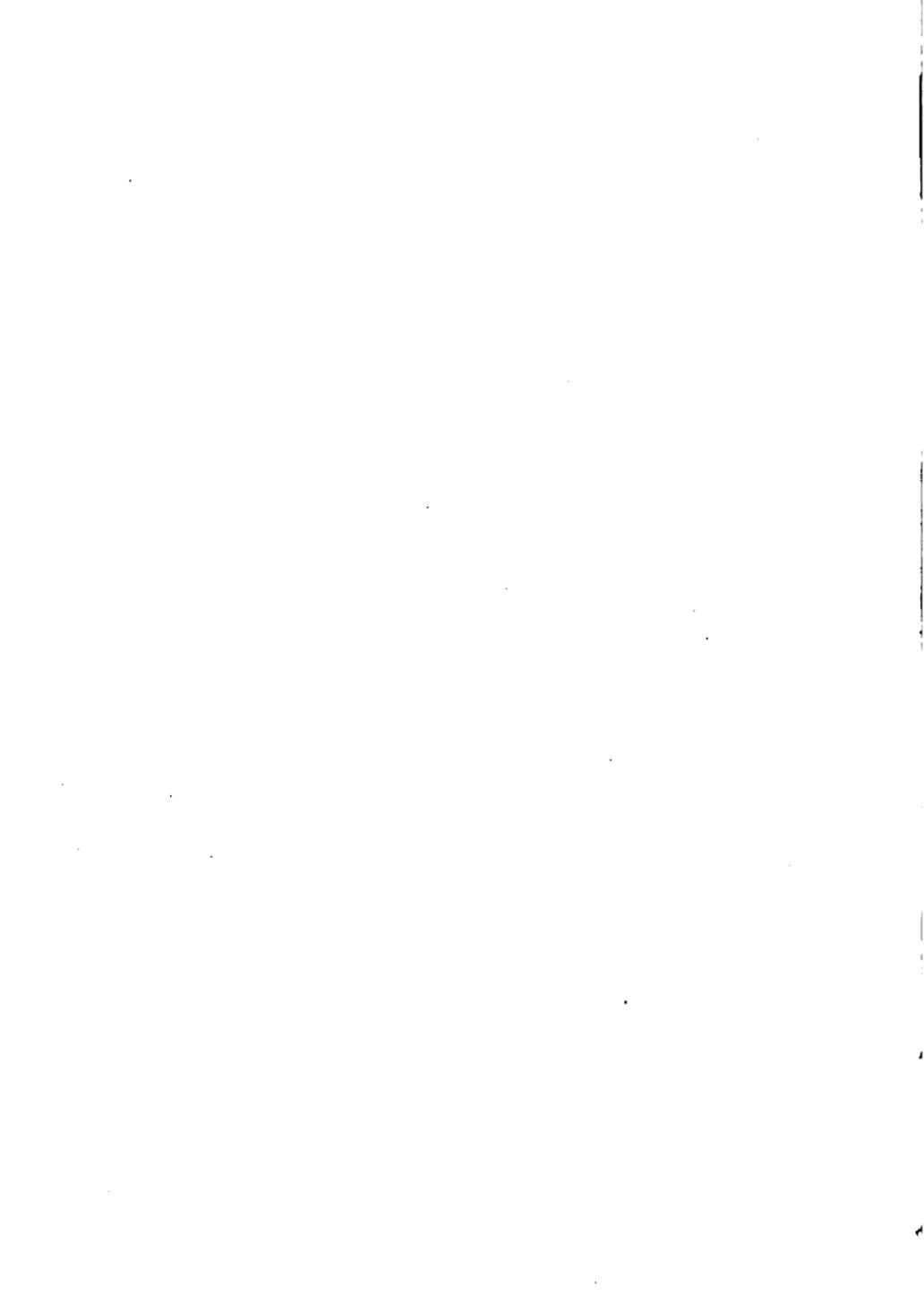
unmenschlich, indem sie sich partikularisierte in Zirkeln, Verbänden, Parteien, Klassen, denen Interessen, Wünsche und Absichten ein Gemeinsames gaben, in dem sich die vereinigten als „Brüder“ gegen andere fanden, die ihnen nicht einmal feindliche Brüder waren, sondern Gegner. In den Bruderschaften hat sich jeder Sinn der menschlichen Brüderlichkeit aufgehoben.

Es gibt heute Freiheiten, Gleichheiten und Brüderlichkeiten — alles in der Mehrzahl, die aber aufhebt, was nur in der Einzahl existiert oder überhaupt nicht ist. Die Demokratie ist die Brüderlichkeit der nur in Gott gleichen und der Freiheit sich bewussten Menschen.

*

Mit dieser Erinnerung an die „einzig praktische Politik der Ideale“ ist „den Umständen nicht Rechnung getragen“, was ohne weiteres zugegeben wird. Denn die Politik der Umstände ist utopische, die der Ideale ist topische Politik. Nichts ist erfolgloser als der Erfolg, sagt Chesterton. Alles Gesagte wäre falsch, wenn wir nach diesen letzten fünfzig Jahren vor der Tatsache eines harmonischen Zueinanderhaltens der Menschen stünden, vor der Schönheit der Armut, vor der Würde des Geistes, vor dem Niederzwingenden sinnvollen Handelns, vor der Grösse der Leidenschaft, vor der Sonntagsfröhlichkeit der Menschen . . . Ist also das Gesagte falsch?

Die Balkanpolitik



I

Gemeinsame Sitten und Bräuche, Trachten und Volkslieder definieren nicht, was man eine Nation nennt; auch Eigentümlichkeiten, die man als rassenhaft anspricht, tun das nicht; auch nicht ein von den Volksindividuen bewohntes gemeinsames Territorium; ferner nicht eine staatliche Formung, die sich ein Volk gibt, denn die Nation ist ein weiterer Begriff als der Staat und kann daher durch ihn nicht bestimmt werden. Und schliesslich ist auch das gemeinsame sprachliche Verständigungsmittel der Volksindividuen nicht das, was ein Volk zu einer Nation macht, denn das Idiom ist noch nicht Sprache; und der Umstand, dass Regierungsakte in diesem Idiom abgefasst werden, schafft noch nicht, was man eine Literatur nennt, so wenig wie die Bibelübersetzungen in das Idiom eines polynesischen Stammes dieses Idiom zu einer Sprache machen im nationalen Sinn, in dem Sprache nicht nur artikulierte Mitteilung durch Worte bedeutet. Es gibt eine deutsche Nation, die zurzeit unter drei Staaten lebt, von denen einer ein deutscher Nationalstaat ist. Es gibt eine polnische Nation aufgeteilt lebend ohne eigenen Staat. Es gibt in den Vereinigten Staaten Nordamerikas ein ame-

rikanisches Volk, aber keine amerikanische Nation: was dieses Volk Nationales hat, gehört der englischen Nation. Die Brasilianer sind ein portugiesisches Volk, keine Nation. Es gibt eine türkische Nation, aber keine albanische oder kuzowalachische oder bulgarische oder serbische: das sind Völker und Volksstämme, die vielleicht einmal Nationen werden können, — als den sichersten Weg dazu halten sie eine eigene Staatsform. Aber die Formung im Staate kann bestenfalls eine Nation *schützen*, nicht aber *schaffen*: aus den in der Monarchie vereinigten Völkern ist keine österreichische Nation geworden. Man kann sagen: Nationen geben sich unter günstigen territorialen Bedingungen aus dem Überfluss ihres national-kulturellen Besitzes eine staatliche Form, — Völkern aber wird, wie in Österreich, diese staatliche Form von aussen gegeben: sie erleiden den Staat, der nicht aus ihrem National-Organischen erwachsen ist, sondern ihnen aufgepfropft wurde. Was die Völker Österreichs vereint, ist ein habsburgisches Hausgesetz, das den vier Nationen dieses Staatswesens immer noch besser erscheint als die partikularistische Auflösung in Einzelstaaten, wie dies die noch nicht Nation gewordenen etlichen zwanzig Völker dieses Reiches zu ihrem vermeintlichen Heile wollen. Der eigene, auf Gemeinschaft des Idioms gegründete Staat soll, so meinen diese Nationalitäten, sie zu dem machen, was sie nicht

sind und durch den Staat auch nicht werden können: zu Nationen. Diese mannigfachen Stämme glauben in ihren ehrgeizigen Wortführern, die Deutschen und die Italiener seien erst durch die staatliche Form, die sie sich gaben, zu Nationen geworden, und diesem missverstandenen Beispiel wollen sie folgen, gefördert darin von einer Idolatrie des schlechthin Nationalen, wie es der dritte Napoleon aufbrachte, und von einer Regierungstechnik Metternichscher Erfindung, die in einem gegenseitigen Ausspielen der in der Monarchie vereinigten Nationalitäten das beste Mittel zu haben glaubte, das für die Dynastie und ihre Maschinerie nötige Geld aus den Völkern herauszukriegen. Weiter gefördert von einer russischen Politik, die ihr Ziel, die Verdrängung der Türkei aus Europa und die Eroberung Konstantinopels, am besten damit zu erreichen hoffte, dass sie die Balkanvölker auf ihre nationale Besonderheit aufmerksam machte und „selbständige“ kleine Balkanstaaten protegierte. Die Tendenz aller dieser Völker zu eigener staatlicher Formung kommt nicht aus dem Überfluss eines Lebens als Nation, sondern aus sekundären politischen Motiven, an denen andere Staaten interessierter sind als die Individuen des betreffenden Volkes, die, noch um das Nötigste bekümmert, sich den Luxus eines eigenen Staatswesens nicht leisten können, und wenn sie es tun, ihn viel teurer bezahlen, als er wert ist. Nämlich

mit allen Möglichkeiten, aus einem Volke eine Nation zu werden: den verliehenen Staat aufrechtzuerhalten und unter schwierigsten Verhältnissen zu behaupten, wird die besten Kräfte dieses Volkes so sehr beanspruchen, dass nichts davon für die Bildung zur Nation übrigbleibt, woran alle nationalen Kirchen und nationalen Bildungsinstitute nichts ändern, die dem Staate wohl seine Functionäre herrichten, nicht aber eine Nation schaffen. Es ist nicht zynischer Annexionismus, der den königlich serbischen Bauern sagt, dass ihr Königtum ihnen zu teuer zu stehen kommt, und dass sie als Teil der österreichischen Monarchie mehr Kräfte frei bekommen für ihre Bildung zur Nation, die allein wichtig ist. Die Politik, die Österreich gegenüber seinen Nationalitäten befolgte, ist ja nicht Effekt eines unänderbaren Naturgesetzes, wie man an der Schweiz sehen kann, wo das staatliche Verbundensein dreier Nationen keiner die nationale Selbständigkeit nimmt, was ja auch gegenüber einer Nation *gar nicht in der Macht eines Staates liegt*: ein napoleonisches Deutschland wäre niemals national-französisch geworden, wäre immer national-deutsch geblieben, so wie die Polen polnisch geblieben sind unter einem deutschen, russischen und österreichischen Staate. Es liegt keineswegs in den Existenzbedingungen der österreichischen Monarchie, die sie zwingen, zu verhindern, dass ihre Nationen sich als Nationen behaupten und ihre Völker

zu Nationen werden, wenn sie dazu die innere zeugende Kraft haben, die allerdings nur sehr bedingt in einem sprachlichen Idiom wurzelt, weil dieses durch den blossen Anspruch darauf noch nicht zu einer nationalen Sprache wird. Denn Sprache ist noch nicht, wie man sich mit dem Metzger verständigt, bei dem man Fleisch einkauft. Und Sprache in diesem nationalen Sinn ist noch nicht, was ein meist anderssprachlicher Gelehrter in einem Buche als Wortschatz und Regel aufzeichnet. Sprache im nationalen Sinn ist geistige Geschichte, ist aufweisbare, immer gegenwärtige, offenkundige Leistung, unbestritten und unbestritten, nicht erst durch Untersuchungen feststellbar, sondern lebendig vorhanden für jedermann, nicht von lächelndem Wohlwollen konzidiert, sondern da wie die Luft. Um dieses Selbstverständliche wissen auch alle diese balkanischen Völkerschaften, die in diesen letzten dreissig Jahren mit dem Anspruch auf ihr sie zu Grösstem berechtigendes Eigendasein auftraten: da sie ihr Recht aus ihrem gegenwärtigen Leben nicht aufzeigen konnten, versuchten sie es von ihrem einmal gewesenen Leben abzuleiten, in der tausendjährigen byzantinischen Historie etwa, in deren Verlauf viele dieser Völker einmal „den Staat“ gebildet haben, indem sie entweder die Dynastie oder die herrschende Klasse stellten oder einen glücklichen Heerführer. Andere dieser Völker gehen noch

weiter zurück in der Geschichte, berufen sich wie die Albanier auf Pyrrhus, oder wie die Kuzowalachen auf die Pelasger, mit welchen angeblichen Ureinwohnern Griechenlands man schon beinahe im Mythischen ist. Ein über den Durchschnitt begabtes Individuum eines zwanzigtausend Köpfe zählenden Stammes fühlt sich als Bürgermeister schlecht am Platze und traut sich zu, Dynastien und Reiche zu gründen, wofür er Recht und Titel in einer Historie sucht, die er zur Befriedigung seiner Vorurteile studiert im Grauesten ihrer Vergangenheiten. Dient der Strebsame mit seinen Ansprüchen einer augenblicklichen politischen Konjunktur einer interessierten Grossmacht, so wird diese ihn unterstützen, ibretwillen, nicht seinetwillen, wie er meint und wie ihm gesagt wird; um ihn sofort fallen zu lassen, wenn er der Konjunktur nicht mehr dient: — die Geschichte des neueren Balkan ist voll solcher „Verrätereien“, welche Grossmächte an diesen Völkern verübten, das heisst an dem einen Ehrgeizigen, den sie nicht an das Ziel seiner Wünsche brachten. Oder ist voller „Dankesschuld“, wenn es im Interesse der Grossmacht lag, die Sache so weit zu betreiben, dass es zu einer staatlichen Verselbständigung kam, die gegeben, aber nicht geschaffen wurde, und daher immer auch wieder genommen werden kann: drei Grossmächte übernahmen im Vertrage von 1863 betreffend die jonischen Inseln die Garan-

tien eines konstitutionell regierten Griechenland, das heisst, sie schufen, indem sie schenkten, eine Abhängigkeit Griechenlands von der Politik dieser drei Mächte. Im türkischen Montenegro residierten Bischöfe oder Wladikas, die aus den Familien des Landes gewählt wurden. Im Jahre 1852 wollte der Wladika Danilo eine Dynastie gründen, was der russischen Politik sympathisch war. Danilo machte etwas Krieg gegen die Türkei, die 30 000 Mann gegen Montenegro schickte. Aber Russland sammelte Truppen in Bessarabien, und das beunruhigte Österreich riet dem Sultan, nachzugeben, was der nach einigem Zögern tat: das Fürstentum Montenegro glückte dem Danilo, weil Russland es wollte, nicht weil die „Nation“ lieber sterben als ohne eigenen Staat leben wollte. Die türkischen Eroberer konnten und wollten mit ihren eroberten, als Christen verachteten Völkern keinen modernen Staat bilden: das machte es Russland leicht, für die Autonomie dieser christlichen Völker einzutreten, die „nicht unter ein mohammedanisches Joch gebeugt werden dürften“, wie es sagte, die Türkei mit Hilfe dieser Zerstückelung ihres europäischen Besitzes aus Konstantinopel zu drängen, wie es dachte. Der bis zum Mord getriebene Kampf der beiden Dynastien, welche Serbien zum Glück eines selbständigen Königreiches verhelfen, ist ein Kampf zwischen Österreich und Russland seit dem ersten Alexander Karageorg, der zu österreichisch

war, bis zu Michael Obrenowitsch, der zu russisch war, und den 1868 die Karageorgewitsche wieder umbrachten, was ihnen aber erst mit dem jetzigen König Peter, der Österreich wieder zu russisch war, etwas nützte und im Augenblick schon wieder nichts mehr nützt, — wovon allem, wer zweifelt daran, der königlich serbische Bruchteil dieses Volkes eine ausserordentliche Förderung in seinem Aufstieg aus einem Volke zur Nation erfuhr. Als man 1862 die hellenische Krone einem russischen Prinzen anbot, beeilte sich das erschreckte England, seinen dänischen Kandidaten anzubringen, und gab ihm, damit er was in die Ehe mitzubringen habe und den russischen Kandidaten austechen könne, die jonischen Inseln und damit die Idee von „Gross-Griechenland“, von der man in Klein-Griechenland nur nicht bestimmt weiss, ob sie mit England gegen Russland oder mit Russland gegen England zu realisieren sei, was noch durch Frankreich und Italien kompliziert wird. Die Bulgaren hatten im Verlauf der russischen Okkupation von 1828, wie es heisst, ihr nationales Bewusstsein bekommen, das etwas später einen eigenen Staat verlangte. Dieses nationale Bewusstsein agierte vorerst kirchlich und zwar auf russische antigriechische Veranlassung. Die Bulgaren protestierten gegen den griechisch-orthodoxen Patriarchen in Konstantinopel und die griechischen Bischöfe, die in der Bulgarei griechische Schulen

gründeten und die slawische Liturgie durch die griechische ersetzten. Russland begünstigte diese kirchlich-autonomen Strebungen, aus denen es sich staatlich-autonome erwartete, die im Sinne seiner antitürkischen Politik lagen, für die es in einem Gross-Griechenland Schädigung befürchten musste. Die bulgarischen Kirchendissidenten erinnerten sich, dass ihre Kirche von Rom und nicht von Byzanz gegründet worden war, und wandten sich an Rom, das ihnen die slawische Liturgie gestattete samt dem Ritus, und sie bildeten die Gemeinschaft der Griechisch-Unierten. Diese Annäherung an den Westen passte aber Russland nicht, das die Bulgaren vom Panhellenismus nur schützen wollte, um sie dem Panslawismus zuzuführen. Russland erreichte es bei der Pforte, dass diese den Bulgaren das Recht gab, ihre eigenen Bischöfe zu wählen unter der Bedingung, dass diese die spirituelle Suprematie des ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel anerkennen, womit der neue Patriarch aber nicht einverstanden war. Der Firman von 1870 gab der bulgarischen Kirche mit dem Exarchen ihr eigenes Oberhaupt, womit das Seltsame Faktum wurde, dass ein mohammedanischer Sultan eine christliche Glaubensgemeinschaft gründete. Der Präliminarvertrag von San Stefano sollte mit der Türkei ein Ende machen, wie es Russland wollte. England protestierte, aber das Petersburger Kabinett verhartete auf seinem Willen, einem von

Blei, Betrachtungen

England gewünschten Kongress die türkischen Angelegenheiten *nicht* vorzulegen, darin wohl bestärkt von seiner Annahme einer guten Verständigung mit Österreich, dem man Bosnien und die Herzegowina anbot, das aber erschrecklich viel mehr verlangte, was man nicht geben wollte. Man gab in London nicht nach, da man Österreichs sicher war und auch Frankreichs, wo der englandfreundliche Waddington bei der Wiederberufung der republikanischen Partei den Herzog Decazes ersetzt hatte. Russland rechnete auf Bismarck, dem man doch zu Sadowa geholfen und zu Sedan nicht gestört hatte, da man ihm Österreich durch gewisse Menacen vom Leibe gehalten. Bismarck liess erst eine Weile den eitlen und ihm widerlichen Gortschakoff durch Bravaden sich blamieren, bevor er dem russischen Kanzler mitteilte, dass er nicht disponiert sei, seine Politik zu unterstützen. Des kriegsfeindlichen Schuwaloff Verhandlungen in London bewogen Disraeli, seine Forderungen zu formulieren und am Kongress teilzunehmen. Das Königreich Bulgarien ging, wie man weiss, daraus noch nicht hervor, wie es San Stefano sehr grossartig aufgerichtet hatte. Das auf ein Drittel des russischen Voranschlages gebrachte bulgarische Reich wurde in zwei Provinzen konzediert, deren eine grössere dem Sultan zu verbleiben hatte, deren andere eine autonome Administration mit einem christlichen Gouverneur bekommen sollte. Eng-

land verlangte von Russland erstaunlich wenig auf dem Balkan, denn es hatte sich vom Zaren in der asiatischen Türkei viel Wichtigeres verschafft. Offiziell aber übernahm England den „Schutz“ des Sultans in Hinsicht auf die muselmanische Bevölkerung in Indien. Dem Berliner Kongress blieb nach all den Präliminarien eigentlich nicht mehr viel zu tun übrig, so lebhaft auch die Debatten waren, als es zur Aufdeckung gewisser geheim gehaltener Abmachungen kam. In vier langen Sitzungen wurde Bulgarien und Rumelien gegründet, die Unabhängigkeit von Rumänien, Serbien und Montenegro anerkannt, Serbien auf Kosten Bulgariens vergrößert, Montenegro um einiges verkleinert, — Landstücke, die an Österreich, beziehungsweise Bosnien kamen. Wenn man die 64 Artikel des Berliner Vertrages liest, hat man nicht den Eindruck, dass hier ein Frieden etabliert wurde. Die Vertragsmächte waren sich über den „kranken Mann“ einig und wollten ihn kurieren. Das taten sie so, dass sie ihm Arme und Beine abschnitten. Das ist politische Chirurgie, gegen die nichts zu sagen ist, denn in ihr kommt der Patient nicht hilfesuchend zum Chirurgen, sondern dieser zwingt sich dem Patienten auf. Die Frage ist immer nur, ob die Operation Ordnung schafft, selbst wenn der Operierte draufgeht. Der Berliner Kongress schaffte diese Ordnung keineswegs. Denn alle diese abgeschnittenen Arme und Beine sollten nach der Mei-

nung der Vertragsmächte eigentümlich weiterleben und hatten doch weder Herz noch Hirn dazu: es waren Völker, nicht Nationen. Und wer Herz und Hirn geben sollte, darüber kann kein Kongress entscheiden: das war also dem freien Spiel der politischen und diplomatischen Kräfte überlassen, und so wurde aus dem Balkan der Keimboden aller künftigen Kriege im Streite darum, wer zu dem Bein den Kopf, wer zu dem Arm das Herz geben sollte. Worum sich erst nur Russland und Österreich stritten, bekam bald noch mehr Beteiligte, als die adriatische Ostküste für Italien, Griechenland für England, Kleinasien für Frankreich aktuell wurde. Ging es nicht mit der Prä-tension, für Bulgarien oder Serbien Kopf sein zu wollen, so erfand man oder schaffte man neue Glieder, die man dem „kranken Mann“ abschnitt: Albanien, Thrazien, Epirus, Mazedonien, die Inseln. Ein liebendes ethnographisches Interesse, die Sonderheit dieser Völker zu erhalten, ist es nicht, was die Gross- und Gerngrossmächte veranlasst, sich um diese Völker zu kümmern, die sie gerne als „unterdrückte Nationalitäten“ apostrophiert, und deren naive Sonderhaftigkeit sie um so weniger erhalten möchten, da sie sich gegenüber den kapitalistischen Umgangsformen eben der Mächte meist recht abgeneigt zeigen. Was man will, ist, diesen Völkern den „selbständigen Staat“ zu geben, mit dem sich reden lässt, denn er spricht natür-

lich die Sprache der Gründer. Da gibt es einen Monarchen, den man aus heimischen Familien aussucht. Da gibt es natürlich auch gleich Staatsmänner, die man leicht in der wenn auch und weil offenen Hand hat. Da gibt es in einem fortgeschritteneren staatlichen Funktionieren Parlamente und Parlamentarier und Wähler, durch die man erreicht, was man einmal bei dem betreffenden Staatsmann nicht erreicht hat. Ginge es nach den nicht-balkanischen Interessenten, so gäbe es auf dieser so völkerreichen Halbinsel einige Dutzend Reiche, — nur der beschränkten Zahl der zu gründen berechtigten Grossmächte verdanken wir es, dass die Landkarte des Balkans nicht so bunt ist wie die des Thüringerwaldes. Es könnte einen jüdischen Staat Saloniki geben, denn die begüterte Mehrzahl der Einwohner dieser weder griechischen noch bulgarischen Stadt sind Juden. Es konnte einen Staat Kuzowalachien geben, dessen 20 000 Kuzowalachen sich so lange für Griechen hielten, bis im Jahre 1881 Thessalien von Griechenland annektiert wurde und der Patriot Apostolo Margariti die kuzowalachische Nation verkündete, die an den Abhängen des Pindus von Mezzovo bis gegen Monastir hin wohnt, wo sie auch ihre eigenen Schulen hat. Dieses Volk erinnert sich im Jahre 1882, dass im zwölften Jahrhundert ein Grosswalachien von der Donau bis in den Isthmus von Korinth bestand, nämlich das zweite bulgarische

Kaiserreich, dessen Bevölkerung nicht, sondern dessen Herren die Walachen nur stellten. Margariti versuchte es erst mit den stammesverwandten Rumänen, die sich aber mehr für ihre Landsleute in Transsylvanien interessieren. Dann wandte er sich an die Albanier, die er erinnerte, dass die Griechen Fremde in Europa seien, nämlich ägyptische und phönizische Exilierte, während die Walachen und die Albanier die pelagischen Herren des Landes gewesen seien. Er wandte sich an die Türken, die aus dieser dritten Nation, die weder griechisch noch slawisch sein wollte, Vorteile und Geld zogen. Margariti wandte sich an die lateinischen Brüder in Italien, an Österreich, an Leo XIII. Als er starb, starb auch die kuzowalachische Nation, die ihren Staat von zu vielen garantiert haben wollte. Dass es keinen selbständigen Staat Mazedonien gibt, dankt man nicht den Mächten, sondern dem Umstand, dass die Mazedonier zur Zeit der bulgarischen Gründung durch den Berliner Vertrag zum grössten Teil in Sofia wohnten, wo sie das politisch aktive Element bildeten, das auch die rumeliotische Revolution im Jahre 1885 inszenierte. Unter Stambuloff kam eine Zeit, wo man die Mazedonier als „Fremde“ behandelte und sie von öffentlichen und politischen Funktionen fernhielt. Sie rächten sich an Stambuloff, gaben ein bulgarisiertes Mazedonien auf und dachten an ein mazedonisiertes Bulgarien, dessen

Amtssprache das Französische sein sollte — das die Juden in Saloniki sprechen —, weil sich eine eigentümliche mazedonische Sprache nicht feststellen liess, und man sich auf eines der gesprochenen Idiome aus Parität nicht einigen mochte. Geringer waren die Schwierigkeiten und günstiger die Aussichten für die Gründer bei den Albanesen, die sich selbst Skypetaren, das heisst Söhne des Adlers, nennen und sich dem Sultan nur unterwarfen, weil der ihnen, selbst auf Kosten der Nachbarstämme, erlaubte, ganz nach ihrer Fassung zu leben, die sich seit Pyrrhus, ihrem Nationalhelden, nicht geändert hat, unter dem sie Söldner in Tarent waren. Wie später Söldner der Bourbonen in Neapel und noch später Söldner der Griechen und des Sultans. Die südlichen Tosken sympathisieren mit den Griechen, die in Elbassan am Skombi ihren nördlichsten kolonialen Vorposten haben; die nördlichen Gheghen sind die Feinde der Tosken, worin, wie in ihren sonstigen Bräuchen, die Albanier niemand stören sollte; eher müsste man diesen letzten Rest einer homerischen Welt als eine Art ethnographischen Naturpark in Europa erhalten. Nicht nur die Italiener sollten, wie sie es seit Jahren tun, angesehenen Familien des Volkes eine jährliche Pension — nicht viel, 100 bis 150 Lire — zahlen, sondern alle europäischen Staaten müssten mit Geldbeiträgen diesen Park erhalten, dessen Menschen durchaus nicht

arbeiten wollen zu ihrem Unterhalt, sondern episch hinleben in Brigandage, Clan- und Familienfehden, und im Raub die essentielle Form ihrer Unabhängigkeit sehen. Sie erheben Tribut von den Bauern der slawischen Ebene, in der Pristina liegt, indem sie diese Bauern wie ihre Pächter behandeln. Am Georgstag steigen sie von ihren Bergen und bestimmen sich den Pachtzins je nach Bedarf und Ausfall der Ernte, und am Michaelstag kommen sie den Zins holen: dieser sehr einfache wirtschaftliche Vorgang heisst Tschetel. Kein Sultan hat je daran gerührt. Ja Abdul Hamid, der Misstrauische, suchte sich unter den Albanern seine Vertrauten und befahl seinen Statthaltern in Albanien, ein Auge zuzudrücken. Die Albanier waren es, die 1878 in Prizrend 100 000 Mann sammelten, die gegen das unabhängig erklärte Montenegro, allerdings ohne Erfolg, zogen und die Integrität der türkischen Grenzen verteidigen wollten, nicht aus türkischem Patriotismus, sondern weil sie vom Sultan und von Italien dafür bezahlt wurden, dessen Ansprüche auf die adriatische Ostküste ja nicht von heute sind. Abdul Hamid liess sich die Albanier etwas kosten, worin die Jungtürken nicht fortfahren wollten. Seitdem versucht es dieses Volk mit den politischen Velleitäten Europas und aspiriert den albanischen Nationalstaat, soweit er sich mit den alten, schönen Gewohnheiten, die man nicht aufgeben will, verträgt. Vor diesem

Kriege gab es drei albanische Staaten auf Probe: einen türkischen, einen wiedischen und einen griechischen, — den profitabelsten zu wählen, hatte man den Albanern zu wenig Zeit gelassen, und die Angelegenheit dieser Nation stockte, der wir unter allen Balkanvölkern die meisten Sympathien entgegenbringen, so viel, dass wir ihre pelasgische Abstammung für unbestreitbar halten. Ein Volk, das es wie die Gheghen mit beiden Göttern hält, im Leben mohammedanisch ist und wenn es ans Sterben geht, den Popen rufen lässt, weil man ja doch nicht wissen könne, ein solches Volk darf nicht ruiniert werden dadurch, dass man ihm einen Staat herrichtet, in dem es Steuern zahlen, also auch arbeiten soll.

Staaten, in denen sich nicht Nationen formalen Ausdruck geben, sondern welche als Nation noch nicht distinkten Völkern gegeben werden, fördern diese Völker nicht nur nicht, sondern ruinieren sie. Sie geben ihr Bestes an den Staat, der keine andere Voraussetzung hat als den fremden Willen jener Nation, die ihn auf das Volk gegründet hat und jederzeit wieder, weil er nicht in einer Nation gewurzelt ist, aufheben kann: mit dieser ständigen Drohung schafft der Gründer eine Suzeränität, die das dem Volke fremde und unorganische Staatswesen doppelt unerträglich macht; es muss ein Staatswesen mit aller Kraft aufrechterhalten — die Nationen bilden und halten es mit dem Über-

schuss ihrer Kraft —, und dieses Staatswesen ist nicht einmal sein eigenes, ist nur bedingt sein eigenes! Auf Kündigung gewissermassen. Bedarf schon eine Nation ziemlicher Energie, sich den selbsttätig und eigenläufig werdenden Staat vom Leibe zu halten — und aus ihrem kulturellen Gut schöpft sie diese Energie —, so ist ein Volk dazu ausserstande: es erliegt dem Staate ohne Widerstände. Wir haben im Deutschen Reich einen Stamm, der so dem Staate erlegen ist und in dem jeder Einzelne seinen menschlichen Zweck und Sinn erfüllt hat, wenn er den Staatszweck erfüllt hat. Der Stamm ist der kulturärmste und der national schwächste: die Widerstände fehlten ihm. Er ist Staat oder er ist überhaupt nicht. Der sehr gering entwickelte Staatswille der anderen deutschen Stämme überlässt sich diesem einen staatlichen Stamme, der die Arbeit für alle tut und tun kann, weil er keine inneren Widerstände zu überwinden hat. Ohne Preussen gäbe es kein deutsches Reich. Aber ohne Preussen gäbe es immer noch eine deutsche Nation. Und gäbe es als Deutsche nur Preussen, so gäbe es keine preussische Nation. Wohl aber einen preussischen Staat.

Es wird dem preussisch gearteten Volke auf dem Balkan vorbehalten sein, den balkanischen Staat zu tragen, und den anderen staatlich schwächeren Völkern, sich diesem tragenden staatlichen Volke zu überantworten, das heisst, aus Nationali-

täten eine Nation zu werden. Hundert Jahre lang haben die grossen europäischen Staaten versucht, das Balkanproblem zu lösen, indem sie es zu eigenem Nutzen verwirrten. Man versucht es vielleicht die nächsten hundert Jahre damit, den Balkanvölkern selber die Lösung zu überlassen. Der beliebte Handel braucht darunter nicht unbedingt zu leiden.

II

Im Balkanproblem hat es sich am deutlichsten gezeigt, dass Europa eine geographische, aber keine moralische Einheit ist. Die wechselvolle Eifersucht, dass keiner europäisch-christlichen Macht Konstantinopel zufalle, nennt man ein Gleichgewicht und bedrängt doch seit etwa siebenzig Jahren die mohammedanische Welt am Mittelmeer, in Afrika, in Persien, in Indien. Wie soll denn der so geschwächte Herr der Gläubigen wirklich Herr in Konstantinopel sein? Er soll so sein, wie ihn das hierin ganz einige Europa braucht: auf Gnade und unter Klauseln gestellt, mit deren Erfüllung man ihn erpresserisch bedroht. Die Türkei war den europäischen Grossmächten wirtschaftspolitisch tributär, solange sie christliche Völker in ihren Herrschaftsbereich einschloss, deren wirkliche oder angebliche Bedrückung und Vergewaltigung den Grossmächten als Vorwand für Erpressungen von billigen Konzessionen diene. Je nach dem Druck

des heimischen Finanzkapitals waren es die Franzosen, die Engländer, die Amerikaner, welche sich die „mazedonischen Greuel“ oder die „armenischen Massaker“ von der Türkei in bar eskomptieren liessen. Die Klauseln von 1878 waren ein vorzügliches Wechselgeschäft, und Mazedonien war Hekuba. Die Abmachungen von 1895 waren ein nicht weniger gutes Geschäft, und Armenien war noch mehr Hekuba. Es war das Natürlichste von der Welt: hatte sich eine Grossmacht ihren drängenden Eifer auf Abstellung der Greuel von der Türkei abkaufen lassen, so wollte die zweite Grossmacht kein schlechteres Geschäft mit ihrem Herzen machen; und meinte es eine dritte, uninteressierte, wirklich einmal, soweit das in der Politik möglich ist, ehrlich, arbeiteten Grossmacht Eins und Zwei gegen diese Ehrlichkeit, weil sie das Geschäft verdarb, und gaben Eins und Zwei bekannt, dass keinem Christen mehr ein Haar von den Türken gekrümmt würde, — bis das betreffende Finanzkapital es wieder nötig fand, dass es, wirklich oder angeblich, geschehe.

Der Aufstieg der christlichen Balkanvölker hat das Geschäft mit der Türkei sehr gemindert. Russland begünstigte diesen Aufstieg durch die „slawische Bruderschaft“, weil es durch einen slawischen Balkan Konstantinopel endlich zu gewinnen, und damit aus dem Sack des Schwarzen Meeres ins Mittelmeer herauszukommen hoffte. Das übrige

Europa war, bis auf das diesmal besser, aber doch nicht früh genug informierte Österreich, das auch auf das „strategisch wichtige“ Novibazar verzichtet hat, von der Tatsache des Balkanbundes völlig überrascht, von dem Russland wusste und seinen französischen Bundesgenossen in Unkenntnis darüber liess. Ausserdem war dies überraschte Europa sicher, dass die Türkei den Krieg gewinnen würde; die Militärattachés in Konstantinopel gaben lächelnd die Versicherung, dass die türkische Armee unüberwindlich sei; dass sie nichts zu essen haben und vom Hunger besiegt werden würde, mehr als von den verbündeten Armeen, das ahnten sie nicht, weil sie sich nur die Manöver angesehen hatten, was für das Studium eines heutigen Krieges zu wenig ist. Man erinnere sich, wie die gesamte Presse im ersten Balkankrieg vom protürkischen Heute über Nacht in ein antitürkisches Morgen umschwenkte, und von einem Kreuzzug der Balkanvölker sprach, als ob das Grab des Erlösers in Konstantinopel wäre und dort nicht vielmehr die Ottomanische Bank. Das Umschwenken geschah wohl auf ein englisches Stichwort; denn England war von den Jungtürken sehr enttäuscht worden; es ahnte auch, dass es Deutschland in Mesopotamien nachgeben müsse, und erwartete von einer Besiegung der Türkei die Schwächung des jungtürkischen, deutschfreundlichen Regiments und die Stärkung Russlands, das dann den Deutschen die

mesopotamische Freude etwas verbittern würde. So ähnlich kam es ja auch. Und führte, mit anderen Begleitumständen noch, zu diesem Kriege, der originär politisch eine türkisch-balkanische Angelegenheit ist: die aus türkischem Bestande vergrösserten Balkanstaaten sind einerseits nicht willens, das tributäre Verhältnis der Türkei gegenüber den Grossstaaten weiter zu tragen, — Massaker dieser und jener Komitadschis gegen jene und diese andere Komitadschis seien als innerchristliche Angelegenheit christlicher Staaten kein Anlass für grossstaatliche Erpressungen, — andererseits führen die balkanischen Einzelstaaten untereinander den Kampf um die Hegemonie, und dass eine solche werde, dass sich einer dieser Staaten als der führende aufwerfe, daran haben wieder die Grossmächte ein ganz Gegenteiliges Interesse, da sie im Auspielen eines Kleinstaates gegen den anderen ein besseres Geschäft machen. Weshalb sie auch, ganz abgesehen von Konstantinopel, für die Erhaltung eines türkischen Rudiments in Europa waren, als eines Drohmittels, eines Ponderierungsmoments. So sicher auch dieser nur der Politik der Grossmächte entspringende Grund nicht aufhalten wird, was sich seit siebenzig Jahren vollzieht: die Abdrängung der Mohammedaner aus der europäischen Sphäre, die Vorderasien einbegreift; so sicher auch einmal nichts von der europäischen Türkei bleiben wird als der neutralisierte mohammedanische Kirchen-

staat Konstantinopel als Sitz des Kalifen, Statthalters des Propheten.

Dem frenetischen Individualismus unserer Zeit entspricht ein frenetischer Nationalismus. Bindungen und Normen der Gemeinschaft wurden gesellschaftlich und damit problematisch; durch das weitmaschig gewordene Gesetz von Ehe und Familie schlüpft der Einzelne, der seine „Individualität ausleben“ will, oder Not der Existenz schleudert ihn hinaus und auf nichts als sich selber. Wohl hat die die Gemeinschaft ablösende Gesellschaft das Individuum geschaffen, das die Gemeinschaft nicht kannte, aber damit auch den Freigelassenen, von dem die Welt voll ist. Und so auch im staatlichen Leben der Völker. Sonst bindende Kräfte wurden durch die auflösende Kraft des Kapitals schwach und schlaff, und als einzig bindender Gedanke kam, als Distinktion gegen das Gleichmachende des Kapitalismus empfunden, in der Staatspolitik der nationalistische Gedanke in die Höhe und gilt als die allein heilende Panazee. Der nationale Gedanke ist ein Organisches, aber der nationalistische ist seine Parodierung: seit fünfzehn Jahren ist die Welt voll solcher Parodien, die sogar das Nationale anstecken und verzerren; es tauchen immer neue Nationen auf, die sich auf eine Geschichte berufen, die einmal vor einem halben Jahrtausend und mehr da war, mit Helden, Dichtern und Heiligen, und verlangen auf diesem Grunde

ibr eigenes Staatsleben; das blosse Dasein von ein paar hunderttausend Menschen, die eine kaum alphabetisch geordnete Sprache reden, genügt, um eine Welt dafür in Bewegung zu setzen, dass diese paar tausend guten Bauern von heute auf morgen einen selbständigen „nationalen“ Staat bekommen. Armenier, Georgier, Ukrainer, Friulaner, Slowenen, Albaner: soviel Stämme, soviel selbständige Staaten. Einen vertrakten Dialekt eines slawischen Idioms zu sprechen scheint zu genügen, ein eigenes staatliches Leben zu führen, wenn man auch die Potentaten dieser Staaten von auswärts beziehen muss, wie alles andere, was so ein Staat halt braucht. Je verwandter ethnisch und sprachlich diese Stämme sind, um so heftiger verlangen sie ihr staatliches Eigenleben, und enthüllen damit ihre eigentliche kulturelle Primitivität, die in dem Mann jenseits des Baches den Fremden und den Feind sieht, und wo sich zwei Gassen eine Schlacht liefern, weil in der einen Kroaten und in der anderen Serben wohnen. Nationen wie die Deutschen, die sich aus künstlichen Trennungen einten, geben das falsch angewandte Beispiel, dass nur der nationale Staat der natürliche und rechte sei; Staatstheorien, die ihren Staatsbegriff aus Rasse und Sprache gewannen, gaben die theoretische Bestätigung der ganz falschen These, dass „Rasseneinheit“ Voraussetzung höherer Kultur sei, wogegen alle Erfahrung sowohl in England wie in Frankreich wie in Deutschland

spricht, und alle Erfahrung dafür, dass ein reinrassig bleibendes Volk so degeneriert, wie Blutsverwandte degenerieren, die nur untereinander heiraten. Der Kampf der ethnisch verwandten Stämme gegeneinander ist die Begleiterscheinung ihrer Vermischung, ihrer zur Erhaltung in höherer Form nötigen Amalgamierung, dem Kampf der Geschlechter in männlichem Angriff und weiblicher Abwehr vielleicht analog. Beharrlich rasse-reine Staaten werden immer etwas von der Aggressivität eines Stammes behalten, der im anderen Stamm den geringeren sieht, den verächtlichen, und werden daraus ein fragileres Dasein haben als die volklich gemischten und darum weniger aggressiven Staatsgebilde. Die nationalen griechischen Staaten lagen in fast unausgesetzten Kämpfen miteinander. Die dreisprachig bevölkerte Schweiz gibt in ihrer Neutralitätserklärung nur ihrem inneren staatlichen Zustand Ausdruck. Dass der aus Reinrassigkeit nationale Staat der ideale Staat sei, ist nur ein modernes Schlagwort: er ist der unsicherste Staat. Und dass der heute so populäre nationalistische Wille zum eigenen Staate aus diesen sich auf einmal entdeckenden „Nationen“ selber komme, wird nichts als behauptet. Kraft solchen Auftriebes gibt nur eine bis ins Letzte bewusst gewordene kulturelle Leistung, die offensichtlich vor aller Welt liegt und unbezweifelt ist. Der Glaube, dass dieser Leistung die staatliche Ein-
Blei, Betrachtungen

gung vorangehen müsse, ist ein Aberglaube. Wenn wir von der Interessiertheit absehen, welche Grossmächte an der Gründung — als einer wirklichen „Gründung“ — solcher Staaten wie Albanien haben, — Filialen des Prestiges, Tauschartikel, die wenig kosten — was sind das in diesen „Nationen“ selber für Leute, die behaupten, ihre „Nation“ könne es ohne staatliche Selbständigkeit nicht mehr aushalten? In welche Behauptung sich immer die Klage über die Unterdrückung durch eine andere „Nation“ mischt und der schlecht verborgene Gedanke an Rache an diesem „Feind“. Schwätzer und Wichtigtuer der Halbbildung, die mit vielen Vokabeln ein Publikum von Studenten aufregen; Advokaten, die sich bessere Einkünfte damit zu beschaffen hoffen, dass sie eine „politische Rolle“ spielen; Abenteurer jeden Schlages; Versuldete, die bei einer Neuordnung zu gewinnen hoffen; Leute, die im Auslande darunter litten, keiner „führenden Nation“ anzugehören, und sich da gern für Schweden ausgeben, wenn sie Finnen sind; Leute, die besser leben wollen, als ihnen ihr Talent und ihre Arbeit erlauben, und die das vom Posten eines staatlichen Funktionärs erwarten; Leute, die mit Ministerallüren nur Bürgermeister sind. Bei dem selten versagenden Appell an so Gefühlsmässiges wie „unterdrückt sein“, wo man sich selber alle Tugenden des Unterdrückens zutraut, ist ein mit-

schreiender, von seinem eigenen Gefühl trunkener, an der Aufregung sich aufregender Anhang nicht schwer zu finden, besonders in den sogenannten gebildeten Kreisen dieser „Nationen“, wo die Aussicht auf staatliche Beamtung alle Faulen und Unfähigen lockt, die es bequem haben wollen. Die Tschechisierung der böhmischen Ämter ist Versorgung der tschechischen Söhne bäurischer Väter, die ihren Hof nur einem Sohn hinterlassen können, wenn nicht alle darauf verhungern sollen; da Industrie und Handel zum grössten Teil deutsch sind, bleibt nur die Proletarisierung für den Unbemittelten, die Beamtung für den Bemittelten übrig. Doch sei den Tschechen ihr Anrecht auf nationale Geltung durchaus nicht bestritten, so wenig wie den Polen, denen beiden von Führern nicht etwas eingeredet zu werden braucht, was hier wirklich da ist: eine national distinkte, offensichtlich kulturelle Leistung durch Jahrhunderte.

Vor dem ersten Balkankrieg versuchte man die Bevölkerung von Mazedonien und Altserbien ethnisch-statistisch zu bestimmen: die griechischen Konsuln zählten und reklamierten die griechisch Sprechenden; die bulgarischen Beamten beanspruchten das Land aus allen jenen Bewohnern, welche bulgarische Bischöfe als ihre Oberhirten anerkannten; und die serbischen Zähler zählten die Namen mit serbischen Endungen. Der Fall war der gemeine, dass Jowanowitsch griechisch sprach

und den Bischof von Sofia seinen Bischof nannte, und nur der sehr kluge Zar Ferdinand verhinderte, dass man diese Statistik sofort auf dem Schlachtfeld ausrechnete. Das heisst, er schob die Ausrechnung auf. Denn noch war die Türkei eine territoriale Macht auf der Halbinsel und ihr gehörte Mazedonien; dem Kampfe um die Hegemonie auf dem Balkan und um die staatliche Zugehörigkeit des besagten Jowanowitsch musste der Krieg gegen die Türkei vorangehen, — nicht gegen Österreich, wie die Serben wollten, wozu sie einerseits Grund hatten, andererseits von Russland bearbeitet wurden. Dem kleinen Agrarstaat Serbien, dessen Bauern und Schweinezüchter ganz von der Gnade des benachbarten grossen Agrarstaates Ungarn abhängen, das mit dem kleinen Staate Maus in der Falle spielte, war die Türkei nicht so wichtig wie ein Hafen am österreichischen Meer, der das Land von der Suzeränität der Monarchie befreien könnte, woran aber wieder das kolonienlose bis nach Saloniki expansionsbedürftige Österreich gar kein Interesse hat. Serbien nährte sich mit der grossserbischen Irredenta, die für gefährlich zu halten bei der schwachen Zentralregierung in Wien einem Selbsteingeständnis geringer Staatsmannskunst gleichkommt, wie sie sich ja auch sonst in dem mehr von den Zeitungen als den Völkern selber geführten österreichischen Nationalitätenstreit offenbarte, in und mit dem man, so paradox das auch klingt,

regierte, wenn man das „Weiterwursteln“ unter ungarischer Musik schon ein Regieren nennen will. Im letzten Augenblick bekam der unter russischem Einfluss gegen Österreich gegründete Balkanbund von Bulgarien und Griechenland die Richtung gegen die in Libyen so günstig für den Balkan beschäftigte Türkei. Für Serbien — und auch für Montenegro — war damit die österreichische Angelegenheit nicht erledigt, und ein allzu grosses Anwachsen Bulgariens schob diese Erledigung zu weit hinaus oder machte sie ganz unmöglich: das gab den zweiten Balkankrieg. Dem daraus unvermeidlichen dritten kam der europäische Krieg zuvor, in dem nun auch der dritte Balkankrieg Geschehnis geworden ist, der Krieg gegen das alte „europäische Gleichgewicht“ und um die balkanische Vorherrschaft, die, bei der exzentrischen Lage Athens und Bukarests, nur bei Bulgarien oder bei Serbien sein kann und aller Wahrscheinlichkeit nach, auch der inneren und nicht nur äusseren, Bulgarien zufallen wird.

Die Stabilisierung, die sich jetzt auf dem Balkan für Zeiten nach politischer Dauer messbar vollziehen wird, ist von ungemeiner Wichtigkeit für die europäischen Zentralstaaten, denn über den geordneten Balkan führt der Weg in ihr künftiges Wirkungsgebiet, das in der vorderasiatischen Türkei liegt. Denn so überseeisch man sich auch im Deutschland des letzten Jahrzehntes in allzu grosser

Abhängigkeit vom englischen Beispiel eingestellt haben mag, den Grundstein einer deutschen politischen Aktivität, um nicht mehr zu sagen, legte das Finanzkapital in Syrien und Mesopotamien weit solider und ausgiebiger, als es in Tsingtau und auf den Karolinen mit der Errichtung eines Gouvernementsgebäudes geschah. So seefahrend, wie man mancherorts möchte, ist das doch wesentlich kontinentale Deutsche Reich nicht und soll es doch wohl auch in Ablösung englischer Seeherrschaft und Wiederholung des Gleichen unter deutscher Flagge nicht werden. Kommt es, wie man annimmt und hofft, zu künftigen stärkeren Beziehungen zur österreichischen Monarchie und zum Balkan, so wird sich dadurch der vorwiegend kontinentale Charakter des Reiches noch verstärken, und nach ihm muss sich seine Politik orientieren, — ja, orientieren in einem engeren etymologischen Wortsinn. Da wäre es eine engsichtige Politik des Wiener Kabinetts, sich den Weg nach Vorderasien damit ungangbar und dem Reiche schwierig zu machen, dass es die Ordnung auf dem Balkan mit allzu eigensüchtiger Einmischung erschwert. Haben sich hier schon vor diesem Kriege türkische Vilajets nicht eine fragwürdige Selbstständigkeit gegeben, mit der man nach dem diplomatischen Schema von 1860 umspringen konnte, so wird es nach dem Kriege zwingend werden, mit diesen Staaten so fair zu traktieren, wie man

es mit Holland, mit Dänemark, ja mit Luxemburg tut. Will man die Einfuhr aus Serbien immer vom Ausfall der ungarischen Ernten abhängig machen, sie erlauben, wenn diese schlecht, sie verbieten, wenn diese gut sind, so muss man Serbien im slawischen Nordalbanien ans Meer lassen zur Korrektur dieser zollpolitischen Willkür und um ihm die Stetigkeit seiner Wirtschaft, die ländlich ist, zu ermöglichen. So viel sind die Interessen eines ungarischen Grossgrundbesitzes nicht wert, dass darüber das serbische Staatswesen und damit der Balkan währenden Erschütterungen ausgesetzt ist, die sich wie die Wellen eines Erdbebens über den ganzen Balkan und darüber hinaus verbreiten; um so weniger wert, als solche ungarische Politik das cisleithanische Österreich wie Ausland behandelt und von seiner Zollpolitik abhängig sein lässt. Serbien wird an Bulgarien Land verlieren, das bulgarisch bevölkert ist; man wird ihm die adriatische kleine Küste mit dem Hafen nicht verweigern können, auf die Italien ohne einen Schein von Recht und nur in imperialistischer Infektion Anspruch erhebt. Und was Griechenland an Bulgarien geben wird — Küste, zu der es kein Hinterland hat —, dafür wird es in Südalbanien entschädigt sein. Ein Fürstentum Albanien, das nicht leben und nicht sterben kann und eine recht schlimme grossstaatliche Erfindung aus Eifersucht ist, hört auf und damit eine Brutstätte grossmäch-

licher Einmischung in Angelegenheiten der Balkanstaaten, die sich nicht der Türkei entledigt, nicht Russland gekündigt haben, um Österreich suzerän zu werden. Die „subversiven Bestrebungen“ wende man nicht ein als den „Bestand der Monarchie bedrohend“. Es ist kein Zufall, dass Italien und Rumänien, welche die heftigste nationalistische Irredenta gegen Österreich betreiben — von der serbischen, anders motivierten abgesehen —, eine bis aufs Äusserste verelendete und immer revoltierende Bauernbevölkerung haben, die verzweifelt den heimischen Boden verlässt, um dann, in Österreich-Ungarn angesiedelt, als zu „befreiende Brüder“ von den Barden und Advokaten der respektiven Mutterländer angerechnet und angesungen zu werden. Italien und Rumänien mögen ihren verelendeten Landeskindern ein Los schaffen, dass den zu befreienden Brüdern danach das Wasser im Munde zusammenläuft, und die ausgepichteten politischen Wanderredner der Irredenta werden ganz überflüssig werden, so von selber wird ein allgemeines Rückwandern in diese Milch- und Honigländer Italien und Rumänien anheben, — denn um die Brüder, und nur um sie, handelt es sich doch, dass es ihnen gut gehe, und nicht um den koloristischen Aspekt der Landkarte, nicht wahr? Die Irredenta, die immer vom Stammland ausgeht, ist, wenn sie von dessen Regierung gefördert wird, immer Flucht aus innerpolitischem

Elend in die falsche Grossartigkeit missbrauchter idealer Gefühle. Der Nationalitätenstaat Österreich tat den italienischen Agenten den Gefallen, die „italienisch-nationalen“ Triestiner und Trentiner ernster zu nehmen, als die sich selber bei ihrem Sportvergnügen nahmen, denn mehr als ein bisschen Politikspielen war es nicht, wie sich zeigte, als es Ernst wurde und die an den Slawen ganz gut verdienenden italienischen Händler im Küstenland sich nicht im geringsten vom Königreich Italien befreien lassen wollten, von dessen nationaler Wohlfahrt sie nicht die beste Meinung haben. Wenn diese Triestiner schon den Dante lesen wollen, wie ein paar Herren in Italien behaupten, so lesen sie ihn lieber als österreichische Staatsangehörige mit einem guten Einkommen denn als italienische mit einem schlechten oder gar keinem Einkommen. So viel ist ihnen nicht einmal d'Annunzio wert, dass sie beim Lesen seiner Gedichte lieber in der Romagna verhungern, als in Pola Polenta essen, ohne dieses geistigen Genusses der Gedichte teilhaftig zu werden. Die Menschen opfern ihr Leben für schöne Gedichte doch viel seltener, als die Dichter glauben. Das Ubi bene ibi patria wurde zuerst in Italien ausgesprochen und hat heute, bei der grossen Freiheit des Zugrundegehens den selbstverständlichen Beifall aller, denen die leibliche Not zu wenig oder keinen seelischen Raum für die Liebe zum Vaterland, ja zur Heimat

lässt. Garantiert der Staat, was zu seinen Aufgaben gehört, zum Sinn seiner Existenz, seinen rumänischen und italienischen Angehörigen zumindest die gleichen Lebensmöglichkeiten, wie sie die Muttervölker dieser eingesprengten Teile im Stammland haben, so wird er den Agenten der Irredenten ihre Arbeit schwer machen. Verzichtet die Monarchie auf die wirtschaftliche Einschnürung Serbiens und gibt sie diesem Staate dadurch die alleinige Möglichkeit seiner selbständigen Existenz, so wird die grossserbische Agitation, diese Wehr der Verzweifelten, ihre Wurzel verlieren und in einem Platonismus von ein paar Gebildeten harmlos absterben. Es ist aber auch eine andere Lösung durch diesen Krieg möglich: die Teilung Serbiens zwischen Bulgarien und der Monarchie. Es gibt acht Millionen Serben, von denen mehr als fünf in der Monarchie, weniger als drei in den Königreichen Serbien und Montenegro wohnen. Bei solchem Verhältnis ist die staatliche Selbständigkeit eines Königreichs Serbien — von Montenegro gar nicht zu reden — um so weniger einzusehen, als das Territorium dieses Königreichs zu gut einem Drittel gar nicht von Serben, sondern von Bulgaren bewohnt wird, um welches Drittel das volkbrauchende Serbien gewiss in diesem Kriege kleiner werden wird. Die Summierung des viel kleineren Bruchteiles eines Volkstammes in einer staatlichen Selbständigkeit wird

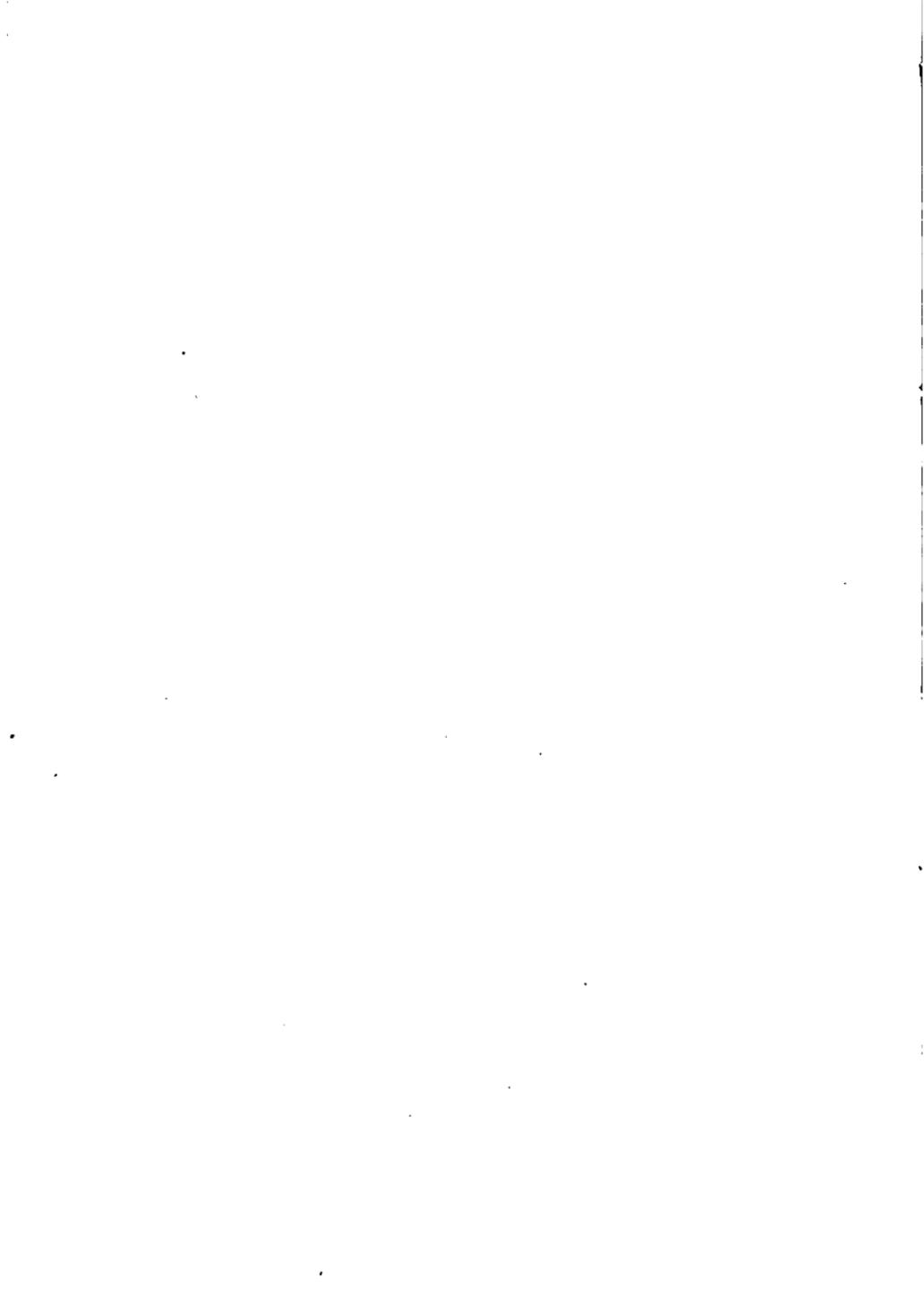
alle Kräfte dieses Stammes völlig für eben dieses Staatswesen verbrauchen, was bedeutet, dass die kulturelle Bildung zu kurz kommt. Ein kleines Königreich Serbien wird Beamte und Soldaten weit über seine Mittel aufstellen und seinen Angehörigen keine Luft lassen, dass sie das hervorbringen, was ein Volk zur Nation macht und damit wertvoll in der Menschheit. Die acht Millionen Serben innerhalb des Nationalitätenstaates Österreich werden ihre kulturelle Sonderheit besser behaupten, ausbilden und aufzeigen können, als wenn drei von diesen acht Millionen in zwei Königreichen staatliche Selbständigkeit sich um einen Preis erkaufen, der viel zu teuer ist für sie und für Europa. Montenegro existiert ja selbständig nur, weil es der Grossstaat so braucht, der der Tschernagora ihren offiziellen italienischen Namen gegeben hat. Sonst aus keinem Grunde. Seitdem dieses serbische Bergvolk in die sogenannte hohe Politik eingetreten ist durch eine Staatlichung, nennt man es nicht mehr faul und räuberisch, sondern tapfer und kriegerisch. Was früher ein Raubzug war, heisst heute eben Krieg. Man lebt vom Raub, einmal aus natürlicher Armut des Landes, dann aus natürlicher Faulheit seiner Bewohner, die als „Krieger“ zu stolz zur Arbeit sind, deren Notdürftigstes sie den Frauen überlassen, die als Arbeitstiere zum Viehstand zählen, während des „tapferen Sohnes der Berge“ Tagwerk darin besteht, stark bewaffnet

hohe Politik zu beschwatzen, — nur diese, denn das Beschwatzen der inneren Politik bestraft der patriarchalische Landesfürst höchst grausam. Die weitere Existenz dieses „Staates“, der vom Raub lebt und von Geschenken, also von „kriegerisch sein“ und vom Politik spielen, wird immer nur vom Übel sein, den Grossmächten beliebter Vorwand für dunkle Praktiken. Montenegro wird zum Wohl seiner tapferen Söhne dalmatinisch und bosnisch werden, und den Serben des Königreichs, die mit ihren Königen so wenig Glück haben und Missverständnisse mit ihren Dynastien so räuberromantisch lösen, ist nichts Besseres zu wünschen.

Die staatliche Ordnung und dauernde Festigung der Balkanstaaten, deren natürliches und politisches Zentrum für die beiden europäischen Zentralmächte in Sofia liegt, sind die Voraussetzung einer soliden Politik Deutschlands wie Österreichs. Weit wichtiger ist das Mittelmeerbecken als die Gelbe See oder der Stille Ozean, in welche Fernen zu schweifen der Romantik eines auf seinen Kontorbock geschnallten Londoner Cockney besser steht als der auf ihren richtigen Beinen wandernden Art des Deutschen, der immer noch lieber „über Land“ geht als auf die hohe See und der sich seine Zukunft auf dem Meere nur in auch hier geübter Nachahmung des Englischen einredete.

Das Türkische Reich — ob es je bestanden hat, wäre zu fragen. Mohammedanische Staaten, da

und dort, nomadenhaft zeltartig aufgeschlagen, umgeblasen vom leichtesten Wind, der sie aus Europa anwehte. Besteht dieses Reich eigentlich nicht nur durch den Begriff Konstantinopel als der Hauptstadt dieses seltsamen Reiches? Wo besteht es, wenn einmal Konstantinopel nichts ist als neutralisierte kirchenstaatliche Residenz des priesterlichen Oberhauptes der Gläubigen? Halb Spanien, ganz Ungarn waren einmal türkisch, der ganze Balkan, ganz Nordafrika, der Kaukasus — was blieb davon? Ein schmales Stückchen Land um die seltsame Hauptstadt und Gebiete in Vorderasien, von denen nicht zu sagen ist, was sie zusammenhält, wer sie regiert, was Ganzes sie bilden. Die Karolinen sind sicher reizende Inselchen, aber um daher einige Gegenstände in unsere ethnographischen Museen zu bringen, dürfte es nicht nötig sein, auf ihnen ein deutsches Gouvernementsgebäude zu errichten und Schwarz-Weiss-Rot aufzuziehen: vielleicht stellt sich dieser Begriff der politisch zum Reich gehörigen Kolonie auch einmal als eine längst veraltete Kopie englischen Vorgehens heraus, das ja in Ägypten ein viel moderneres System befolgt: nicht das Land zu beherrschen, sondern den Herrscher des Landes. Aber vielleicht ist auch dieses System schon überholt und lässt sich Kolonialpolitik ohne Politik machen.



Die Parteien

Politische Parteien kommen nicht auf ein von noch so gescheuten Leuten verabredetes Programm zustande. Bedürfnisse gestalten sich, sprechen sich als Tatsachen aus, und aus diesen wird das Begriffliche eines Programmes gezogen, dessen allgemeinste, weitest gesteckte Ziele sich im Laufe der Zeit dogmatisieren können. Wer die katholische Kirche mit den Evangelien zu widerlegen meint, verkennt ganz ihr Wesen, welches in Begriffen nie ganz zu fassendes Leben ist, und predigt einen immer unerhörten Buchstabenglauben an einige diskutierte Schriftwerke der jüdisch-christlichen Literatur. Die Kirche wäre nicht oder eine kleine Sekte, hätte sie keine anderen geltenden Voraussetzungen als die Evangelien oder sonst ein geschriebenes Wort. Auf Satzungen gründen sich Gesellschaften, aber nicht Gemeinschaften. Wäre die Sozialdemokratie nur Effekt des „wissenschaftlichen Sozialismus“, des Marxischen oder irgendeines anderen, dann wäre jede Widerlegung dieser Voraussetzung gleichbedeutend mit der Aufhebung dieser Partei, deren Anhänger sagen müssten: wir sind nicht mehr, denn man hat unser Sein als unwissenschaftlich widerlegt.

Das radikale Novum des Sozialismus, der sich
Blei, Betrachtungen

mit einer kommunistisch gewollten Wirtschaft gegen einige tausend Jahre bisherige andere Form der Wirtschaft stellt, drängte unwillkürlich zu einem Versuche einer wissenschaftlichen Begründung dieses Novums. Um dem Vorwurf des Utopischen zu entgehen, endlich zu entgehen, suchte man eine Topik im wissenschaftlichen Beweis und führte ihn in Weiterentwicklung der nichtsozialistischen Theorie: man schlug den Gegner mit dessen eigenen Waffen, indem man die Theorie des Sozialismus aus der Theorie des Manchestertums ableitete, da sich, wie man vorwegnehmend sagte, der Sozialismus aus dem Manchestertum naturgesetzlich entwickeln müsse. Die mechanistische Auffassung, die den liberalen Wirtschaftstheoretikern eigen ist, teilen auch die sozialistischen, die ihre Theorie als das letzte Stockwerk der kapitalistischen Theorie ausbauen. Da man dem Wirtschaftsgange den Charakter eines unänderlichen Naturgeschehens und dessen eigene Gesetzmässigkeit gab, war die Rolle der Menschen in diesem fatalen Prozesse bestimmt: sie konnten ihn verlangsamen oder beschleunigen, aber von sich aus nicht ändern, denn sie waren bestenfalles interessierte Zuschauer, nicht mehr.

Der Sozialismus nimmt irgendwelche Sympathiegefühle mit der leidenden Menschheit ohne weiteres an, aber er stellt sie weder in das Kalkül seiner wissenschaftlichen Formelung noch seines

politischen Handelns. Er baut das letzte ausschliesslich auf die Einsicht des ersteren auf. Selbst alle erstrebten und erlangten Besserungen der Arbeiterlage werden nur quittiert, dass diese Besserungen den Arbeiter tauglicher machen, die Aufgabe einzusehen, die ihm die „Entwicklung“ zuerteilt habe und die darin bestehe, diese „Entwicklung“ zu beschleunigen. Die bessere wirtschaftliche Lage der Arbeiter mache aus diesen bessere Kämpfer gegen den Kapitalismus; diesen Kampf um die Beschleunigung eines auch ohne Kampf Eintretenden sei die dem Proletariat welthistorisch zugewiesene und jedem Proletarier eingeborene Aufgabe, die ihm nur bewusst zu machen sei: durch Agitation und Organisation. Auch das seiner eingeborenen Aufgabe nicht oder noch nicht bewusste Proletariat führe automatisch-evolutionistisch gewissermassen diesen Kampf, denn es müsse ihn aus der Naturgesetzlichkeit des Kapitalismus heraus führen, gleichgültig mit welcher „Gesinnung“ es ihn begleite. Wie Dr. Viktor Adler dem Verfasser, der damals ein Student im ersten Semester war, vor mehr als zwanzig Jahren sagte: „Der Arbeiter braucht die Theorie vom Mehrwert nicht zu kennen, denn er lebt sie jeden Tag. Aber Sie müssen sie studieren.“ Das Wissen um die historische Aufgabe ist im Sinne der Sozialdemokratie Erziehung des sicheren Erben, Abkürzung des Weges, Beschleunigung des Prozesses.

Die ausserordentliche wissenschaftliche Leistung von Karl Marx bleibt unberührt, wenn wir den Wert des wissenschaftlichen Sozialismus für die Sozialdemokratie bezweifeln, und mehr als das: wenn wir ihn für bedenklich halten. Jede menschliche Einsicht, dass eine planmässige Wirtschaft besser für die Menschheit sei als eine so anarchische wie die zurzeit bestehende, scheint uns auch ohne jeden wissenschaftlichen Beweis wertvoll. Dass die Menschen die Last der Arbeit sich in eine Lust der Arbeit zu wandeln wünschen, dieser Wunsch, Wille, Hoffnung auf Erfüllung, Tun auf Verwirklichung hin kann es entbehren, sich auch „wissenschaftlich“ zu begründen. Wer an die Wissenschaft „glaubt“, treibt Aberglauben. Leidenschaften, die bis in die Ferne der Utopienträume wirken, sind hier wesentlicher und schöpferischer als kritisches Denken, das sich wissenschaftlich formelt. Von den Zahlen sagten die Pythagoreer, dass man sie vor allem lieben müsse, um eine Theorie der Zahlen zu finden. Wenn das von Bezirken so reinen Denkens wie der Mathematik ausgesagt wird, wieviel nötiger ist es von so menschlichen Dingen wie dem Leben selber zu sagen!

Die Meinungsverschiedenheiten und mehr innerhalb der Sozialdemokratie sind Äusserungen des Lebens, das sich gegen einen wissenschaftlichen Dogmatismus sträubt, der den Ablauf des Lebens festlegen möchte. Die Verehrung, welche die einen

Sozialdemokraten für die mechanistische Formulierung hegen, schreibt dieser Formulierung alle lebendige, aus sich wirkende Kraft schon eo ipso zu; sie sagen, alles künftige Leben, also auch das des Proletariats und der Sozialdemokratie, sei in dieser Formel eingefangen und vorausgesagt, und alles, was geschehe, sei nur dann richtig, wenn es in diese bewiesene Formel passe, sei falsch, wenn es nicht passe. Aber das letztere schliesse die absolute Richtigkeit der Formel eben vollkommen aus. Hier verstärkt sich üblicher Respekt vor der Wissenschaftlichkeit noch mit der fatalistischen Ergebung in eine ganz bestimmte Wissenschaftlichkeit, die sich gewissermassen menschlich unschuldig stellt und für den sich von selbst ergebenden Exponenten dessen was ist ausgibt. Die Beruhigung, die von der wie ein geoffenbarter Glaubenssatz verehrten Formel ausgeht, wird Lähmung. Das Pathos ist in ihr den Menschen genommen und den sich selbst setzenden und wirkenden Dingen gegeben. In die sublimen Vernunft der Formel ergiesst sich alle menschliche Unvernunft. Analogien mit den ersten drei Jahrhunderten der christlichen Kirche liegen nahe. Man lese in Möhlers „Die Einheit in der Kirche“ über die Versuche nichts als spekulativer Köpfe — der „Literaten“ —, sich gegen das Leben auf die Sätze zu stellen, jenes von diesen abhängig und bestimmt sein zu lassen. Die genannte Schrift aus dem Jahre 1843

ist längst vergriffen und selten; Dietz in Stuttgart sollte sie neu drucken; die Genossen würden daraus viel über ihre Sache erfahren.

Gewisse Identitäten im Ausgangspunkt wie diese, dass allenthalben Bedingungen existieren, welche Kapitalisten und Proletarier hervorrufen; andere Identitäten im Endziel eines Wunsches nach Umwandlung dieser jetzigen Produktionsweise in eine kommunistische, — diese Identitäten führten zur Ausschaltung jeder menschlichen und volkhaften, derzeit staatlichen und gesetzlichen Besonderheiten und erzeugten die Fiktion einer Einheit und Einigkeit als einer absoluten, durchgängigen Identität, die der Krieg — und nicht erst er — als Fiktion aufgewiesen hat. Aus diesem Effekt des Krieges braucht man nun weder nationalistisch noch überpatriotisch zu werden, sondern nur wieder menschlich, das heisst mit dem gegebenen Leben schaltend. Proletarische Verbrüderungen sind Kongress-theater. Menschliche Verbrüderung steht nicht unter dem Zeichen eines Klassenvorteils. Die Vereinigung der Proletarier aller Länder kann vielleicht eine proletarische Sache führen, aber menschlich und proletarisch müssen nicht unbedingt zusammenfallen. Der Krieg dokumentiert das. Ein Volk, das sich wehrt, schliesst als der weitere Begriff den engeren des Proletariats ein, und ein Teil kann nicht mehr sein als das Ganze. Es ist hier gleichgültig, ob diese Wehr nun wirkliche Not

oder eingeredete ist. Darin, dass die Proletarier aller Länder sich nicht vereinigen, sondern getrennt in den Krieg ziehen, kommt nur die Tatsache zum Ausdruck, dass die Proletarier nicht das Ganze sind, — oder noch nicht, wie einige sagen. Vielleicht haben es aber auch die letzten fünfzig Jahre Leben mit sich gebracht, dass das sozialdemokratische Proletariat bereits in eine andere Gestaltung wirtschaftlichen Lebens hineingewachsen ist und der alten mechanistischen Formel entwachsen, die es anders vorsah. Der wissenschaftliche Sozialismus nimmt eine unerbittliche Konstanz der radikalen Gesinnung und Überzeugung an, die sich unaufhörlich aus der Konstanz der wirtschaftlichen Situation produziere. Er rechnet ja mit dem Menschen als Menschen nicht, sondern mit ihm als dem Produkt seiner Wirtschaft. Konstant sei das Lohnsystem, gleichgültig sei, ob der Lohn, der vor Jahren drei Mark betragen habe, heute zehn Mark betrage, — dass es Lohn sei, genüge als Beweis für die Konstanz der Wirtschaft und damit für die Konstanz der Gesinnung. Der Zehnmarkler bleibt der Sozialdemokrat, der er als Dreimarkler war. Verlässt man sich in dieser Annahme nicht etwas zu sehr auf den wissenschaftlich definierten Begriff des Proletariers und etwas zu wenig auf den nicht ganz definierbaren Begriff des Menschen? Die meisten Menschen sind vor allem anderen Men-

schen, wovon, wie man sagt, nur die Preussen eine Ausnahme machen, die vor allem anderen Preussen seien.

Der enge Anschluss, den die sozialistische Theorie an die kapitalistische darstellt, deren Konsequenz sie zu sein behauptet und in der Beweisführung auch ist, wie der Sozialismus die mechanisch eintretende Konsequenz des Kapitalismus sei, — das wird den heutigen Sozialismus, wie er sich in der Partei Form gibt, immer merkwürdig im heutigen Kapitalismus aufgehen lassen, diesen gewiss beeinflussend, noch mehr aber von ihm beeinflusst. Kann sich der Sozialismus, als in dieser kapitalistischen Zeit lebend, auch keine anderen äusseren Formen geben als eben die aus der noch kapitalistischen Zeit möglichen, so liegt es doch am falschen Geiste seiner „Wissenschaftlichkeit“, dass er, sich selber zum Zwillingsbruder des kapitalistischen Geistes machend, keine andere Ideologie zutage gebracht hat, als die liberal-kapitalistische in ihrer freisinnigsten Fassung. Der Liberalismus ist „liberal bis auf die Knochen“, aber der Sozialismus ist liberal bis ins Knochenmark. Erst der konsequente Liberalismus der sozialistischen Ideologie zeigt den öden Marasmus der liberalen Gedankenwelt vollständig. Hindert den liberalen Kapitalisten an der vollkommenen Verspiesserung meist die Waghalsigkeit und Abenteueri seiner Geschäfte, so hat der sozialdemokratische Liberale

freieste Bahn in das Banausentum einer geistigen Fortschrittleri. Kein Monismus, keine Aufklärung, kein Ostwald, auf den der Liberalismus des sozialdemokratischen Spiessers nicht prompt hereinfiele. Ist er wissenschaftlich als automatischer Erbe der kapitalistischen Firma dogmatisch gesichert, so ist er im Geiste durchaus ihr Sozius. Der Einwand, die Partei habe Wichtigeres zu tun, und der Hinweis auf alles, was zur wirtschaftlichen Hebung und Bildung der Arbeiterklasse durch sie geschah, ist nicht stichhaltig. An der wirtschaftlichen und geistigen Hebung der Arbeiter waren alle und nicht nur die Sozialdemokraten interessiert, wie man jetzt wohl einsieht oder dort bald einsehen wird, wo man den verelendeten Proletarier noch für den besten Arbeiter hält. Aber es scheint mir der Anspruch, den die Partei als die Trägerin des sozialistischen Gedankens erhebt, mitnichten schon dadurch getilgt, dass sie, so wichtig das auch ist — weil es menschlich ist! —, Arbeitszeiten gekürzt und Löhne erhöht hat und sich in Hinsicht auf den Sozialismus auf das in der Formel beschlossene Hineinwachsen verlässt. Und an dieser Stelle setzt immer die Opposition in der Sozialdemokratie ein: zum erstenmal die der „Jungen“, die sich im „Sozialist“ äusserten, das war Mitte der neunziger Jahre: wir rekurrirten damals auf einen orthodoxen Marxismus, den wir von der Parteiführung für verraten hielten. Dann kam eine

Zeit, wo die von uns angegriffenen Wilhelm Liebknecht, Kautsky, Bebel sich selber wieder auf den orthodoxen Marxismus gegen die Revisionisten beriefen. Die Gegensätze in der Partei drehen sich immer um Formel und Weg. Die einen wollen den Weg an die Formel binden, die anderen wollen die Formel nach dem Weg modifizieren: die Übereinstimmung mit der „Wissenschaftlichkeit“ suchen beide, behaupten beide. Die Widersprüche sind die Zeichen des Lebens, das sich um seine Formel nicht kümmert. Das mannigfaltiger ist, als die Formel vorhergesehen und ausgedrückt hat. Das sich noch um die Tatsache eines parteilich und gewerkschaftlich organisierten Proletariats vermehrt hat, die ihrerseits ja auch nicht Begleiterscheinung eines mechanischen Prozesses ist, sondern zusammengefasster Wille und Wunsch, menschliche Energie, nicht blindes Mittel für etwas, sondern Zweck in sich selber. Was lange Mittel nur war, wird sich selber zum Zwecke. Vielleicht bereitet sich in diesem Kriege und seiner Krise die Einsicht vor, dass es ein Luxus ist, wenn der Sozialismus sich wissenschaftlich beweist, und dass es gefährlich ist, an wissenschaftliche Sätze zu *glauben*. Die Sehnsucht nach dem Paradies ist so menschlich, dass daraus ein Glaube an das Paradies wird. Aber ein wissenschaftlicher Beweis dieses Paradieses ist lächerlich. Der Glaube an eine kommunistische Zukunft kann Wunder wir-

ken. Der wissenschaftliche Beweis dieser Zukunft ist Vergnügen spekulativer Köpfe, die sofort zur Einhüllung in Glaubensformen greifen müssen, wenn sie ihren Beweis unter die Menschen bringen wollen. Die Sozialdemokratie wird das Beste tun, wenn sie ihre „Wissenschaftlichkeit“ als einen Luxus einsieht: sie wird einen viel freieren Atem bekommen und braucht deshalb die Hoffnung und den lebhaften Wunsch nach dem Kommunismus nicht im mindesten aufzugeben. Hoffnung und Wunsch werden sogar eine ausserordentliche Belebung erfahren, wenn ihnen das von der Wissenschaftlichkeit künstlich entzogene Menschliche wieder zugeführt wird. Sie wird mehr an den Menschen denken, wenn sie seine Definition als Proletarier aufgibt. Was alles sie nicht hindern wird, eine Arbeiterpartei zu bleiben, und nur fördern wird, mehr als bisher Arbeiterpartei zu sein. Eine politische Partei, die sich nur in Forderungen äussert, deren Erfüllung durchzusetzen noch nicht in ihrer Macht ist, wird den Sinn der politischen Partei überhaupt aufheben. Abschaffung der Kriege fordern oder Einführung einer kommunistischen deutschen Republik, das sind alles Dinge, die man hat, aber nicht „fordern“ kann, wenn man sie nicht hat. Politik ist, das aus einem gegebenen Kräfteverhältnis heraus unmittelbar Erreichbare als nötig einsehen, vorstellen und durchsetzen. Das Unerreichbare fordern, heisst zeigen, dass man

das Kräfteverhältnis ignoriert, weil man darin als Kraft keinen Platz hat. Letzte Ziele als sicher annehmen, weil man die erste Voraussetzung als sicheren wissenschaftlichen Beweis in der Tasche zu haben glaubt, und alles auf diese wissenschaftlich fundierten Ziele hin ansehen, heisst jede gegebene Situation unwirklich machen und damit unwirkend werden. Was sich hier revolutionär dünkt, ist im höchsten Masse reaktionär, und es handelt sich in der Betätigung einer politischen Partei darum, weder das eine noch das andere zu sein. Die Partei ist ja nicht die Aufregung der Menschen, sondern deren Beruhigung, deren Ordnung. Der ewigen Dinge ist sie nie und nimmer Ausdruck oder Organ. Sie ist Funktionär der unewigen Dinge mit einer lächelnd erlaubten Drapierung in den Sternenmantel.

Die Dinge immer und jeweils daraufhin ansehen, ob sie schneller oder langsamer zum bewiesenen Sozialismus führen, heisst die Dinge immer unscharf sehen, weil das Auge auf Entfernung eingestellt ist, wo es Nähe zu schauen gibt. Die Menschen sind nicht so dumm, eine kommunistische Wirtschaft deshalb abzulehnen, weil sie sich in ihr besser befinden. Was aber die wissenschaftlichen Sozialdemokraten noch immer zu glauben scheinen; weshalb sie ihnen beweisen, dass sie dem Kommunismus nie entinnen können, auch wenn sie wollten. Ich glaube an den künftigen

Kommunismus der Wirtschaft, mir ihn aber wissenschaftlich beweisen zu wollen, finde ich fast so anmassend wie die Beweise für das Dasein Gottes, auf welche menschliche Liebenswürdigkeit und Hilfe der liebe Gott wahrhaft nicht angewiesen ist, um zu existieren. Beweise für ihn und Beweise gegen ihn sind ein vielleicht geistvoller, aber im wesentlichen ganz gleichgültiger Gelehrtenstreit.

Die Sozialdemokratie wird vielleicht einige Gelehrte verlieren, wenn sie ihre Wissenschaftlichkeit in Ausgang und Ziel zur Disposition stellt; aber sie wird viel Freiheit gewinnen und wird Geist bekommen, an dem man ja nie Überfluss haben kann. Und wird an Macht gewinnen im Staate, denn Diskutables wird zu ihrer Bekämpfung nicht mehr können aufgewendet werden, ich meine das Diskutable der Wissenschaftlichkeit. Sie wird den Weg zu den Bauern finden, den sie bisher nicht fand, weil die Grundrententheorie von Marx ein sehr schwaches Kapitel von Engels ist. Sie wird die Welt noch wo anders als in der Fabrik sehen. Sie wird eine Form Eigentums entdecken, die nötig ist für die Freiheit des Menschen, ohne dass diese Freiheit dieses Eigentum zu „Mehrwert heckendem Wert“ macht. Das Eigentum an Ackerland zum Beispiel. Sie wird eine Reihe von Dingen nicht schon und bloss deshalb ablehnen, weil Marx im natürlichen Entdeckerfanatismus darüber sehr gute Witze gemacht hat. Sie wird finden, dass vielleicht

alles, nur gerade die Religion nicht Privatsache ist und sein darf, weil in der privaten Heimlichkeit religiöses Bedürfnis Geschwür und Wahnsinn wird. Wird einsehen, dass die Wissenschaftlichkeit kein riesiges Postament ist, das aus einem darauf gesetzten Figürchen eine Kolossalstatue macht.

Ich sagte, die Differenzen innerhalb der Sozialdemokratie seien Äusserungen des Lebens, das sich gegen einen wissenschaftlichen Dogmatismus sträubt. Diese Deutung erschöpft die Erscheinung in ihren Ursachen nicht ganz, denn sie sucht und findet sie nur innerhalb der Partei selber, die durch eine solche einzige Deutung eine Isolation erführe, die falsch ist, weil sie Isolation ist. Die Differenzen sind nämlich auch Effekt des Parteicharakters dieser auf wirtschaftliche Organisation wesentlich orientierten sozialistischen Bewegung, die sich einmal in der Form einer politischen Partei Ausdruck schaffen musste, mehr von den gegebenen Tatsachen politischer Parteien gezwungen, als aus ihrer Natur heraus gewollt. Was die Sozialdemokratie gern damit ausdrückte, dass sie erklärte, „der Parlamentarismus, das heisst die Formung zur politischen Partei, sei ihr nur Mittel“. Der Streit, ob dieses Mittel tauglich sei, verstummte innerhalb der sozialistischen Bewegung nie. Aber dieser Streit kann heute nicht mehr darum gehen, dass dies oder das in der Partei anders werden solle, dass man dies oder das in der Partei anders haben wolle.

Was die Partei hierzu sagt, ist nur oberflächliche Bewegtheit einer tiefer liegenden Bewegung, ist nur Teil und Stück einer Krise, die alle politischen Parteien ergriffen hat, und in diese Krise kamen die Parteien durch den Parlamentarismus. Die Parteien suchen länger zu leben als der Virus ihres Lebens, und der ist im Absterben und heisst Parlamentarismus. Das Wort des Kaisers, ich kenne keine Parteien mehr, könnte auch noch in einem anderen Sinne plötzlich erhellte Wahrheit sein.

Wir haben Vertretungen im Staate, die unparteilich sind, weil sie sachlich sind; die Leute, die in ihnen tätig sind, verstehen vielleicht nicht alles und nicht viel, aber ihre Sache verstehen sie ganz ausgezeichnet. Die wirklichen Kräfte des Volkes haben sich einen tätigen handelnden Ausdruck in ihrem Bereiche geschaffen, neben der der schwätzende Ausdruck, den sich „Wähler“ in allgemeinen Parlamenten geben, um so mehr verfällt, je allgemeiner diese Parlamente werden. Noch einige Schritte weiter in der Richtung der Wahlfreiheiten und die Parademmaschine kommt von selbst zum Stillstand.

Das parlamentarische Regime hat nur einen Vorteil: es erzeugt Illusionen. Es erhält das Volk im Glauben, dass es an der Politik teilnehme, und gibt ihm die Illusion der Freiheit, indem es wählen kann, wen es mag. Der Gewählte beeilt sich, dem Volke zu versichern, dass er als vollkommen freier

Mann rede und handle und helfe, die Geschicke des Landes in keinem anderen Sinne als dem seiner Wähler zu leiten. Wir wissen, dass er gar nichts leitet. Wir wissen, dass er im Parlament Reden hält für das an den Türen lauschende Volk seiner Wähler. Nichts weiter. Es besteht die Kunst der Regierung darin, dem Volke die politische Freiheit damit zu geben, dass es dem Volke einredet, es hätte diese Freiheit bekommen. Die politische Freiheit ist der Glaube, frei zu sein. Diesen Glauben zu erhalten und zu nähren, dienen die aus freien Wahlen zustande gekommenen Parlamente. In dem Augenblick, wo die Ohnmacht eben dieses Parlamentes Zweifel an dem Glauben auslöst, in diesem Augenblick versucht man ihn wieder damit zu stärken, dass man — die Wahlrechte erweitert. Regierungen und herrschende Parteien, die sich in solchen kritischen Augenblicken gegen diese Erweiterung wehren, sind dabei, ihre Macht zu verlieren, die sie nur erhöhen können durch eben diese Erweiterung. Je mehr Regierte durch Wahlen zu vermeintlichen Regierern werden, desto notwendiger wird die Oligarchie, vor der nur die ganz Unfähigen Angst haben, weil sie wissen, dass sie sich unter den oligoi nicht behaupten können. Bismarck wusste, warum er das allgemeine Reichstagswahlrecht einführte. Damit die Wenigen *wirklich* regieren können, ist es nötig, dass möglichst Viele *scheinbar* regieren. Das macht die Politik

etwas schwerfälliger und nach aussen wenig aktiv, gibt aber den inneren Verhältnissen Stetigkeit, immer unter der Voraussetzung, dass der Glaube, frei zu sein, durch das parlamentarische Regime genährt und erhalten wird. Das zaudernde Gewähren, das Einhandeln erweiterter Wahlrechte und Wähl- und Rederechte ist geschicktes Manöver der Macht, die durch diese „Freiheiten“ sich zu beschränken vorgibt, während sie sich in der Tat erweitert. Es muss der Schein erweckt und erhalten werden, dass der Macht etwas „abgerungen“ wurde, das sie ohne das Drängen der Regierten nie gegeben hätte. In Wirklichkeit stopft man mit einem Stimmzettel der Stimme den Mund. Je mehr Münder auf diese Weise zum Schweigen gebracht sind, desto unbehelligter wird die herrschende Macht die Staatsgeschäfte besorgen. Es können nie genug in den Beschäftigungen des Redens und Schreibens durch Rede- und Pressfreiheit eingestellt werden, um die wirklich Tätigen in Ruhe ihr Werk verrichten zu lassen. Den schwätzenden Hellenen und Galliern traten die Stiefel der schweigsamen römischen Legionäre in den Bauch.

Aus England, wo es im Sterben liegt, übernahmen die Franzosen das Zweikammersystem und der Kontinent machte es, soweit er was auf sich hielt, den Franzosen nach, denn die Demokraten der Welt orientierten sich nach den Demoblei, Betrachtungen

kraten kat exochen. Und man hielt diesen Rückfall Europas in den Palabar der wilden Völker für beste Demokratie. Allen Leuten, die nur denken, wenn sie reden — und auch dann nicht immer —, ist das parlamentarische System der Regierung Hort aller Freiheit, das heisst ihrer Freiheit, zu reden. Aber man muss fragen: welches Mitglied des Reichstags erfährt durch die Rede eines anderen M. d. R. etwas, das er nicht schon wusste, meist aus der Zeitung wusste? Wer ändert seine Meinung durch eine Reichstagsrede? Und wo ist der Idiot, der sich erst im Reichstag über etwas eine Meinung macht? In England ist das Reden im Parlament alter harmloser Brauch, konserviert aus Zeiten, wo es keine Zeitungen, kein weitverbreitetes Bücherlesen gab (aus welcher Zeit auch noch unser zumeist überflüssiges Universitätsdozieren stammt) und wo jeder Redner wirkliche Mitteilungen zu machen hatte. Aber in Frankreich, in Italien drängt es alle die, die wirklich was zu sagen haben, aus dem öffentlichen Leben hinaus, wie trotz angeblicher Besserung in den Vereinigten Staaten „politicien“ als ein Schimpfwort gilt, wie etwa in Berlin „Schieber“. In diesen besonders parlamentarischen Ländern ist jeder Abgeordnete ein einflussreicher Satrap. Das staatliche Leben Frankreichs und Italiens ist von dem parlamentarischen Gift zerfressen, und bestünden in Deutschland dagegen nicht Schutzwehren in konservativen

Einrichtungen, die aus der natürlichen Artung des Volkes entsprungen sind, wir teilten das Schicksal der parlamentarischen Bankerottstaaten. So teilen wir parlamentarisch nur das Schicksal Englands: man redet zum Fenster hinaus, spielt Politik, wo es sich um Kattun handelt, erhitzt sich parteilich, wo die Anstellung eines Regierungsbaumeisters in Frage kommt, während die wirklichen Staatsgeschäfte so gut wie es eben geht von anderen Faktoren besorgt werden. Man sollte endlich doch merken, dass Parteipolitik die Parodie einer Politik ist, die kassiert wird, wenn es ernste Zeit ist. Aber es sollte die Meinung herrschen, dass immer ernste Zeit ist, wir würden dann vielleicht tragische Zeiten eher vermeiden können. Die beste Partei ist immer noch so was wie eine Verschwörung gegen die übrige Nation. Um die Geldinteressen der Getreidebauern gegen die anderen Geldinteressen der Bergwerksbesitzer zu verteidigen, dazu ist weder die Gründung einer liberalen noch einer konservativen Partei nötig, in welche Dummheit den Eintritt herbeiführt und Scham den Austritt hindert, woraus dann der überzeugte Parteigenosse zustande kommt. Diese partikularen Erwerbsinteressen sind keine politischen und schon gar keine Staatsinteressen. Soweit sie für den Staat in Betracht kommen, will er von den Interessenten Informationen haben, einfache deutliche Fakten, nicht mit Politik und allgemeinen Redensarten

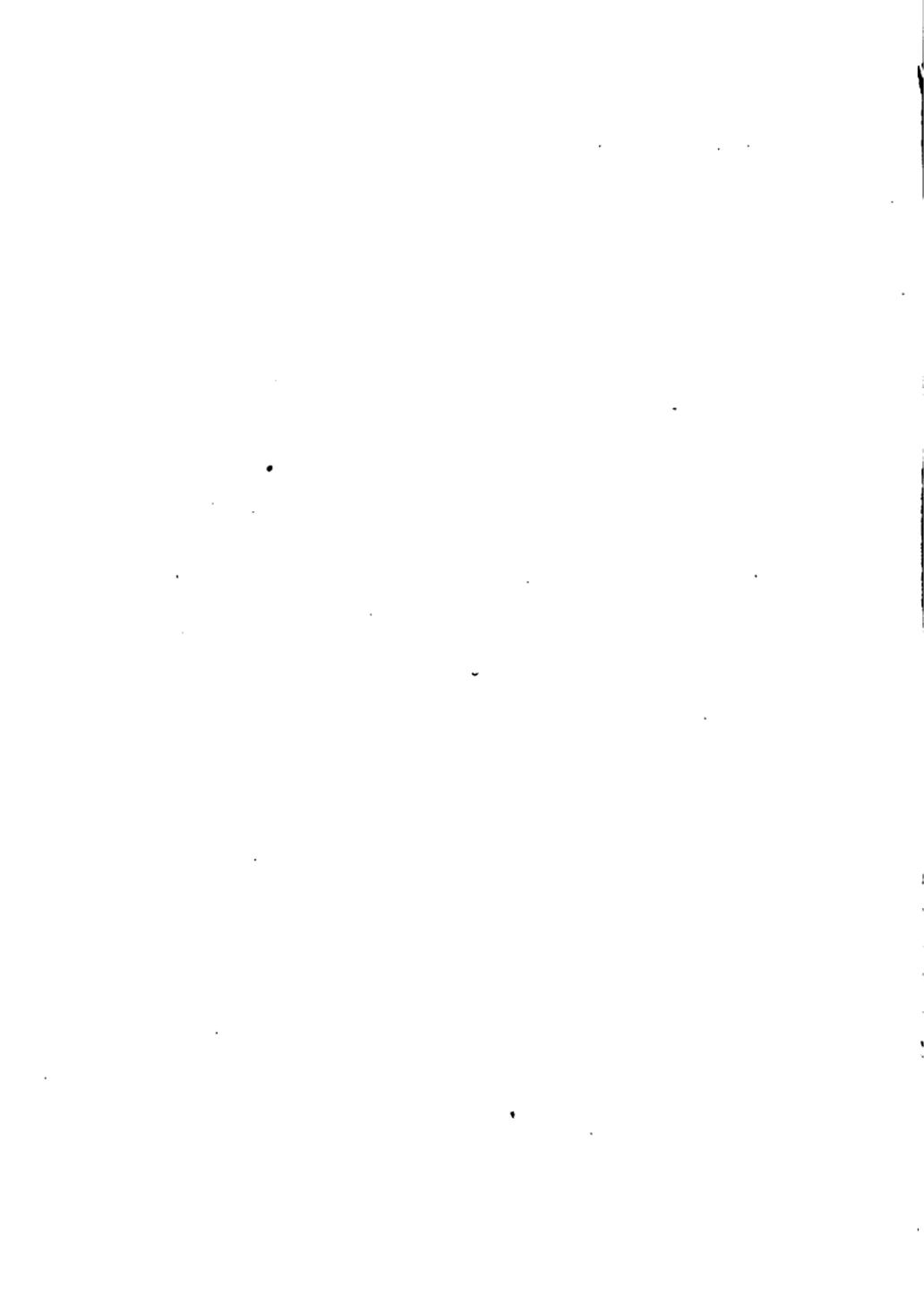
verdunkelte Fakten. Wir wissen, dass jeder für seinen Beutel besorgt ist, das soll er ohne falsche Scham sagen und nicht, dass er die höchsten Güter der Menschheit im Auge habe. Mit solcher Rhetorik hält er die wahren Staatsgeschäfte nur auf und hin, weil man einige Male hin und her übersetzen muss, bis zum Vorschein kommt, wieviel Mark und Pfennig er meint. Verbände der wirtschaftlichen und geistigen Interessengruppen, wie wir sie zum Teil schon haben, in den Gewerkschaften zum Beispiel oder in den Handelskammern und Industrieverbänden, werden die „politischen Parteien“, dieses Kinderspielzeug erwachsener Männer, ablösen müssen. Es ist nicht die Aufgabe des Parteigenossen Meier, der Handschuhe verkauft, über die Notwendigkeit von Staatsbergwerken oder die Neubesetzung einer Lehrkanzel zu befinden — damit gehen wir nur der Mitteilung seiner vortrefflichen und einzigen Kenntnisse im Handschuhhandel verlustig, über welchen Artikel uns dann der Parteigenosse Schulze vom anderen politischen Standpunkt aus informieren will, denn er gerbt Felle. Es soll diesen Berufsverbänden, an die wir als Ersatz der politischen Parteien denken, unbenommen bleiben, ihre sachkenntnisärmsten und darum redengewandtesten Mitglieder in ein Reichsparlament zu schicken, wo sie einen Rat der dreihundert besten Redner des Reiches bilden, deren Redezeit auf die Dauer von zehn Minuten beschränkt ist.

Die Parteien versichern einander, dass sie nach dem Kriege einen zivileren Ton in ihren Polemiken brauchen würden. Das scheint uns ein bisschen wenig, denn Courtoisie ist kein Opfer, das man bringt. Auch von Revisionen des Parteiprogramms spricht man in manchen Parteikreisen, und auch das scheint uns sehr entfernt von der Einsicht in das Wesentliche zu sein, dass nämlich der Parteibegriff als politischer Begriff überhaupt zu revidieren ist, wie es die einzige, wahrhaft am Staate im erhaltenden Sinne interessierte Partei, die Sozialdemokratie, in ihren Auseinandersetzungen tut, ohne es zu wissen. Was not tut, ist ein präziser, eindeutiger Ausdruck der Kräfte im Lande, nicht aber ein so verdächtiger wie der durch allgemeine Wahlen zustande gekommene Ausdruck sogenannter „öffentlicher Meinung“, — wie diese gemacht wird, das konnte der, der es noch nicht wusste, in diesem Kriege lernen. Gewiss ist der Apparat der Fachleute und Sachkundigen pedantisch und schwerfällig, aber eine Korrektur der Irrtümer ist hier leichter vorzunehmen als in einer Versammlung von Nichtfachleuten, welche jetzt schon zu Kommissionen geführt hat, die mit Sachkenntnis das in die Wege bringen, was einem Plenum irgendwie Gewählter, auf Grund ihrer politischen Gesinnung Gewählter, nicht möglich ist. Es kann in einem ordentlichen Staatswesen nur zwei Faktoren geben: die Regie-

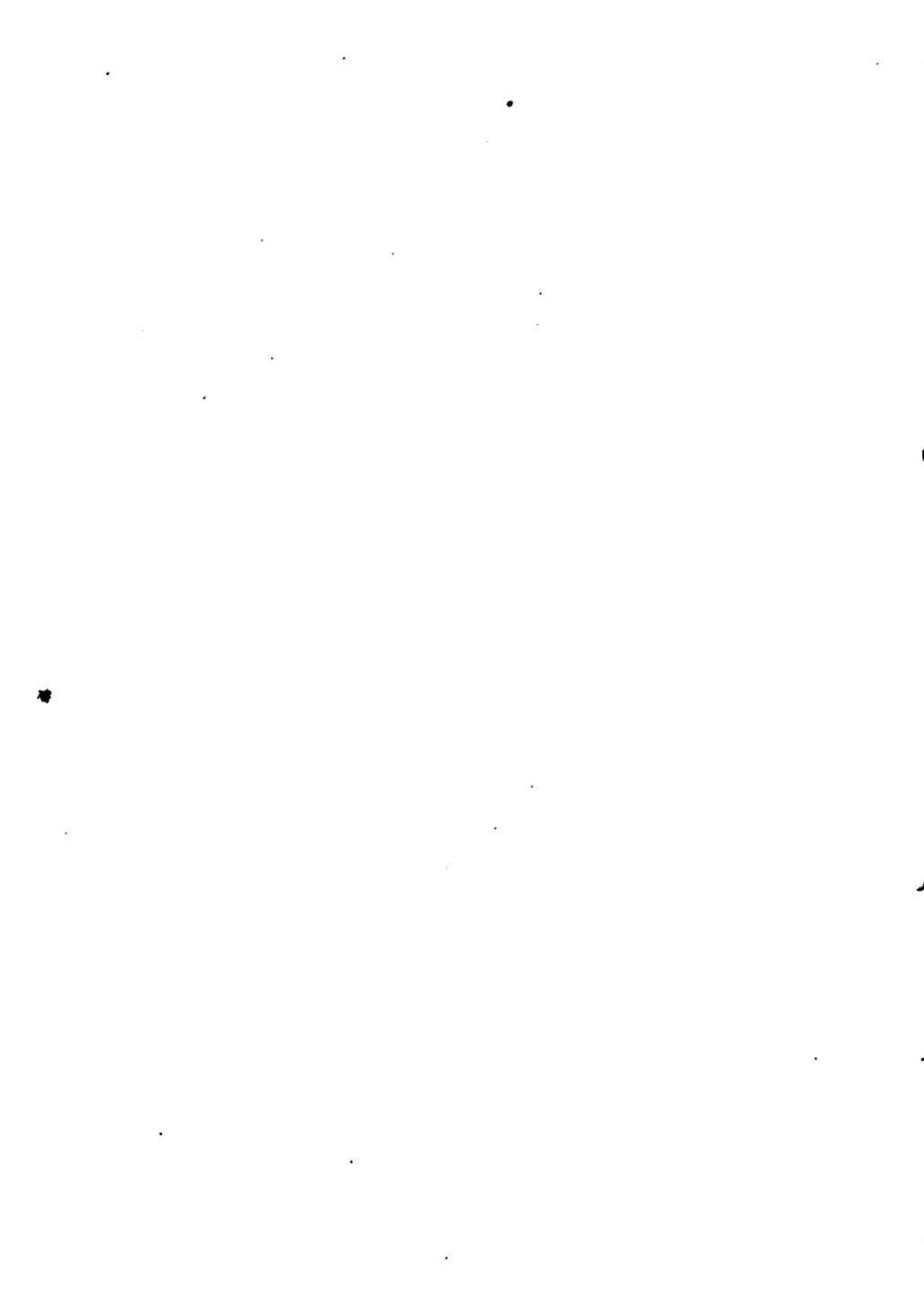
rung und die Kontrolle der Regierung. Wenn es aber siebzehn Parteien gibt, die sich gegenseitig kontrollieren, ob, dass und wie sie kontrollieren, wenn es Parteien gibt, die einander und der Regierung nicht trauen, so wird die Regierung immer das tun, was sie will, und das wird noch das Beste sein. Zeiten des Friedens sind genau so ernst wie Zeiten des Krieges, — diese Einsicht soll über den „Burgfrieden“ die Parteien dazu führen, sich auf ihre Auflösung zu besinnen. Aber die Ideale? Nun, die wirklich grossen Angelegenheiten der Menschen haben sich immer ausserhalb der Parteien vollzogen und ganz und gar unabhängig von ihnen. Wo eine Partei Ideale zu vertreten vorgibt, da sind es immer sehr reduzierte und eingerichtete Ideale, und das ist schlimmer als gar keine haben. Der Glaube verbreitet sich durch eine klerikale Partei so wenig wie die Freiheit durch eine liberale, denn Glaube und Freiheit sind nicht mehr weder das eine noch das andere, sowie sie in das Programm einer Partei treten. Welche Partei wollte sagen, dass sie gegen den Glauben sei? Welche, dass sie nicht für die Freiheit sei? Welche hätte keine Embleme? Man sollte nicht vergessen, sollte es wieder wissen, dass es zu den minderen Staatsaufgaben gehört, die wirtschaftlichen Interessengegensätze zu schlichten, und gerade und besonders mit diesen Aufgaben obliegen die Parteien die Staatsgewalt in immer zunehmenderem Masse, und machen die

Regierung zu einer Klassenregierung, gleichgültig, ob zur sozialistischen oder zur kapitalistischen. Jeder Krämer ruft heute den Staat an, wenn er nicht die Geschäfte macht, die er machen will. Es versteht sich das wohl aus dem völlig Anarchischen unseres Wirtschaftsbetriebes, dass man an den Staat als den Ordnung schaffenden Faktor appelliert. Aber in der Weise, wie es durch die Parteien geschieht, zieht man den Staat nur in die Unordnung hinein, macht man ihn parteilich und parteiisch.

Wer weiss, wo die Macht noch ist, und dabei weiss, wo sie bald sein wird, der ist ein guter Politiker. Wer, da es unvermeidlich, das heisst notwendig ist, die Macht vom einen Träger zum anderen bringt, der ist der grosse Politiker. Wir wären zufrieden, wenn die Zeit die guten Politiker bekäme.



Die katholische Aufgabe



Als die Vandalen und Goten über Rom und Byzanz herfielen, erklärten sie die Römer und Byzantiner für eine verkommene und verfaulende Gesellschaft, der man endlich das Rechte beibringen müsse. Wir Europäer und europäisierten Völker haben, von ein paar Kondottierfürsten der Renaissance abgesehen, bis auf den heutigen Tag die Courage noch nicht gefunden, in der Politik eine Katze eine Katze zu nennen; wir haben noch immer die schlechte Gewohnheit eines schlechten Gewissens, von „wilden Völkern“, die zu „zivilisieren“ seien, dort zu sprechen, wo wir uns die Macht über diese Völker aneignen wollen gegen deren Willen. Es dürfte keine Frage sein, wo im Grunde die Wildheit ist, bei den Tripolitanern, die niemanden um Hilfe gerufen haben, oder bei den Italienern, bei den Marokkanern oder den Franzosen und Spaniern, bei anderen afrikanischen Völkern oder den Engländern, Deutschen, Belgiern, bei den Persern oder bei den Russen, den Philippinos oder den Amerikanern, den Chinesen oder jenen, die sich rüsten, China in „Interessensphären zu teilen“, wie man sich gebildet für das ungebildet klingende Rauben ausdrückt.

Wenn man es schon tut, soll man es auch sagen:

das kapitalistische Europa treibt eine Raubpolitik, und eine andere gibt es seit dreissig Jahren nicht. Die Grossstaaten treiben diese Politik allein, zu zweit, zu dritt, zu mehreren, je nachdem; die Kleinstaaten bekommen Appetit und wollen nicht leer ausgehen; sie suchen eine Chance des beteiligten Anschlusses, oft aber auch Anschluss aus blosser Angst, selber geraubt zu werden, denn zwei Grossstaaten ist die überseeische Beute versagt: Russland und Österreich. Dieses „annektiert“ Bosnien, jenes „teilt“ Persien. Dieser gar nicht suspekten, von keiner Seite ungewöhnlich gefundenen Raubpolitik Europas hat man überall einen um so schöneren Namen gegeben, der an Purpur, Krone und Tradition erinnert: Imperialismus. Oder man umgibt sie mit der Mystik eines angeblich sich also raubend aussprechenden Volksgeistes und nennt sie Pangermanismus, Panslawismus, oder spricht von „lateinischen Schwestern“, als ob sprachliche Verwandtschaft schon eine der Rassen bedeutete — dann ebensogut „Sanskritschwestern“ —, als ob der Wallone und der Sizilianer „Verwandte“ wären.

Es ist hier nicht zu untersuchen, weshalb die Menschen die Motive ihrer politischen Aktivität verschleiern und weshalb sie sich besser erscheinen lassen wollen, als sie sind. Vielleicht wollen sie aus einem tiefen Schuldgefühl heraus Gott bemogeln; oder es wohnt ihnen eine so tiefe religiöse Gleich-

gültigkeit gegen alle diese irdischen Geschäftigkeiten, gegen das notwendige Übel der Politik inne, dass sie sich sagen, es spiele ein Mehr oder Minder an Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit darin keine Rolle. Es mag dem einen und anderen gelingen, sich mit einer solchen Erklärung auf den Sirius einer sehr merkwürdigen Religiosität zu retten, die auf die wahren und aufrichtigen Beziehungen der Menschen untereinander keinen Wert legt und Tugend nur zu Gott hin haben zu müssen behauptet. Dass es der grossen Mehrzahl der Menschen nicht gelingt, mit diesem ihrem politischen Wesen der Unwahrheit und Unaufrichtigkeit glücklich zu sein, das wird man heute weniger als je zu beweisen brauchen, heute, wo die „Schuld an dem allem“ gesucht wird. Und auch gefunden wird — beim anderen. In der Politik scheucht jedes auch wahrhaft und aufrichtig gesprochene Wort den, der es hört, in die Angst seines schlechten Gewissens und in die besorgte Frage zurück: was will er von mir? Denn man weiss, die Politik ist im Misstrauen bedingt und hat kein menschlich wahres Wort. Napoleon sagte einmal zu Metternich: „Wir wollen weder Kaiser der Franzosen noch Gesandter Österreichs sein. Ich spreche zu Ihnen als einem Manne, den ich schätze, machen wir keine Redensarten.“ Das war nur eine andere Redensart, und Metternich spitzte doppelt die Ohren. Er verstand sein Geschäft. Wusste, dass

Politik eine Sache von Fall zu Fall ist, wobei irgendein Prinzip nur störend sein kann, wenn es wirklich da ist, und nützlich nur dann, wenn es vorgeblich gehabt wird. Damalige Politik hatte noch vorgebliche Prinzipien, denn sie war mehr diplomatisch als staatsmännisch. Damals hatte man sogar wirkliche Prinzipien, wie Stein z. B., die dem vorgeblichen Prinzipienpolitiker Metternich fürchterlich und „so recht das Erzeugnis der Krankheit des Jahrhunderts“ waren. Bismarck hatte ein Prinzip: die deutsche Einheit, der ein gemeinsam erobertes Stück Land zum Symbol und zur Bindung dienen sollte, fast bloss dieses, denn die Eroberung von Elsass-Lothringen war keine Absicht des Krieges. Und schon gar nicht sein Zweck. Aber seit zwanzig Jahren hat keine europäische Politik ein Prinzip, weil es seit zwanzig Jahren keinen europäischen Begriff mehr gibt, aus dem es hätte gewonnen werden können. Die diplomatischen Vertreter mussten ratlos werden, weil sie nichts zu vertreten hatten, was länger als für eine halbe Stunde stabil war; die Staatsmänner mussten versagen, weil der Kapitalismus den Staat selber un- ausgesetzt riskierte, nämlich in den Krieg schickte. Denn der Staat ist nicht, wenn Krieg ist; er bildet sich erst wieder nach dem Kriege. Nun führen seit etwa zwanzig Jahren europäische Staaten Krieg oder balancieren auf der Messerschneide der ultima irratio des Krieges. All diese Zeit beschäftigt die

europäischen Kabinette wesentlich nur der Krieg: wie ihn gewinnen, wie ihn vermeiden, wann ihn beginnen, mit wem, gegen wen. Ist der Staat ein Produkt der Furcht vor dem Für-sich-sein im Leben, das die so Fürchtenden, biologisch Schwachen zur Vereinigung und staatlichen Organisation drängt, in der sie eine grössere Sicherheit ihrer Einzelexistenz erfahren, indem sie ihre Zwecke normieren, durch Abgabe eines Teiles ihrer Freiheit eine grössere Garantie für ihr Wohlsein und dessen Vervollkommnung erfahren, so hört dieser Staat in dem Augenblick auf, in dem er, wie eben im Kriege, das *ganze* Individuum für sich beansprucht: der suggestiven Kraft des ihm bis nun probaten Staates erliegt der Einzelne für eine Weile und gibt den Staat so auf in der Hoffnung, ihn wiederzugewinnen. Verlieren diese einem Staate verbundenen Individuen den Krieg völlig, dann haben sie auch, wenn der Sieger es so will, den Staat endgültig verloren.

Man hat in den letzten zwei Jahrzehnten die staatlichen Sicherheiten vermisst und gern dafür die Staatsleiter verantwortlich gemacht und von ihrer Unfähigkeit gesprochen und dass ein Bismarck fehle. In diesen Jahren lagen aber die Staaten schon in den Krämpfen ihrer Auflösung, in der sie sich nun durch den Krieg befinden, der im August 1914 nur ausbrach. Die Expansion, zu welcher der industrielle Kapitalismus mit allen

seinen innerpolitischen Begleiterscheinungen — Sozialgesetzgebung, Lohnstreite — alle Grossstaaten, koalierte Kleinstaaten, Japan und die U. S. drängte, machte die europäische Politik zu einer Raubpolitik, deren Verträge — es waren Verträge gegeneinander — ohne Würde, ohne Ernst und ohne Dauer waren. Mit der Annexion der Philippinen begann es. Die Annexion der Burenrepubliken folgte. Frankreich nahm Marokko. Japan nahm Korea. Russland nahm Persien zur bestrittenen Hälfte. Österreich nahm Bosnien. Deutschland erzwang von Frankreich afrikanisches Kolonialgebiet. Italien nahm Tripolis. Die von Russland gegen Österreich koalierten Balkanvölker entschieden sich in letzter Stunde dafür, statt Österreich die Türkei zu teilen: der politische Sinn dieser Raube ist null; ihr rein merkantiler ist evident. Die modernen Grossmächte haben alle eine kapitalistische Struktur und ihr sozialer Mechanismus selber treibt sie zu Eroberungskriegen gegen Länder und Völker, die noch nicht oder erst schwach kapitalistisch sind: sie müssen, ihrem Wesen folgend, über diese Länder die kapitalistische Abhängigkeit bringen, müssen das Gewicht, unter dem sie leben, verteilen, um selber weiterleben zu können, denn anders erdrückt es sie, sei es als überproduzierte Menschenmasse, sei es als überproduzierte Warenmasse. Es ist charakteristisch, dass alle jene Staaten, welche sich in den letzten

fünfzehn Jahren in Kriegen riskierten, mehr oder weniger an inneren Krisen litten; und dass alle diese Staaten den kriegerischen Geist durch un-
ausgesetzte Rüstungen nährten: der Appell an die Gewalt war latent. Er ging parallel mit der kapitalistischen Gewaltsamkeit, die dieser Wirtschaftsform eigentümlich ist. Von ihr ausgewirkt und auf sie wieder zurückwirkend entstand in der gleichen Zeit die Ideologie dieser auf Raub und Gewalt gestellten kapitalistischen Politik und äusserte sich in Büchern und Zeitungen. Damit hatte der Mechanismus auch seinen „Geist“ bekommen, und man konnte füglich von einer „Ära“ sprechen, wie es die Jingosprache aller Grossstaaten tat. Es ist die Ära des europäischen Zerfalles, in der auf ein früher, am Berliner Kongress von 1878 etwa, noch vorhandenes Minimum gemeinsam gefasster Beschlüsse verzichtet und dem nationalistischen oder staatlichen Individualismus alle und jede Freiheit gelassen wurde. So trat z. B. für die ehemals so beliebte Integrität der Türkei nur das Deutsche Reich ein, weil es da wirtschaftlich engagiert ist und territorial nichts erwerben kann und jeder Erwerb durch eine andere Macht — Russland oder England — seine Weltwirtschaft schädigt, indem es die englische fördert. Im übrigen liess das Reich den Türken von den Balkanvölkern zausen und besann sich auf das Türkische erst, als Russland einmarschieren wollte, was auch England auf den

Platz gebracht hätte, trotz der deutschen Bagdadbahn. Ja, diese Bagdadbahn der Wirtschaft führte über Marokko, Tripolis und den Balkankrieg an die Fronten des europäischen Krieges. Der Dreibund, der seit Crispis Abgang schon nur mehr ein Zweibund war, konnte die rasende Lokomotive nicht aufhalten, die ein Dreiverband heizte, der seit Giolittis und San Giulianos orientalischen Abenteuern ein Vierverband war, formell so, seitdem Italien den Mittelmeervertrag unterzeichnet hatte, der ihm versprach, dass Frankreich gegen das libysche Unternehmen keinen Einspruch erheben werde. Auch England wird versprochen haben, glaubhaft trotz seines Einspruches gegen die moralische Unterstützung, die Russland Italien in der Krise 1912/13 damit gewährte, dass man in Petersburg einen Druck auf die Türkei ausübte.

Der in einer harmloseren Zeit gegründete Dreibund suchte zu vieles zu garantieren und stützte sich auf zu viele mögliche Kombinationen, als dass er einerseits als Dreibund dauern, andererseits effektiv den Frieden erhaltend sein konnte. Die franko-russische Allianz hielt ihm zur Not die Wage im Anfang ihres Bestehens, denn sie bekam in den zehn Jahren nach ihrer Gründung recht oft ein hypokratisches Gesicht. Nach dem japanischen Kriege war man über die französische Kritik verstimmt, welche die inneren und äusseren Verhält-

nisse Russlands erfuhren; die russischen Botschafter in Paris verkehrten ostentativ mit den Monarchisten und behandelten die Vertreter der Republik wie eine zweite Garnitur; Russland traktierte einiges mit Deutschland; es unterstützte Italien in der Türkei, — was alles man in Paris als gegen die französischen Interessen gerichtet fand. Ohne Englands Beitritt nach der ungünstig für es ausgefallenen türkischen Revolution wäre die franko-russische Allianz wohl nicht in die Brüche gegangen — dazu hat Frankreich zu viel Geld in sie gesteckt —, aber sie hätte keine aggressive Tendenz bekommen, hätte als träges Gewicht in der einen Schale das träge Gewicht des Dreibundes in der anderen Schale vielleicht gerade äquilibrirt. Das klassische Land des Kapitalismus und so der kolonialen Raubpolitik sah in der franko-russischen Allianz seinen Vorteil gegen die aufkommende deutsche Weltwirtschaft. Und wie der Dreibund im Laufe der Zeit vornehmlich eine Angelegenheit des Deutschen Reiches geworden war, so wurde der Dreiverband eine Angelegenheit Englands. So ist dieser Krieg ein Krieg Deutschlands und Englands, ein Krieg um die wirtschaftliche Vorherrschaft, ein Krieg um die Welt, an die abzusetzen ist. Was er sonst noch ist, steht im zweiten und dritten Plan.

Wenn man in den letzten Jahren vom kommenden Kriege sprach, sah man ihn immer durch die

Wirtschaft verursacht und knüpfte trotz dieser Einsicht die seltsame Hoffnung daran, dass die organisierte Arbeiterschaft diesen Krieg verhindern werde, obzwar sie keinen einzigen der Kriege der letzten zwei Jahrzehnte verhindert hat oder auch nur die Absicht dazu zeigte, indem wir allgemeine humanitäre Proteste als solche Absicht nicht gelten lassen können. Die von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft der Nationen den grossen, wirklich wirkenden Einspruch gegen den Krieg, also seine Verhinderung durch das Proletariat, erwarteten, mussten jetzt eine Enttäuschung erleben, denn die Genossen aller Länder kämpften an den Fronten, bewilligen Kriegskredite und erklären, nicht früher aufzuhören, bis . . . Die sagen, die Sozialdemokratie sei ihrem Prinzip untreu geworden, haben eine allgemeine humanitäre Phraseologie für ein Prinzip gehalten und das wahre Prinzip nicht erkannt. Nur in der aus allerlei ethischen Formelungen, vornehmlich christlichen, konglomerierten Ideologie, in der die Sozialdemokratie ihre Ziele mit denen der Menschheit identifiziert, ist der Arbeiter der revolutionäre Antagonist des Unternehmers. In Wirklichkeit sind sie beide Sklaven ihrer Wirtschaft, der „Unternehmer“ nur mit grösserer Verantwortung, weshalb er sich auch besser bezahlt. In der Wirklichkeit sind Unternehmer und Arbeiter kapitalistisch zusammengehörig, sind sie beide in ganz gleicher Weise,

nämlich rein wirtschaftlich, am Staate interessiert und verfolgen sie die ganz gleiche kapitalistische Politik. Die Gegensätze sind nur in einer ethisch gefälschten Oberfläche vorhanden, wo sie dem Lohnkampf und der Parteibildung dienen. Die Zusammengehörigkeit von Arbeiter und Unternehmer wird am deutlichsten, wo der Staat als geschlossene Macht auftritt, in der auswärtigen Politik: hier bedeutet jede Förderung der kapitalistischen Wirtschaftsbedingungen eine Förderung des Unternehmers *und* des Arbeiters, jede Schwächung eine Schwächung des Unternehmers *und* des Arbeiters. In Gewerkschaftskreisen, die am wenigsten von der sozialdemokratischen Ideologie infiziert sind, wird man das ohne weiteres zugeben. Damit, dass die Not nicht nur beten, sondern auch revolutionär sein lehre, und dass eine mit dem Unternehmertum eines Landes unterlegene und an die Verelendung gedrängte Arbeiterschaft „die Revolution machen“ werde, damit rechnen nur die Putschisten ihre falsche Rechnung. Denn aus der Not des Magens gab es nur Krawalle, aber noch nie Revolutionen. Das verlumpete Proletariat hat immer nur geplündert. Was man das sozialistische, auf dem Proletariat aufgebaute Ethos zu nennen beliebt, hat sich als zu schwach erwiesen, als dass es sich gegen Gesetzmässigkeiten des Kapitalismus, denen auch der Arbeiter unterworfen ist, hätte stellen können. Und dies macht nur jene

traurig, die in dieser „modernen Ethik“ die richtige und rechte Ablösung eines auf dem Glauben beruhenden ethischen Verhaltens sahen und den Unsinn einer Ethik um der Ethik willen wollten, wobei bestenfalls nichts weiter herauskommt als eine Harmonisierung der irdischen Interessenwelt, etwa nach dem Vers: „Wir wollen selber selig sein, den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen“. Auf nichts als auf menschlich-irdische Interessen und Wünsche gegründet, macht die „aufgeklärte“ Ethik alle Schwankungen dieser ihrer Voraussetzungen mit und bleibt in einer ständigen Relativität ihrer Gültigkeit, die dem Wesen des Sittlichen grundsätzlich widerspricht, dessen Normen von Erkenntnissen wohl bestätigt, aber nicht geschaffen werden können.

Diese liberal-sozialistische Ethik der humanitären Zweckmässigkeiten wird nach diesem Kriege ihre fiktive Existenz mit starkem Verluste an Ansehen und grosser Minderung ihrer bisherigen Bedeutung für die Menge, der man sie als Ersatz für die vom Glauben umschlossene Ethik gab, wohl noch eine Weile weiterführen. Aber man wird ein noch geringeres Vertrauen zu der Behauptung des „Fortschrittes“ haben, dass er ins irdische Paradies führe, nachdem er gerade seinen Weg durch die irdische Hölle dieses Krieges genommen hat. Diese Erfahrungen, welche die Gläubigen des Fortschrittes mit ihrer „vom religiösen Vorurteil

gereinigten Sittlichkeit“ gemacht haben, stellt den wahrhaft katholischen Gläubigen die Aufgabe.

Sind wir, menschlich, für diese Aufgabe vorbereitet? Haben wir, als Menschen, alles getan, die Göttlichkeit unseres Glaubens offenkundig zu erhalten? Ist er uns so lebendig gegenwärtig, dass wir ihn mit seinem Leben in uns beleben können?

Wir wollen in keinen asketischen Rigorismus fallen. Gott hat uns auf dieser Erde und aus dieser Erde zu einem Teile erschaffen: dieser Erde wird immer ein Teil unserer Liebe gehören müssen aus diesem Schöpfungsakte der Erde und auf ihr des Menschen selber. Und diese Liebe zur Erde hat Christus in Wort und Wunder geheissen, da er Wasser in Wein wandelte, um Hochzeitsgäste fröhlicher zu machen, da er Lazarus wieder zum Leben erweckte und nicht zu ihm sprach: sei glücklich, dass du diesem Jammertal entronnen bist. Ja, dass Gott seinen eingeborenen Sohn als Menschen auf diese Erde sandte, allem Menschlichen unterworfen als Menschensohn, gab er mit dieser Menschwerdung nicht den deutlichen Hinweis, dass wir die Erde lieben sollen? Doch wohl aber nur um der Auferstehung aus dieser Erde und Erdlichkeit willen, nicht aber dass wir uns in sie hineinwühlen und Staub im Staube werden. Wir haben einen aufrechten Gang bekommen, damit unser Leib nicht im Sande schleife und unser Blick das Firmament treffe. Wir stehen und gehen auf

der Erde, aber unser Blick soll den Himmel sehen. Nun hat der Fortschritt den Blick auf das Gehen und auf die Erde gebannt, hat ihn stier und stumpf gemacht, dass er geblendet zwinkert, wenn er sich zum Himmel richtet, und gern sagt, er könne da nichts sehen, und dass ihn der Blick zum Himmel am Gehen und Fortschreiten hindere. Hat man nicht in katholischen Kreisen gesagt, wir seien in Deutschland wirtschaftlich rückständig gegenüber den Nicht-Katholiken, weil wir uns zu viel um unser geistliches Leben kümmern? Hat man nicht auf Katholikentagen unter Beifall erklärt, wir müssten viel mehr katholische Kommerzienräte haben? Und dass man zu viel Geld, Zeit und Denken an unseren Kult hingebe? So haben katholische Laien gesprochen und kirchliche Funktionäre haben dem nicht widersprochen. Und als wir aus solchem Anlass einmal schrieben, es mache den Eindruck, als ladeten uns Katholiken die katholischen Parteien ein, dass wir uns unter das Kreuz setzen und um das Kleid des Gekreuzigten mitwürfeln, da fuhr man uns an und beschuldigte uns — modernistischer Irrlehren, wo wir gegen eine Glaubensübung waren, die sich an die moderne Irrlehre anpasste. Solches Paktieren und Partizipieren mit dem Kapitalismus, solche Politik von Katholiken, die sich an Wochentagen um das rücksichtslose Geschäft kümmern, das sie am Sonntag dem Herrn abzubitten versucht, hat eine Ent-

fremdung der wahrhaft sittlich empfindenden Intelligenz und das Aufkommen einer kirchenfremden subversiven katholischen Bewegung zur Folge gehabt, über deren Bedeutung sich die Kirche nicht täuschen sollte, so unterirdisch ihr Wirken auch noch ist. Nicht die modernistischen Gelehrten sind damit gemeint, deren Bedeutung ganz untergeordnet ist und von der Kirche überschätzt wurde, denn niemals noch hat die Wissenschaft Dogmen unseres Glaubens widerlegt. Gott ist nicht dank eines wissenschaftlichen Beweises, und so ist er auch nicht wissenschaftlich zu widerlegen. Die Wissenschaften sind eine nichts als menschliche Angelegenheit, und der Glaube ist keine Kompetenz der Wissenschaft und diese nicht des Glaubens.

Seit Jahren besteht die Klage, dass sich die Intelligenz der Kirche entfremde. Hat man innerhalb der heutigen Kirche nicht das Seine dazu beigetragen, indem man Sorge darauf verwandte, dass der katholische Kapitalist Kommerzienrat wurde? Hat man sich durch innere Missionierung um diese Intelligenz gekümmert, anders als dass man nur den Protestanten bekämpfte? Die Kirche ging im Gefolge der kolonialen Expansion wegen der Missionierung der heidnischen Völker. Ich weiss, ich verstosse gegen ein Dogma, wenn ich sage, dass wir uns über den Wert der getauften Fidschiinsulaner und Negervölker keine Illusionen machen sollen. Unsere Missionare werden ihnen einige Wider-

stände gegen die kapitalistische Eroberung abgewöhnen, ihnen die Scham beibringen im Interesse des scheusslichen Kattuns, den wir ihnen dann schicken, und sie werden zur Exploitation willfähriger werden: mit diesem recht irdischen Erfolg wird die Arbeit der Missionen im Grunde erschöpft sein, die sie somit weniger in göttlichen als in menschlichen Dienst stellt, ja sogar *gegen* göttlichen Dienst. Um diese heidnischen Völker zu gewinnen, müssen wir unsere christkatholische Lehre ihren Vorstellungen anpassen; müssen an Dingen festhalten, die in unserem europäisch-christlichen Leben oft schon erstorben und geschwunden sind, wozu eine Menge abergläubischer Vorstellungen gehören; und drücken durch solches Geeignetmachen zum heidnischen Proselytismus das Niveau unseres Glaubens so tief herunter, dass wir — die europäischen Christen verlieren, um die Feuerländer und Eskimos unserem Glauben zu gewinnen! Wir verzeichnen diesen Gewinn in unseren Statistiken der Quantitäten, nicht aber den Verlust der Qualitäten, den wir durch solchen opportunistischen Relativismus in Glaubenssachen erleiden. Die katholische Kirche besteht nicht aus Anhängern, denn sie ist keine Sekte, sondern aus einer Gemeinde, aus einer Gemeinschaft der Gläubigen, und Gemeinschaft bedeutet Tätigkeit, Leben, Wirken, schöpferisch sein, Geist sein. Die bekehrten Neger und Australier werden dieser Gemein-

schaft das Leben nicht ersetzen können, das sie in Europa, in der christlichen Heimat verliert. Darum meinen wir, dass eine Mission unter der katholisch geborenen intelligenten Jugend nötiger ist, wenn sie auch schwieriger ist als die Bekehrung von Feuerländern. Und nötiger eine Missionierung unter den katholischen Arbeitern im Geiste unseres Glaubens, was mit der Gründung katholischer Gewerkvereine nicht getan ist. Denn es gibt eine Arbeiterfrage, aber keine katholische Arbeiterfrage, es gibt Maschinen, aber keine katholischen Maschinen. Es gibt Katholiken und Tischlergesellen, aber der Begriff des katholischen Tischlergesellen ist die Erfindung einer Parteipolitik, die dem Tischlergesellen Schutz seines Glaubens und dem Katholiken eine Lohnerhöhung verspricht.

Wir erliegen unseren Menschlichkeiten, aber wir müssen es mit Kummer und Reue einsehen, es verstehen, aber nicht damit entschuldigen. Im Verstehen müssen wir uns besinnen, und die Besinnung weist uns den Weg. Man darf über dem Kommerzienrat den geistigen Rat nicht vergessen oder ihn nur als Geistlichen Rat kennen. Man hat über der Stunde den Tag, über dem Tag die Ewigkeit vergessen. Man hat alle Kräfte in die Politik, in diese heutige kapitalistische Politik, und für sie geworfen, und es sind keine mehr übrig für die weit grösseren und würdigeren Aufgaben geblieben. Hat man nicht um den Schein gestritten, um zu

verbergen, dass man das Wesen nicht mehr in Händen hält? War man von diesem Pestgeföhle des Prestige immer frei? Priester, mit denen ich diese herzlichen Angelegenheiten unseres Glaubenszustandes besprach, wiesen den Laien nicht nur nicht ab, sondern standen zu ihm in gleicher Sorge und auch mit dem gleichen festen Vertrauen, dass die reinigende Kraft unseres heiligen Glaubens wohl vorübergehend verdunkelt, aber nie verlöscht werden kann. Politiker aber, welche die Interessen unseres Glaubens zu vertreten vorgeben, sprachen zu mir in einer Sprache aus einer so anderen Welt der Opportunitäten, dass hier Hoffnung nicht anknüpft. Ihnen wird die Lösung der katholischen Aufgabe nach diesem Kriege sicher nicht zufallen, denn sie sind in ihre bisherigen Aufgaben verstrickt, die ab von unserem Wege liegen, der zu Gott, aber nicht zur Welt führt, zum Verdienen des ewigen Reiches, aber nicht zum Verdienen im Geschäft. An der glaubensstarken, unpolitischen und im Herzen wie im Geiste wahrhaft gebildeten Geistlichkeit liegt es, die Aufgabe zu erfüllen, welche nichts Geringeres ist als: die Rettung Europas.

Die Form des Kreuzes zeigt ein Zweifaches: es breitet die Arme und sagt zur Menschheit: Komm! Es breitet die Arme und sagt zur Menschheit: Halt! Darum sagt das Wort *In hoc signo vinces alles*. Es ist Liebe und Gebot, Freiheit und Pflicht, Grenze und Unendlichkeit, Glorie und Beuge.

In dem Discours sur l'Esprit positif Auguste Comtes steht ein Satz, der heute mehr als damals Geltung hat, und heisst: „Die hauptsächlichsten sozialen Schwierigkeiten sind heute nicht politischer, sondern moralischer Natur, indem die Lösung wirklich mehr von den Anschauungen und der Sittlichkeit abhängt als von Institutionen. Die gültige Reorganisation muss sich in den Ideen vollziehen, von da in die Sittlichkeit gelangen und erst in letzter Linie in die Institutionen.“ Man wird durch Besserung von Institutionen, etwa durch den Parlamentarismus, keine Ordnung erreichen: in Frankreich hat der ausgebreitetste Parlamentarismus nur die Unordnung vergrössert, denn er ist, wie G. Deherme vorzüglich sagt: *la réaction des ordonnée des partis sur l'ensemble*. Auch der antiparlamentarische Syndikalismus ist institutorisch: er ordnet das soziale Ganze einer seiner Funktionen, der industriellen Produktion, unter und ist in der Praxis durchaus nicht „erzieherisch“, wie G. Sorel, der Philosoph des Syndikalismus, meint. Er ist eine Klassenorganisation und will doch die Unterdrückung der Klassen, seine eigene Aufhebung und eine allgemeine Konfusion. Auch der Syndikalismus ist ganz institutorisch, woran der individuelle Akt der Sabbotage nichts ändert. Im Klassenkampf, den er führt, verewigt er die Klassen und die kapitalistische Institution.

„Das Individuum“, sagt Comte, „hat nur ein

Recht: seine Pflicht zu tun.“ Der Positivismus hat diese Pflicht dahin erläutert, dass er sagte: das Individuum habe alles an das abzugeben, was Dauer habe, und das sei die Gesellschaft. Dann muss aber auch „die Gesellschaft“ danach sein! Die Frage ist, ob sie überhaupt danach sein kann, ob sie überhaupt Effekt einer vernünftigen Übereinkunft sein kann und nicht vielmehr immer ein Machtgebilde, das Pflichten ohne Reziprozität, das heisst ohne Rechte auferlegt. Darauf antworten die Positivisten mit einer Utopie, die sie als ihre Doktrin neben die einzige stellen, die sie als von gleichem Werte anerkennen, nämlich die katholische: „Man ist nur frei in der Disziplin, man liebt die Freiheit nur in der geregelten Ordnung. Der Positivismus und der Katholizismus sind eine Disziplin und eine Regel für den Gedanken und die Führung des Lebens. In diesen beiden grossen Doktrinen und durch sie allein kann man sich verständigen, kann man sich vereinigen, weil man weiss, in welchem Masse und zu welchem Zwecke.“ (G. Deherme.) Man kennt den Ausgang der Sendung Comtes an den Jesuitengeneral: die Sendung der heutigen Positivisten an den Katholizismus kann nicht anders ausfallen. Denn man kann nicht von aussen, sondern nur von innen diskutieren. Wenn man die Notwendigkeit einer Ordnung akzeptiert, so kann man nicht, um zur Lösung zu kommen, einen Teil der zu ordnenden Elemente ausschliessen.

Um gegenüber dem Zeitlichen seine Unabhängigkeit und sein Recht zur Kontrolle zu retten, kann man nicht vor allem dekretieren, worin diese zeitliche Gewalt bestehen soll.

Es ist nicht bloss der fromme Wunsch eines Gläubigen, dass die Kirche die Aufgabe, grosse Ordnerin zu sein, auf sich nehme; es ist auch das Wissen um ihre Kraft, das diesem Wunsche zu Hilfe kommt; es ist auch Kenntnis ihrer augenblicklichen menschlichen Schwächen, das das Wissen nachdenklich macht; ihre Verengung seit der Reformation, ihre allzu hartnäckige Einstellung auf die Reformation, und wozu das führte, unterschätzen wir nicht für die Schwierigkeit der gestellten Aufgabe, der zu unterziehen sie ihre Universalität allein schon verpflichtete, wenn nicht so vieles sonst, wenn nicht das Versagen aller anderen Kräfte, die sich um die Ordnung versucht haben. Nicht mit einer Politik ist die Politik zu bekämpfen, nicht mit einer Partei die Parteien: das hiesse das Übel mit einem Übel heilen wollen. Der katholische Gedanke muss seine Universalität wiedergewinnen, um die Gemeinschaft Europa zu etablieren, denn Europas Einheit ist die der Christenheit. Aber muss man nicht fragen, ob sie es noch ist, wenn man den Brief der französischen Kardinäle an die deutschen Katholiken liest? Dass die sozialistische Einheit auseinanderfiel, erstaunt nur jene, die sie in einem Spirituellen existierend

wähnten. Dass aber die einzige geistige Bindung, die Kirche, versagt — um es nur mit diesem Wort auszudrücken —, erschüttert auch jene Gläubigen, welche die Wege, die sie die Kirche in den letzten drei Jahrzehnten gehen sahen, als zu schlimmen Enden führend erkannten. Nicht zu ihrem *Ende* führend, denn der Glaube endet nie, aber in Öde und Brache wohl für eine lange Zeit, in der die Gläubigen sich in den Katakomben treffen werden.

Die Politik der Kurie

„Wäre die Heilige Schrift vom Partei-
standpunkte aus geschrieben worden,
wir würden von Judas unter den Apo-
steln niemals etwas gehört haben.“

Leo XIII.



Apokryphe Aufzeichnungen des Kardinals Rampolla

Das obliviscere populum tuum et domum patris tui konnte ich nie recht über mein Herz bringen. Als Italiener liebe ich mein Land über die anderen, und ich kenne seine Geschichte. Wir haben von Österreich immer nur Schlimmes erfahren, sooft es ihm passend dünkte, sich um unsere Angelegenheiten zu kümmern. Man wird darum Sympathien für die Monarchie in Italien vergeblich suchen. Führte Staatsräson zu einem Bündnisvertrag wie dem Dreibund, so konnte Opportunität dessen Anlass sein, aber Opportunität ist immer eine Politik der Verlegenheit und der fehlenden grossen Ziele. Auf ein Stabiles, wie es das natürliche Volksempfinden ist, wird sich ein österreichisch-italienisches Bündnis nie stützen können. Die Österreicher wirtschafteten mit Beamten und Soldaten in unserem Lande wie rechte Barbaren, und solche Brutalität des Subalternen ist es, was der italienische Charakter am allerschlechtesten verträgt. Wir empfinden ein Bündnis mit Österreich so unnatürlich, wie die Franzosen das ihre mit Russland als wider ihre Natur empfinden. Alles legt uns näher, in ein gutes Einver-

nehmen mit Frankreich und Spanien zu kommen, und ein solches Einvernehmen herzustellen, ist immer unsere Mühe gewesen. Das Veto Österreichs gegen meine Wahl, von Preussen unterstützt, erschütterte das Kollegium, und dass es nachgab, bewies mir, dass wir in unserer ebenso eigensinnigen wie gefährlichen Politik um die weltliche Macht, um diese Fiktion des Kirchenstaates, auch schon in unserer geistigen Gewalt in Abhängigkeit gekommen sind von Mächten, die zu beherrschen wir so lange vorgaben, bis wir von ihnen beherrscht wurden. In der Politik wirtschaften heute die scheinbaren Realitäten schneller ab als ehemals. Wir haben uns in Rom ohne bezügliche Kompetenz so lange um die staatlichen Aufgaben der Völker gekümmert, bis wir in den Staat einbezogen wurden als Staatskirche (welcher Widersinn in dem Doppelwort!); wir sind im Staate ein Funktionär geworden, nicht viel mehr als die Sicherheitspolizei oder eine sonstige Beamtung. Bismarck hat uns damals noch überschätzt, als er zu Crispi in Karlsbad das von dem Kriegsschiff in Civitavecchia sagte. Unsere politische Macht, die wir, das heisst die Kurie, zu haben glauben, ist nicht viel mehr als ein Intrigieren in Kleinigkeiten; bei wichtigen Anlässen sind wir höchstens ein Dekorationsstück unseres Kostümes wegen und der Ehrwürdigkeit unseres Alters. Seit Pius IX. Tode ist es die einzige Aufgabe der kurialen Poli-

tik, das Gesicht zu retten. Denn wir haben seitdem, wenn es auch manchmal anders aussah, nur Niederlagen erlitten. Wir sind aber immerhin schon so sehr Bedürfniseinrichtung der Staatsregierungen geworden und besonders jener, die noch feudalistisch durchwirkt sind, dass man uns, damit wir das Gesicht bewahren und den Regierungsinteressen tauglich bleiben, von Zeit zu Zeit einige Scheingefechte gewinnen lässt. Wir stützen, was einmal durchaus nicht unseres Amtes war, die Throne, ja sogar die häretischen. Man braucht uns als einen Diener und so lässt man uns die Geste.

Jenes Veto, das meinen verehrten und lieben Freund Sarto auf den apostolischen Stuhl brachte, hatte aber noch andere Träger hinter sich als die Preussens wegen um den Bestand des Dreibundes besorgte österreichische Regierung, die ja wohl, wie die Dinge liegen, auch mit dem Papste Rampolla fertig geworden wäre wie mit dem Kardinal, hätte der Kardinal nichts als den platonischen Wunsch einer Annäherung an Frankreich gehabt. Ich wollte aber ein Mittel anwenden — meine römischen guten Freunde wussten darum und also auch Österreich —, das effektiver gewirkt hätte in der Richtung der Verwirklichung meiner Absichten mit Frankreich, die von einem weiteren Plan eingeschlossen waren. Ich hätte als kirchlicher Souverän mit dem Königreich Italien und dem Hause Savoyen Frieden gemacht auf der Basis des

freiwilligen Verzichtes auf die ehemals der römischen Kirche gehörigen Staaten und Städte. Auch Avignon hätte ich an Frankreich offiziell herausgegeben. Ich weiss, ich hätte damit der Kurie das einzige Instrument ihrer Politik genommen, aber ich hätte ihre Politik damit ehrlich gemacht und sie von der Doppelzüngigkeit befreit. Die der Kirche unwürdige und ihr Ansehen auf die Dauer schädigende Komödie des römischen Gefangenen hätte ein Ende gehabt und wir wären damit wieder auf den Weg gekommen, der uns zum geistigen Imperium geführt hätte, das allein uns von Gott dem Allmächtigen gegeben ist; denn unser irdischer Besitz ist ein Geschenk des Bösen, wie uns die Geschichte zeigt.

Ich weiss, man nannte mich ehrgeizig und einen schlaunen Fuchs; man vermeint mich grollend und verbittert seit jenem Veto, das mich ehrte. Es war mein Irrtum, dass ich mich von Gott zu dem Werke bestimmt glaubte. Er hat mich wohl zu schwach dafür befunden und es einem anderen nach mir zu tun aufgehoben, und ich füge mich seinem Ratschlusse. Ich habe, was ich tat und dachte, alle Zeiten meines Lebens so wenig als ein nur gerade durch mich Getanes und Gedachtes empfunden, fühlte mich immer so vollkommen als ein Werkzeug in der Hand meines Heilandes, dass mir auch ein Abwehren oder Widerlegen welcher Meinungen über mich nicht zuzustehen schien. Ich kann

es vor dem Allmächtigen bezeugen, der mich bald vor seinen Richterstuhl rufen wird, dass ich nie in meinen reiferen Jahren eine Beleidigung oder Kränkung erfahren habe, nicht aus Stolz, sondern aus der uns gebührenden Bescheidenheit in Gott. Ich lebte in einem Auftrag und in der Pflicht, ihn so gut ich konnte auszuführen. Ich wurde geheissen, und des Heissenden Stimme ging weiter in meine Stimme. Nichts als das. Ich sah nie mein Leben als mein eigenes an, sondern als ein mir mit allen seinen Inhalten von Gott gegebenes. Umstände des Tages zwingen uns manchmal ein Verhalten auf, das als bewusst persönlich beeindruckt. Es ist aber dies eine Täuschung. Dass wir uns von Fall zu Fall frei zu entscheiden scheinen, lässt uns auf Gründe schliessen oder Ursachen annehmen, die in einem Personbewusstsein oder einem danach gerichteten freien Willen liegen. Aber kein „freier Wille“ bestimmt im geringsten das, was wir tun. Wir können nicht anders, als dass wir unseren „freien Willen“ üben im Dienste und zum Ruhme dessen, dem wir diese Täuschung danken, und der freier ist als wir. Ist er aber freier als wir, wie es Gott ist, so sind wir nicht frei, denn es gibt hier keine Unterschiede des Grades. Gott allein ist als ein reiner Geist frei.

Ich muss mich schuldig bekennen, die intransigente Politik des Vatikans einmal mehr als gefördert zu haben. Es schien mir alles geheiligt unan-

tastbar, worauf je die Hand der Kirche geruht, was je in der Kirche beschlossen war. Ich sprach wie alle anderen von den „Räubern“, und in jenen meinen Plan schloss ich ein, dass das Königreich Italien unsere Rechte anerkenne und herausgebe, was unser war. Woran sich im selben Akte die Schenkung unseres Besitzes an Italien geschlossen hätte. Ich bestand in den damals geführten Verhandlungen mit den italienischen Staatsmännern und dem französischen Gesandten auf dieser Form: erst zurückgeben und damit die Tatsache des Raubes anerkennen, dann von uns aus schenken. Ich weiss, dass manche meiner Freunde noch immer an dieser Bedingung festhalten: ich kann ihnen sagen, sie wird nie erfüllt werden. Wir haben den rechten Augenblick versäumt; heute ist es zu spät dafür. Und ginge man je darauf ein, so würde man es mit Opfern, die von uns verlangt würden, zu kompensieren suchen, die vielleicht weit verderblicher in ihren Folgen wären als der Entschluss, zu verzichten ohne vorherige Rückgabe. Wir sollten vor dem Handelsgeschäft, das heutige Politik ist, und unsere italienische mehr als jede andere, immer auf der Hut sein. Wo die anderen mit der bei ihnen kurrenten Münze zahlen, die ohne Kurs bei uns ist, da zahlen wir mit dem Blute, das unser Herr für uns vergossen hat. Wir würden uns bei jedem politischen Geschäft zu denen setzen, die unter dem Kreuze um das Kleid unseres Heilandes würfeln.

Wir wissen es, dass man uns keinen schlimmeren Streich spielen könnte als die Herstellung des Kirchenstaates, der weltlichen Macht. Wir würden alle Macht in den weltlichen Dingen und über sie verlieren, wären wir selber in sie so materiell einbezogen. Wir wären ein kleiner Staat neben Staaten. Wir wissen aber auch in Rom, dass man nicht daran denkt und nie daran denken wird. Leicht spielen wir also die Intransigenten, weil wir mehr als hoffen, weil wir wissen, dass man uns nicht erhört und beim Worte nimmt. Ist es also würdig, den gefangenen König zu spielen? Ich stehe am Ende meines Lebens, die Menschen sind alle bald weit hinter mir, und vor mir wächst Gott in seiner unendlichen Höhe auf. Ich spreche nichts Leichtfertiges, aber es steht mir altem Manne vor dem Hingange zu, von menschlicher Verstrickung frei zu sagen, was in meinem tiefsten Glauben gewurzelt ist.

Das Io sono la tradizione Pius IX. macht historische Erwägungen überflüssig; mehr noch tut dies als dieses Wort (das den, der es aussprach, den Sonnenpapst nennen liesse, wäre er nicht eine dämonische Macht gewesen) der einsichtige Satz meines hingegangenen Freundes, des Kardinals Newman, der lautet: „Wer da sagt, die Kirche vermöge nur unter gewissen Voraussetzungen zu leben, der unterwirft sie irdischen Bedingungen. Die Kirche ist nicht das Geschöpf von Ort und

Zeit, von weltlicher Politik und populären Launen. Unser Herr und Heiland erhält sie durch weltliche Mittel, aber diese Mittel sind nur so lange nötig, als Er sie verleiht. Zieht Er sie zurück, so sind sie es nicht mehr. Die weltliche Macht ist während eines sehr langen Zeitraumes der Schutz der Unabhängigkeit der Kirche gewesen, aber ebenso wie die Bischöfe die ihre seit langer Zeit verloren haben und deshalb nicht weniger Bischöfe sind, ebenso würde das von ihrem Oberhaupt gelten, sollte er seine weltliche Macht verlieren.“ Und in einem Briefe an den Lord Acton: „Keine kirchliche Lehre kann streng genommen durch Evidenz bewiesen, andererseits aber auch nicht einfach widerlegt werden.“

Der Kirchenstaat und sein Herrscher waren legitim in einer Zeit, wo alle Macht feudale Form annahm, wenn sie überhaupt Macht sein wollte. Die staatlichen Formen änderten sich, zerfielen, bildeten sich neu, nach sozialen, nach nationalen Gesichtspunkten, was auch den Begriff der Souveränität änderte. Der Kirchenstaat war feudal oder er war nicht. Und als er nicht mehr war — weil er sich aus seiner Natur heraus nicht ändern konnte —, da machte er in der Fiktion seiner noch immer währenden staatlichen Macht einige Millionen Bürger zu Bürgern zweiter Klasse, liess er die alte *diminutio capitis* des römischen Rechts wieder seltsam aufleben. Generationen wurden vor

die Alternative gestellt, entweder ihr Vaterland zu vergessen oder aus der Kirche ausgeschlossen zu werden. Das ging so lange, bis man merkte, dass das Beichtkind den Pfarrer wohl in allen religiösen Dingen achtete, ihm aber in politischen die Türe wies. So erlebten wir es bei den lebhaften und politisch feinfühligen Franzosen und Italienern; nur bei den Deutschen, die einen politischen Verstand noch nicht haben, und in Österreich, das nur einen subalternen Beamtenverstand hat, erlebten wir das weniger oder gar nicht. Hier machten sogenannte klerikale Parteien ihre kleinen Geschäfte mit unserem grossen Irrtum. Die Kurie versuchte es auf dem politisch falschen Wege, den sie ging, mit subtilen Unterscheidungen. Aber das non expedit hatte endgültig verloren. Es ist nicht zu ermessen, wie gross der Verlust ist, den die Kirche in der antiklerikalen Bewegung, die 1870 einsetzte, erlitten hat und noch heute erleidet. Im übertragenen Sinne wird das Kind viel öfter mit dem Bade ausgeschüttet, als es im wörtlichen Sinne passieren mag. Die klerikalen Parteien verloren eine Schlacht nach der anderen, nicht in einem Religionskriege, wie gesagt wurde, sondern in einem politischen Streite. Und fiel es heute in einer spasshaften Laune dem König Victor Emanuel III. ein, dem Papste die Schlüssel Roms auszuliefern, so fände sich der Papst anderen Tages in der Lage, sich mit Kanonen gegen die

römische Revolution zu verteidigen. Die Laune des Königs ist nicht zu befürchten, denn man will im Quirinal nicht den Untergang der Kirche, die man braucht; denn die Kurie findet sich praktisch mit dem Zustande der Dinge ab, den sie theoretisch verdammt. In wachsender Entfernung von Rom gewinnt nur diese akademische Haltung eine fatale Bedeutung, die sie bei uns im eigenen Lande gar nicht hat. Die „Gefangenschaft des Papstes“ hält die nicht-italienischen Katholiken in einer Nervosität, der je nach Bedarf nachgeholfen wird von den sogenannten katholischen Politikern jener Länder, die mit diesem Speck ihre Mäuse fangen. Und Rom macht keinen Einspruch, denn es braucht wie alle heutigen Regierungen, grosse und kleine, vor allem eines: Prestige.

Man glaubt, nicht befürchten zu brauchen, dass die Angelegenheit des Kirchenstaates in ein akutes Stadium trete. Warum diese Sicherheit? In dem Falle, dass Italien mit einer europäischen Macht in Krieg gerät, werden, wie die Dinge liegen, die im Vatikan akkreditierten Gesandten den Vatikan nicht verlassen; auch der Gesandte der Macht nicht, mit der Italien im Kriege liegt? Der Papst muss inmitten des kämpfenden Italien als Souverän seine Neutralität erklären, wozu er als geistige Macht keinen Anlass hat. Italien kann mit einer katholischen Macht zu Krieg kommen, es kann von ihr besiegt werden. Dem Sieger kann es an

einer Zerstückelung des bestehenden Königreiches Italien liegen und er kann ein Mittel dazu darin sehen, den Kirchenstaat wieder zu errichten, — nicht des Kirchenstaates wegen oder um den katholischen Wünschen endlich zu genügen, sondern um dem Königreich Italien einen Pfahl ins Fleisch zu treiben, um es zu schwächen. Und wieder kann es daraus kommen, dass der italienische Kirchenstaat sich mit Waffen gegen Italiener wehren muss, weil sie ihn nicht dulden wollen. Wenn wir die Bedingungen des vierzehnten Jahrhunderts wiederherstellen können, dann möge auch der Kirchenstaat sein, ja dann muss er sein. Erfüllt sich im zwanzigsten Jahrhundert, dass Europa ein Gottesstaat wird, so wird ein Kirchenstaat das wenigste dazu tun und er wird in diesem europäischen Gottesreiche überflüssig sein.

Es liegt im tiefsten Wesen der päpstlichen Politik seit 1870, dass ihre Äusserungen nicht bedeutender sind; es liegt an ihrer Zwiespältigkeit, dass sie nichts ist als Schein. Die päpstliche Politik kann weder national, noch sozial, noch sonstwie politisch interessiert im heutigen Sinne sein; was sie treibt und tut, sind Kartenkunststücke der Geschicklichkeit, mit denen die römischen Bureaus eine ernste Zeit verspielen. Ich nenne die römische Politik nicht schlecht, weil ich eine bessere weiss. Sie kann, wenn überhaupt sein, nicht anders sein, als sie ist: der Begriff der Politik definiert sich

heute für Rom überhaupt als ein schlechter, denn die Kurie hat nichts zu bieten und nichts zu nehmen, was politisch in Betracht käme; sie ist keine Wägerin streitender Interessen, also kein unpolitischer Faktor, solange sie sich selbst in den Interessenstreit materiellen Besitzes stellt. Sie kann mit ihrem Anspruch auf weltliche Macht selbst zu den sublimsten Steigerungen menschlicher Interessen, wie Vaterlandsliebe, nationaler Stolz, keinerlei Verhalten haben, weder ein förderndes, noch ein wehrendes. Aber Rom tut so, als ob es hier vermöchte, und dies, um ein Prestige zu wahren; und die wirklichen politischen Mächte tun der Kurie den Gefallen, leisten ihr den kleinen Gegendienst, ihr diesen Wahn immer dann zu lassen, wenn sie irgendeinen Vorteil dabei finden. Man gönnt ihr vor dem zuschauenden Publikum einen Schritt vorwärts, um sie dafür heimlich drei Schritte zurückzudrängen, wenn es Ernst wird. Seit vierzig Jahren benutzt die Kurie das gleiche Spiel Karten, dessen Trümpfe sie alle gezeichnet hat; die Mächte — wir wollen von ihrem Kartenspiel untereinander nichts sagen — tun so, als merkten sie den kleinen Betrug nicht, und lassen sie die kleinen Einsätze gewinnen, um die allein es Rom zu spielen gestattet wird.

Wenn wir an einige Taten solcher römischen Politik erinnern, so soll niemanden wundern, dass sie nicht von grösserer Importanz wenigstens der

Absichten, wenn auch nicht der Ergebnisse sind, ja dass sie kleinlich sind und sein müssen, weil kein Ziel da ist. Jede Äusserung der Kurie zu den politischen Angelegenheiten wird so lange der effektiven Bedeutung entbehren, als man vor aller Welt etwas zu wollen behauptet, dessen Erfüllung man heimlich fürchtet und dessen Nichterfüllung man sicher ist. In den römischen Seminaren wird immer noch als Rechtssatz gelehrt, was Suares aufgestellt hat und was, um in der Geschichte nicht so weit zurückzugehen, Antonelli 1870 im Namen Pius IX. an die französische Regierung schrieb: „Die Kirche hat die Macht, zu richten über die Moralität und die Gerechtigkeit aller Handlungen, innerer wie äusserer, in ihrer Beziehung zu den natürlichen und göttlichen Gesetzen. Da aber jede Handlung, ob sie nun im Auftrag einer höchsten Gewalt oder aus freien Stücken getan wird, von diesem Charakter der Moralität und Gerechtigkeit nicht ausgenommen werden kann, so ergibt sich, dass der Rechtsspruch der Kirche sich auf alle Dinge ausdehnt, denen diese Moralität sich verbindet.“ Das Recht kam ihm zu, aber Pius X. hat 1904 und 1905 Loubet nicht abgesetzt. Was aber bedeutet eine politische Macht, die sich selbst immer dann ins Bedeutungslose begibt, wenn ihr das Handeln obliegt? Die Rechte Roms über die weltlichen Herren der Erde sind für diese ungefährlich geworden, nicht weniger ungefährlich,

wollen wir hoffen, als es die Rechte Roms für den Bestand des himmlischen Reiches sind nach dem Hirtenbrief des Kardinal-Erzbischofs von Salzburg (2. Februar 1901), in dem es heisst: „Der Himmel gestattet, dass die Erde ihm ihre Befehle gibt; der Diener ist in den Richter verwandelt und der Herr des Himmels billigt den Urteilsspruch, den jener über die Erde getan.“

Wir erinnern uns des Tages, da der Heilige Stuhl gegen die „Beleidigung“ protestierte, die ihm Loubet damit antat, dass er den König von Italien in Rom besuchte. Ein paar Tage darauf wurde Kardinal Svampa nach Bologna, einer wie Rom ehemals päpstlichen Stadt, geschickt, um demselben König die Grüße des Papstes zu überbringen. Warum ist es bloss den kirchlichen Fürsten erlaubt, den italienischen König zu begrüßen, und den weltlichen nicht? Warum schreckt man damit z. B. den frommen Kaiser von Österreich, der nicht nach dem königlichen Italien kommen darf, was vielleicht für unsere Stammesgenossen in der Monarchie von Nutzen sein könnte? Svampa sass bei der Galatafel zur Rechten des Königs und war ganz Untertan, wie er an den Grafen Ferrari, den Präfekten von Bologna, schrieb. Wir wissen, dass man auf Bologna so wenig verzichtet hat wie auf Avignon: das steht in der offiziellen Eidesformel, mit welcher sich die neuen Kardinäle verpflichten: „bis auf den letzten Tropfen ihres Blutes die

Rechte der Kirche auf das zeitliche Patrimonium des Heiligen Stuhles zu verteidigen.“ Diesen Eid hat Svampa geschworen und ich habe ihn geschworen. Möglich, dass Svampa die Rechte der Kirche bis auf den letzten Tropfen Bordeaux in seinem Glase leben liess, als er mit dem König von Italien anstiess. Keiner von uns hat es anders getan. Und Pius X. liess einen Altar beseitigen, um Platz zu schaffen für das Grabmal des exkommunizierten Sohnes des „Diebes“ Victor Emanuel. Monsignore Bottomanero weiht in Konstantinopel eine italienische Kirche in Gegenwart des italienischen Gesandten und sagt, er sei glücklich, als Priester wie als Italiener die Zeremonie im Zeichen des Glaubens und des Patriotismus zu vollziehen durch die Vereinigung der beiden Mächte. Der Kardinal Lorenzetti zieht in Lucca ein und befiehlt der Militärmusik, die ihn empfängt, den Königsmarsch zu spielen. Der Kardinal Cavallieri begibt sich in Venedig in die neuen Prokuratien, um den König zu begrüßen. Pius X. hebt die Verordnung von 1870 auf, nach der im Vatikan die italienische Fahne nicht gehisst werden darf — Aber es sei genug dieser Dinge.

Wir haben in unserem politischen System die Einheit unseres Handelns wie unseres Redens verloren aus Eigensinn, einen Weg zu verfolgen, der uns in eine Sackgasse geführt hat, weitab von allem Leben. Derweil weidet unsere uns anvertraute
Blei, Betrachtungen

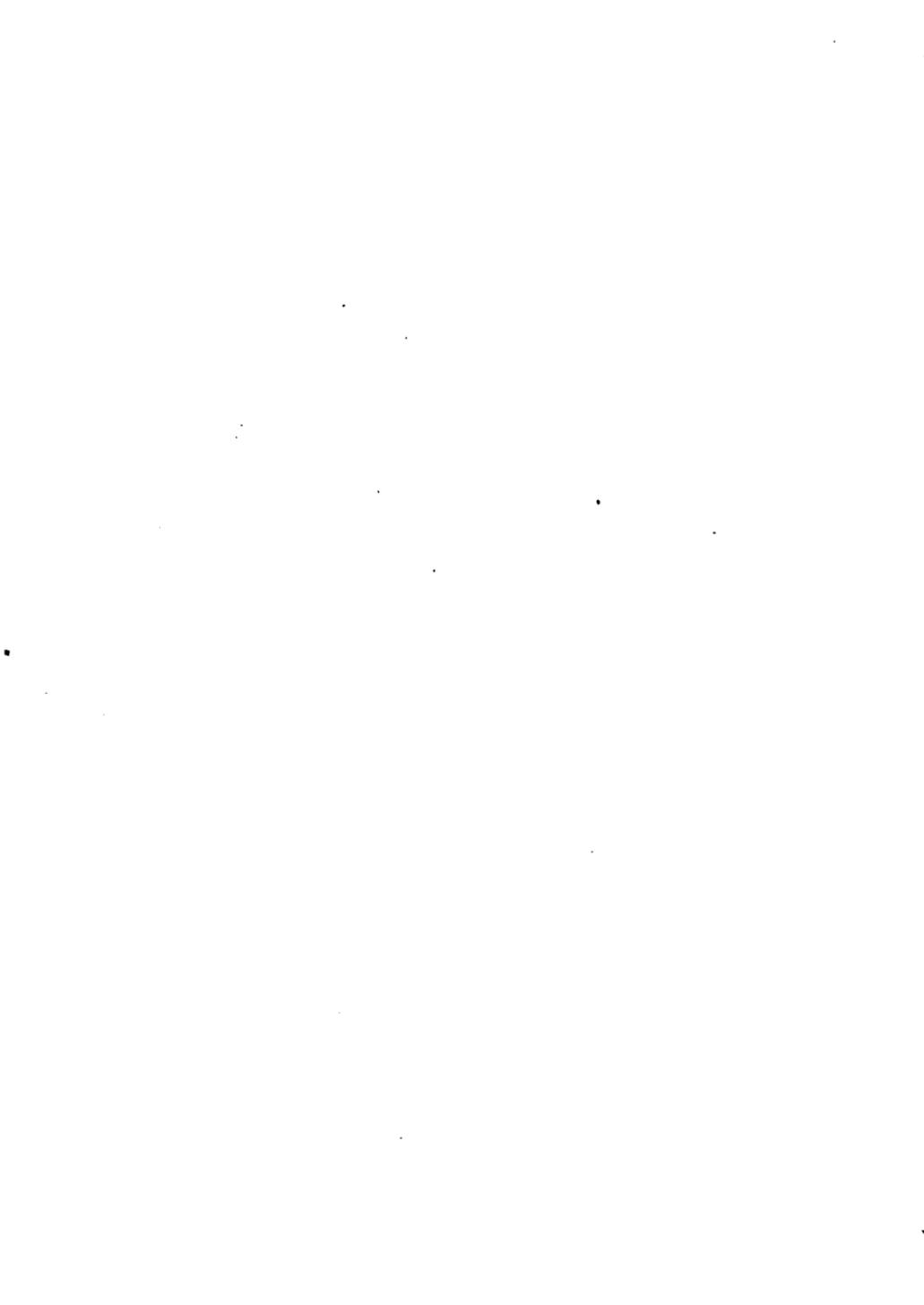
Herde wer weiss wo. Die Kirche hat ihr Leben von der Christenheit, nicht aber ist es umgekehrt; denn bevor die Kirche war, war die Christenheit in Jesu Christo, und bevor Wort und Lehre war, war die Liebe. Die Kirche ist ein Lebendiges und nicht auf den Buchstaben gegründet. Sie hat an eines jeden Leben teil, weil jeder teil an ihr hat. Der ausgezeichnete und fromme Möhler sagt: „Die innere Lebenseinheit muss bewahrt werden, sonst wäre sie nicht immer dieselbe christliche Kirche, aber dasselbe Bewusstsein entwickelt, dasselbe Leben entfaltet sich immer mehr, wird bestimmter, sich selbst immer klarer: die Kirche gelangt zum Mannesalter Christi.“ Keiner, hat er nur die Liebe und damit auch die Wahrheit, stellt sich ausserhalb der wahren, allgemeinen und alleinigen Kirche, der sich ihrem zeitlichen Verhalten weltlichen Dingen gegenüber unterwirft mit einem Zweifel daran, wie ich es tat, mit einem Zweifel, ob dieses Verhalten zum Heile der Christenheit ist. Wir unterwerfen uns, aber löschen damit den Zweifel nicht aus, der aus unserer Liebe sprang und den wir um unserer Liebe willen bekennen müssen.

Nachschrift

Ich habe diese Bemerkungen zuerst 1912 in einer Zeitschrift veröffentlicht und habe mich, um ihnen grössere Aufmerksamkeit zu verschaffen, des frommen Betruges schuldig gemacht, sie als aus dem

Nachlass des verstorbenen Kardinals Rampolla zu bezeichnen. Dass sie sich mit Anschauungen und Überzeugungen des Kardinals decken, weiss ich aus persönlichem Gespräch mit dem bedeutenden Manne, wohl aber auch, dass er schriftlich niemals dieser seiner Überzeugung Ausdruck gegeben hätte. Auf jene erste Veröffentlichung hin gingen mir viele Briefe von Katholiken zu, welche die Form missbilligten, dem Inhalte aber völlig zustimmten, und es waren unter ihnen keine „Modernisten“. Die Zeitungen aber begnügten sich, von Fälschung zu reden, ohne ihren Lesern von dem Inhalte irgend Mitteilung zu machen. Und sie „bewiesen“ die Fälschung aus dem geringfügigen Umstand, dass der angebliche Benediktiner, der die Mitteilungen veröffentlichte, nicht, wie richtig, O. M. unterzeichnete, sondern Ord. Ben., was nur der Deutlichkeit wegen für jene geschah, die die Abkürzung O. B. nicht kennen. Ich weiss, die katholische Tagespresse zeigt mehr Eifer als wirkliche Katholizität, mehr sogenannte politische Gesinnung als wirklichen Glauben, mehr journalistische Rabulisterie als wirkliche Kenntnisse: dies ist nicht nur mein unwichtiges Urteil, sondern das Urteil von Priestern unserer Kirche.

Die Katholiken in Deutschland



Auf den Katholikentagen ist viel die Rede über die inferiore Stellung der Katholiken in Deutschland; inferior seien sie — bis auf den Prozentsatz, den sie an Gefängnisse stellen und an geistliche Würdenträger — auf allen Gebieten und dem der Geldmacherei ganz besonders, worin die Protestanten und selbstverständlich die Juden viel erfolgreicher wären. Es gab oft eine herzbrechende Jammerklage darüber. Ein katholischer Journalist wollte dieser Sache auf den Grund kommen; er stellte ganz genaue Untersuchungen an, fertigte statistische Tafeln und fand in einem Buche, dessen Ehrlichkeit sein bestes Teil ist, den Schluss: „Die gegenwärtige wirtschaftliche Rückständigkeit der deutschen Katholiken ist unbestreitbar.“

Wir sind als ganz gewöhnliche Katholiken misstrauisch gegen jene unserer Glaubensbrüder, Laien und Kleriker, geworden, die es auf sich genommen haben, unsere politischen Geschäfte zu führen, — nicht etwa misstrauisch gegen diese Geschäfte, die uns als strikt gegen den Glauben gehend längst evident sind. Es gibt keine katholischen Geschäfte ausserhalb der Kirche. Dass es eine andere Meinung gibt, wissen wir. Wir wissen auch, dass weit

über die Hälfte aller Männer, die in der Kirche eine Rolle gespielt haben, wenn auch bona fide, eine Rolle *gegen* unseren Glauben spielten, dessen Göttlichkeit sich vielleicht darin am stärksten zeigt, dass er diese Feinde im eigenen Hause ohne dauernden Schaden vertrug und weiter vertragen wird. Wir machen keine Ausflüchte, wenn man uns dutzendweise Päpste und Prälaten aufzählt, die Lumpen oder mindestens sehr menschlich waren, aber gar nicht christlich. „Rom ist die apokalyptische Hure geworden,“ rief der heilige Bonaventura, als Gregor XI. fünf Bischöfe exkommunizierte, weil sie die Ernennungskosten nicht zahlten, die übrigens auch heute noch als Taxen von der Kurie eingezogen werden. Wir wissen um alle diese Menschlichkeiten der Kirche Bescheid, schwindeln sie nicht weg und tun nicht unglücklich darüber. Wir brauchen nicht einmal den Gedanken zum Trost, dass in einer zweitausendjährigen Einrichtung mehr solcher Menschlichkeiten vorkommen müssen als in dem zehnjährigen Bestand eines Automobilklubs. Christi Kreuz ist schwer, und wenige sind auserwählt zu der Stärke, dass sie es tragen könnten, ohne mehr als dreimal zu stürzen. Aber unseren Katholiken, die sich um unsere geringe Fähigkeit zum Kapitalismus sorgen in Parlamenten und Zeitungen, denen misstrauen wir das, was sie gar so viel gestikulieren: den Glauben selber, dessen einfache Grundwerte ihnen

abhanden gekommen zu sein scheinen über ihrer politischen Geschäftigkeit.

Sollte die Klage der Katholikentage über unsere wirtschaftliche Rückständigkeit gar Klage über das der Kirche allzugerung zufließende irdische Gut sein? Muss man sich in Rom einschränken und möchte nicht? Die Fragen sind mindestens erlaubt. Gewiss, wir leben nicht mehr in Zeiten, wo ein Innozenz III. sein ungeheuerliches Dekretale erlassen konnte; auch die berühmten *captiosi laquei* haben wir nicht mehr, und des Dominikanerpredigers Barette Antwort auf die Frage nach dem Wege ins Paradies: *hoc dicunt vobis campanae monasterii: dando dando dando*, sie wäre ein übertriebenes Epigramm bei dem wenigen „dare“ heutiger Zeiten. Verglichen mit den schönen Summen, die in früheren Jahrhunderten bei der Kurie eingingen, kommt der heutige Bettel schon fast Christi Befehl nahe: *Gratis accepistis, gratis date* (Matth. 10, 8). Man hat ja durch die Montagninibriefe einen Einblick in die poveren Geschäfte bekommen; die päpstlichen Orden und Ehren verkaufen sich schon für lächerliche Summen; die Masse muss es machen; und das Bankhaus Rothschild. (Brief von Merry del Val vom 9. Juni 1908: „Die hunderttausend Frank, die Ihnen vom Nuntius in Madrid übergeben wurden und über deren Verwendung Sie noch Instruktionen erhalten, sollen in spanischer 4 Proz. Rente konvertiert und in Kontokorrent

Nr. 4 beim Bankhaus Gebrüder Rothschild hinterlegt werden.“) Es muss schmerzlich sein, bei den Rothschilds zu hinterlegen und das Wunder der Geldvermehrung von ihren jüdischen Händen zu erwarten, aber warum sind die Katholiken auch wirtschaftlich so rückständig?

Aber wir unterbrechen unsere trübe wirtschaftliche Vermutung über die Ursachen jener Klage, so nahe sie auch liegt und so viel sie für sich hat, wenn wir den Brief eines Erzbischofs lesen, der sich über die unlautere Konkurrenz beschwert, die sich in Seelenmessen aufzut: „Moyennant une cotisation minime, les pieux industriels qui propagent ces dévotions garantissent une participation certaine à un nombre merveilleux de messes. Un de derniers prospectus que nous ayons vu n'hésite pas à annoncer mille messes pour vingt sous! Cette façon se généralise dans l'Église, des personnes pieuses, même des religieux se font les entremetteurs de ce commerce . . . Lorsqu'on peut avoir tant de messes à si bon marché, à quoi bon recourir à son curé, qui est obligé de s'en tenir aux tarifs en usage?“ Aber es liegt uns hier Wichtigeres ob, als uns um das Geschäft der Geschäftigen zu kümmern. Das sind menschliche Dinge, wenn auch sicher nicht die menschlich besten. Uns kümmert, ob die göttlichen Dinge in den Händen dieser auch in den rechten Händen sind und sein können. Wir nicht weiter offiziellen Christen haben ein leben-

diges Interesse daran, die auf ihre Glaubensbezeugungen zu prüfen, die ihren Glauben ex officio haben sollen oder, sofern sie Laien sind, ihn uns als besonders Begnadete und Auserwählte zum Beispielnehmen vorführen in Parlamenten, Zeitungen und auf Kongressen. Wir nichts weiter als simple Katholiken, die wir von Protestanten und Juden auf allen Gebieten geschlagen werden.

Was immer der Statistik zugänglich ist — und es ist ihr mit Ignorierung ihres grössten Rechenfehlers alles allzu zugänglich —, hat der Journalist mit viel Geschick und grosser Unbefangenheit in sein Buch gebracht, und wir lesen: unser Landvolk ist wesentlich katholisch, unser Stadtvolk protestantisch selbst dort, wo die Stadtumgebung katholisch ist, und in Städten mit protestantischer Minderheit hat diese doch in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht die Führung. „Städte aber sind Brennpunkte der Intelligenz und des wirtschaftlichen Fortschrittes,“ sagt der Verfasser. Das Deutsche Reich hat nach dem Zensus von 1907 62,1 Proz. Protestanten, 36,5 Proz. Katholiken und etwas über eine halbe Million Juden. In Land- und Gartenbau sind 55,6 Proz. Protestanten und 44,2 Proz. Katholiken beschäftigt, welche letzte Ziffer über den normalen Bevölkerungssatz hinausgeht. Nimmt man die einzelnen ländlichen Berufe vor, so gestaltet sich das Verhältnis überall dort noch ungünstiger für die Katholiken, wo diese Berufe

mehr Intelligenz oder Geschick verlangen; so haben in Gartenbau und Forstwirtschaft die Protestanten 8,8 Proz. mehr als die ihnen proportionale Zahl, die Katholiken um 8,1 Proz. weniger; bei den „leitenden Persönlichkeiten“ — Verwaltern, Inspektoren und so — fallen die Katholiken um 12 bis 15 Proz. unter die ihnen eigentliche Zahl. Noch ungünstiger für sie ist das Resultat in Handwerk und Industrie. Ihre normale Prozentzahl erreichen und übertreffen sie nur in den Berufen der Steinmetzen, Maurer (meist Italiener) und Brauer. In Handel und Finanzen stehen die Juden weit voran, die Katholiken sehr weit hinten an dritter Stelle. In dieser kat'exochen kapitalistischen Tätigkeit schneiden sie am schlechtesten ab. In den Künsten haben die Protestanten ein Plus von 6,7, die Katholiken ein Minus von 7,6 Proz. In den Militär- und Zivilbeamtungen, dem Hof- und Kirchendienst sowie in allen Lehrberufen bleiben die Katholiken mit 10 bis 20 Proz. unter der Proportion, und diese Ziffer würde noch ungünstiger, wären in den verschiedenen kirchlichen Beamtungen und Würden die Katholiken allen anderen nicht um 12 bis 50 Proz. voraus. Was durch die katholischen Orden seine Erklärung findet. Die Fakta, sagt der Verfasser, sind noch betrüblicher als die Zahlen. Denn während praktisch von irgend-einer Näherung der Nicht-Katholiken an den Katholizismus nicht die Rede sein kann, gibt es „viele

„Tausende“, die in dieser Statistik als Katholiken nur deshalb stehen, weil sie getauft und aus der Kirche nicht öffentlich ausgetreten sind, und gerade solche Katholiken gäbe es am meisten in den gelehrten Berufen und unter den „leitenden Persönlichkeiten“. Würde die Statistik nicht über Katholiken, sondern über gläubige Katholiken geführt, so liesse sich die Rückständigkeit noch eklanter nachweisen. Noch einmal kommt der Verfasser statistisch bei der Frage, ob diese wirtschaftliche und intellektuelle Rückständigkeit durch ihre höhere Moral kompensiert würde. Er verneint diese Frage, indem er nachweist, dass zu der Gefängnisbevölkerung die Katholiken 2,7 Proz. über ihre numerische Proportion stellen, während die Protestanten mit einem Minus von 2,3 Proz. darunter bleiben, wobei die Zahlen noch nicht einmal ganz die traurige Wahrheit sagen, denn die Protestanten leben in den Städten, die einen weit höheren Prozentsatz zu Verbrechen stellen als das Land, auf dem die Katholiken leben.

Das wären die Zahlen der unbestreitbaren Fakten. Was sind die Ursachen der Erscheinung? Wo sind die Remedien? Die Protestanten machen den katholischen Glauben selber verantwortlich. Dabei braucht man sich nicht aufzuhalten. Es wird ein aufs intensivste gesteigerter Industrialismus als einzig richtige Norm genommen und was an dieser Norm gemessen zu kurz kommt, für rückständig

erklärt. Die Vergottung des irdischen Lebensgutes schliesst jeden anderen Gottesdienst aus, sofern er mehr als eine kleine Seitenkapelle beansprucht. Der katholische Glaube verlangt den Hauptaltar. Dabei muss natürlich das Geschäft zurückgehen, denn nach heutiger Anschauung soll auf dem Hauptaltar eine aufs Praktische, Irdische gerichtete Messe zelebriert werden. Aber wir wollen kein asketisches, das heisst orientalisches Ideal predigen; wollen durchaus nicht die Erde und das Leben schlecht machen, denn von unseren natürlichen Neigungen abgesehen heisst Christus uns die Erde und das Leben lieben, wie keiner diesen Zuruf jauchzender getan hat. Allerdings nicht mit der Affenliebe lieben.

Denn dass Christi Leben und Lehre sich gegen das Wohlbefinden auf Erden gewendet habe, eine solche Behauptung liesse sich vielleicht mit irgendwelchen christlichen Theologen stützen, niemals aber mit der von Christus gepredigten Lehre und dem von ihm gelebten Leben selber. Auch von der Kirche ist solche asketische Abkehr, solcher rigoroser und absoluter Verzicht auf das Leben nie vertreten worden. Es mag uns aber erlaubt sein, von der Theologie abzusehen, denn der Glaube ist ja nichts Wissenschaftliches, wenn auch ethische und theologische Systeme von ihm ausgehen können, — er ist ganz Leben, und Leben heisst nicht Spekulieren. Das Leben steht nicht höher, aber

auch nicht niedriger als der Glaube, und ein unvollkommener Glaube disqualifiziert nicht mehr als ein unvollkommenes Leben.

Die Klage über den wachsenden Misserfolg der Katholiken, als welche die Nachkommen der ersten Christen sind und Christi Werk, legt die Frage nahe: warum hatte Christus Erfolg? Wir wollen eine Antwort versuchen, als ob es keine christliche Theologie gäbe, sondern nichts als die unbestreitbare Tatsache des Erfolges, nämlich die christliche Kirche, und kein anderes Dokument, als die vier Biographien unseres Herrn, deren kritische Prüfung wir hier nicht kennen brauchen. Warum war Christus erfolgreich?

„Jeder Bestand der religiösen Wahrheit wird, vom Ganzen getrennt, zum Einwand“ — dieser Satz des Kardinals Newman gilt auch für die Person Christi, deren Vielfaches wohl zerlegbar, deren einzelne Teile so aber nicht zwingend sind. Christus tritt mit ganz ausserordentlichen persönlichen Ansprüchen in die Welt und im geglaubten oder verlangten Besitz einer nur von Gott begrenzten Macht. Er beansprucht Gründer, Gesetzgeber und künftiger Richter einer neuen Gemeinschaft zu sein, eines Gottesstaates, mit „Himmel und Hölle in den Händen“, ohne Hilfe irgendeines, ohne Hilfe von irgendwas, das Menschen sonst vereint, Blut-, Wort- oder Interessengemeinschaft. Zu diesem ausserordentlichen Mut, der allein ihm

kein Herz geöffnet hätte, gesellt sich, dass er diese Macht vollkommen überdlich braucht und mit einer Güte, die bis auf den heutigen Tag die immerfliessende Quelle aller Besserung in der Welt ist. Die Einzigkeit der Erscheinung Christi liegt in dieser Verbindung von Macht und Güte und in dem ruhigen und sicheren Vertrauen auf das Gelingen, wie es nie einer hat, der sich erst zur Macht emporarbeitete, um dann seine grossen Absichten auszuführen. Christus sagte: Ich bin euer Herr, und gründete die neue Gemeinschaft. Ist der Erfolg schon erklärt? Dass einer eine mir fremdartige Macht besitzt, ist kein Grund, dass ich seine Lehre als die Wahrheit annehme. Die Macht mag mich erschrecken, muss mich aber nicht überzeugen. Das Gesetz der Liebe, das Christus lehrt, ist, so göttlich auch immer, eine Vorschrift, und die Menschen sind nicht so eifrig, Worte der Weisheit dankbar zu befolgen. Der gewinnende persönliche Charakter, die Verfolgungen, das Martyrium: auch diese können es nicht sein, die den Erfolg entschieden. Es bleibt noch das Wunder, welches man als besonderes Mittel anspricht, mit dem Christus seiner Absicht den Erfolg gegeben haben soll. Die Evidenz der Wunder, ob sie „wirklich“ oder „eingebildet“ waren, kümmert uns hier nicht. Wichtig ist allein, dass Christus bekannte, Wunder zu tun. (Für uns steht das Wunder ausser Zweifel. Glaubten wir darin den Evangelien nicht, hätte es

keinen Sinn, ihnen überhaupt etwas zu glauben, und Christus wäre eine mythische Figur.) Christus bekannte, Wunder zu tun, und Christus spricht immer die Wahrheit, oder er ist nicht. Der Herr macht nun von dieser seiner Kraft, Wunder zu tun, den sparsamsten Gebrauch, denn Wunder erschrecken, und er wollte sein Reich ja nicht auf den Schrecken der Menschen, sondern auf ihr Gewissen gründen, wollte das Leben der Menschen nicht zerstören, sondern retten. Wunder haben an und für sich keine überzeugende Kraft. Stärker schon haben sie sie, wenn der, welcher diese Kraft besitzt, sie nicht übt. Keiner von Christi Feinden bezweifelte, dass er mit dem Bösen im Bunde stehe und schlimmsten Übels gegen sie fähig sei. Aber sie glaubten auch, dass Christus sich freiwillig dieser Macht begeben habe, dass er sie nicht nützte gegen seine Gegner, dass er sie nur mit Worten verwies, — und das glaubten sie richtig so und fassten Mut gegen sein Leben, dessen wundertätige Kraft sie nie bezweifelten. Christus blieb der Menschensohn bis in sein Absterben: und dies ist die Antwort auf die Frage, warum er Erfolg hatte. Er lebte, ein Gott, unter den Menschen wie ein Mensch, ass und trank mit ihnen, jedem zugänglich, jedem dienend mit Wort und Tat, voll fröhlicher Herzlichkeit, lachte mit diesem, weinte mit jenem — mit aller göttlichen Kraft ausgestattet, tat er dieses moralische Wunder weit über alle
Blei, Betrachtungen

physischen, dass er sich zum einfachsten Menschen mässigte und ruhend war in seiner Grösse, und so bis ins schwerste Leid sein Menschtum hielt, die Menschen nicht aufgab und sich nicht seiner göttlichen Kraft für sich selbst bediente. Er impostierte seine Macht nicht wie ein Held. Er setzte sie nicht durch Überredung und Überzeugung seiner guten Lehre durch wie ein Weiser, sondern: er überzeugte die Menschen von seiner grenzenlosen Macht, die nichts vom Menschen braucht, indem er sich den Menschen so opferte, dass er nichts tat, als mit Enthusiasmus und Ergebenheit ein Mensch sein. Die Menschen sahen: er lebte ein armseliges und dürftiges Leben und änderte es nicht mit seiner Macht. Ihn hungerte, und er konnte doch Steine in Brot verwandeln, ihn dürstete, und wurde doch Wasser, wollte er, zu Wein. Man verfolgte ihn, und er entzog sich nicht, man kreuzigte ihn, und er starb wie der rechte und der linke Schächer, wie der Gute und der Böse, wie irgendeiner, und hatte doch die Macht des Königs aller Könige. Das sahen die Menschen, hörten es bekräftigt in seinen Worten: dass er mit aller Wundermacht doch lebte und starb wie ein gemeiner Mensch, aus Liebe zu den Menschen, aus Enthusiasmus für das Leben der Menschen, dem er sich selbst als Opfer auflegte. Und das entschied den Erfolg. Kein in den Menschen verkleideter Gott stieg in ihm hernieder, sondern ein in den Menschen gewandelter.

Wir können das Mass des Herrn nicht für die Teilnehmer an Katholikentagen und für niemanden aufstellen, denn Christus selber, der Menschensohn, stellte für sich das Mass der Menschheit auf und nannte den geringsten dieser Menschen seinen herzlichen Bruder. Wie kämen wir dazu, christlicher zu sein als Christus selber? Einen höheren Standpunkt zu den Menschen haben als er? Zu tun, als ob uns Schlechtigkeit der Menschen mehr schmerzte als ihn? Das war ja Christi Erfolg, dass er keinen Menschen niedriger kannte als sich selber und keinen von Natur aus unfähig sah, zum rechten Leben zu kommen, ohne sich zu entmenschlichen. Christi Mass war der Mensch, und seinen Enthusiasmus für die Menschheit müssen wir haben, von dem er sagte, dass er alles sei und dass nichts sei ohne ihn. Die kleine Routine der Welt haben wir ja schnell heraus, nicht aber, wie diese Routine ändern. Erfahrung ändert ja nichts oder immer nur bis zur nächsten verführerischen Gelegenheit. Den Enthusiasmus, der die Kraft ohne Grenzen hat, sich selbst zu propagieren, den brauchen wir und auf dem bestand Christus bei jedermann, nicht nur bei wenigen Auserwählten. Unser Glaube ist kein Erziehungsmittel, und er wird ein hypokriter verdorbener Konventionalismus, wenn er nur lauwarm die Tugend flatiert und nicht heiss und sieghaft die Sünde anflammt. Ohne Enthusiasmus mag die Kirche eine ganz nützliche

Institution bleiben, aber Christus wird dann nicht in ihr sein, und so wird sie bald eine unmoralische und schlechte Institution werden. Man ist, scheint es, auf dem Wege dahin für die Weile, die Gott den Menschen zu irren sich gestattet aus Bonhomie. Wie ein guter Vater seinen Kindern für eine Weile erlaubt, einen Mordsspektakel zu machen.

Man will die Kirche zu einer nützlichen Institution erniedrigen, den Begriff Nutzen gemessen an dem, was man so heute darunter versteht: Geschäfte, vermehrte Einkommen, besserer Kredit usw. Wenn Katholiken ganz ernsthaft sagen, es würde zu viel Geld unwirtschaftlich für Seelenmessen ausgegeben, dann sollten sie doch gleich die Abschaffung der Seelenmessen verlangen, denn entweder bedeuten sie viel für den Gläubigen, der dann ein Narr wäre, legte er nicht all sein Geld in Seelenmessen an, oder sie bedeuten gar nichts, in welchem Falle er ein Narr wäre, auch nur eine einzige zu bezahlen. Zu handeln ist da nichts. Die politischen Katholiken klagen sicher mit Recht, dass sie in Deutschland nicht paritätisch behandelt würden und dadurch ins Hintertreffen kämen. Als Katholiken? Als katholisch Gläubige? Doch wohl nur in ihren Ansprüchen auf Landratstellen, Professuren und derlei. Wir vermögen nicht zu sehen, wie diese Dinge zusammengehören. Hat der katholische Glaube den in der Schrift des Dr. Rost

immer wieder betonten und auch von uns nie bezweifelten höchsten Kulturwert, so kann der doch nicht vom Einkommen alteriert werden. Der Tisch eines katholischen Tischlers, die Beamten-schreibereien eines katholischen Landrates sind doch wohl nicht die höheren Kulturwerte und besser als die Tische und Akten eines anders konfessionalen Menschen. Oder sucht die versagende ecclesia docens die Gläubigen mit irdischen Gütern zu entschädigen, die sie für sie vom Staate fordert?

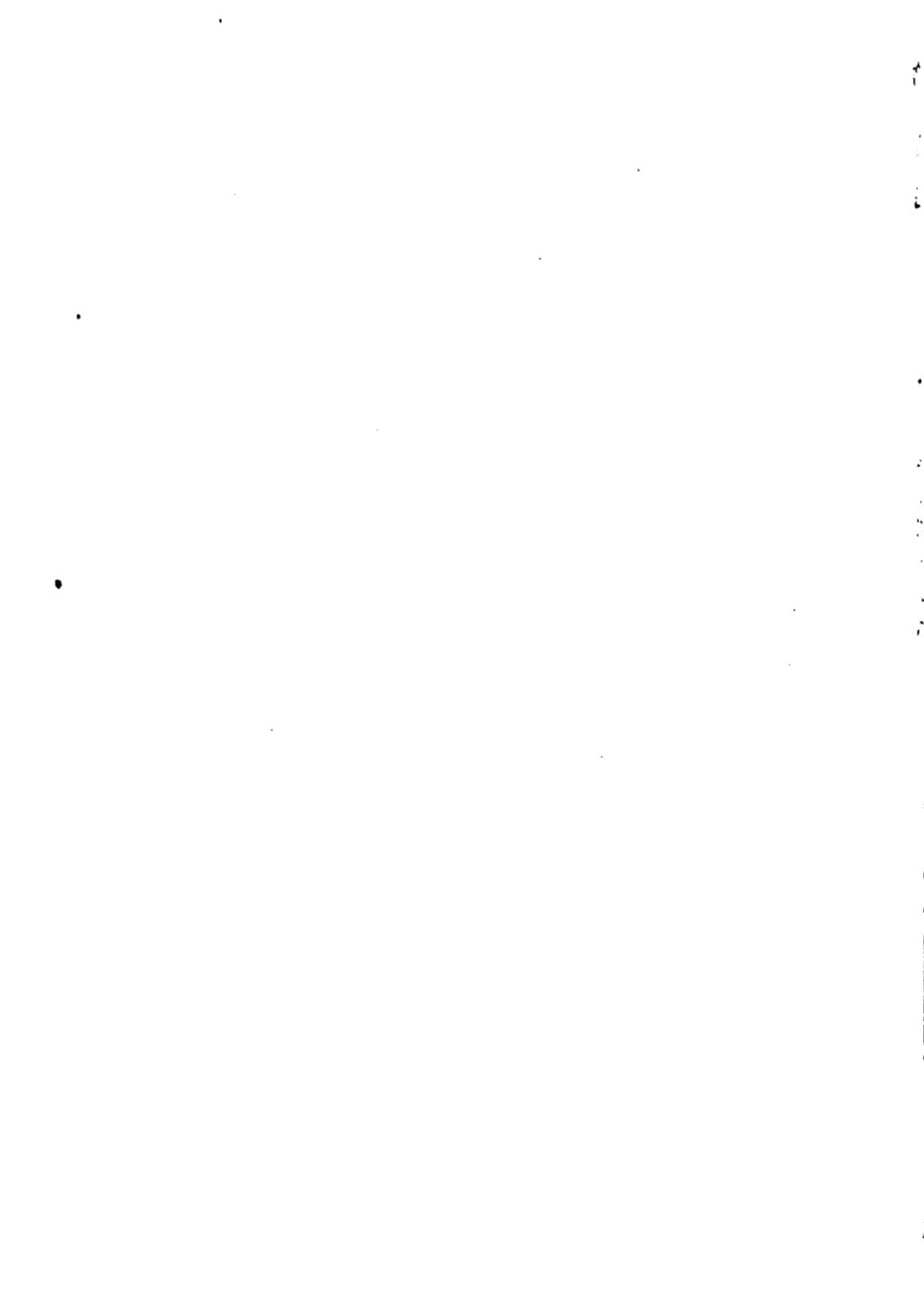
Es heisst da in dem Buche, die Katholiken müssten der katholischen Religion jene Bedeutung zurückgewinnen, — es fragt sich nur, worin sie ihre Bedeutung verloren hat und womit sie zurückzugewinnen ist. Die Antworten zeigen nicht, dass man eine Vorstellung von der Bedeutung der Kirche besitzt. Es heisst da: das Zentrum muss stärker noch als bisher darauf passen, dass auch die Katholiken zu Stellungen kommen, denn „was die deutschen Katholiken heute erreicht haben, das haben sie alles ihrer politischen und sozialen Organisation und der Stosskraft ihrer Weltanschauung zu verdanken“. Dass die nicht ganz zu umgehende „Stosskraft“ etwas kriegerisch gerade noch als Anhängsel genannt ist zu den politischen und sozialen Organisationen — man denke: der Gläubigen! — ist bezeichnend für den seltsamen Geist dieser Katholiken. Weiter heisst es, der katholische

Kaufmann solle „wagemütiger“ sein und „die jüdischen Vorzüge solider Art nachahmen“. Die Frauen sollen Christbaumschmuck, Kruzifixe und Gebetbücher „nicht beim Juden kaufen“. Die Mittel, den heiligen christkatholischen Glauben erfolgreicher zu machen, fasste aber am besten der zweite Vizepräsident der katholischen Kaufmännischen Vereine auf der Mannheimer Katholikenversammlung in die begeisternden Worte zusammen: „Über dem idealen Streben darf das Ringen nach materiellem Erfolg nicht beiseite gelassen werden, *im Gegenteil!* Wir müssen zahlreiche katholische Kommerzienräte und Millionäre haben . . .“

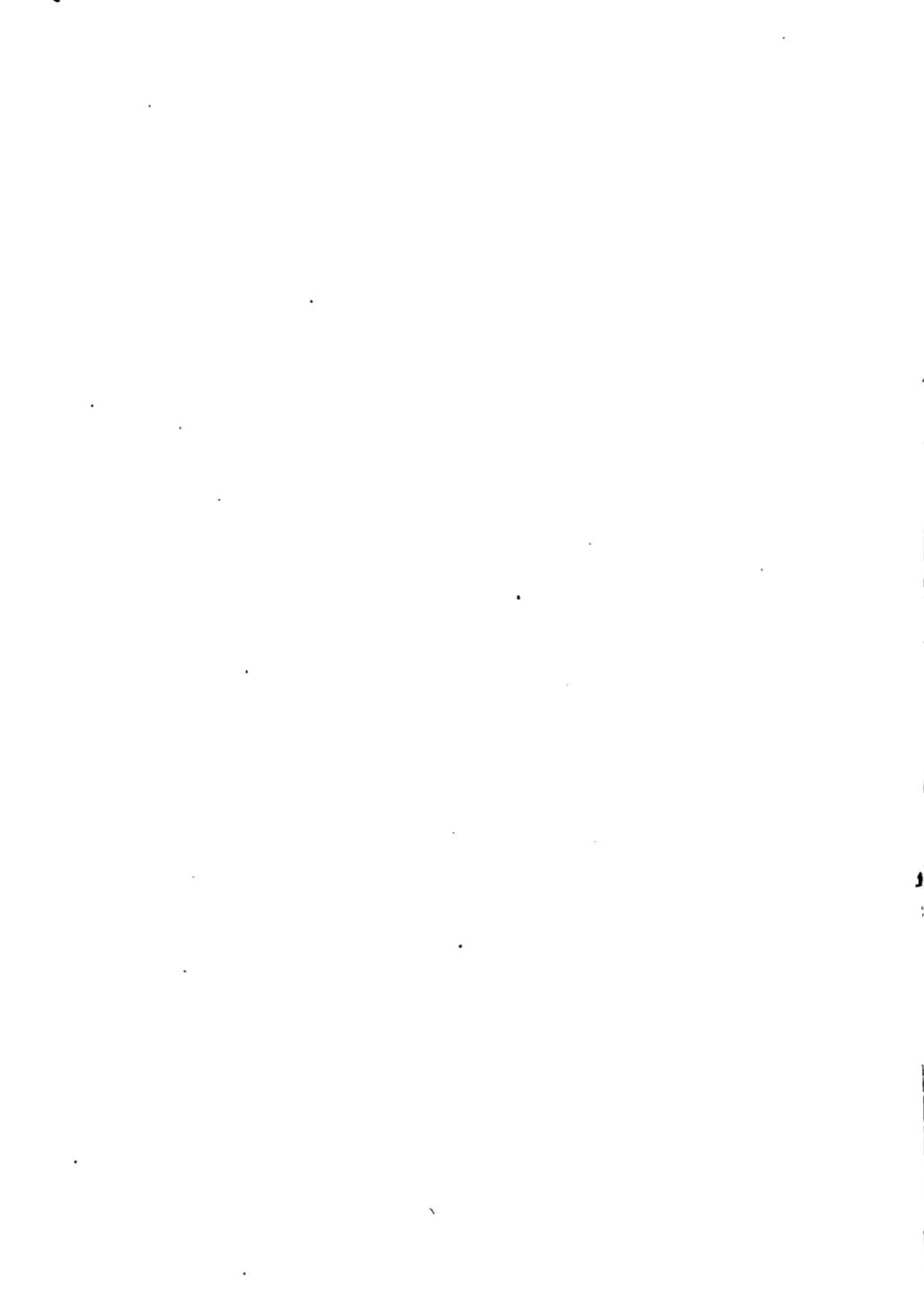
Wer zweifelt noch, dass die deutsche katholische Christenheit von ihren derzeitigen Führern auf den rechten Weg gebracht wird, der ins Paradies führt?

Wir sind überzeugt, dass die katholische Frau, wenn sie nicht dem Beispiel der Kurie folgt und nicht das Gebetbuch bei einem Juden kauft, das Einkommen des katholischen Händlers um diesen Betrag erhöhen wird, und dass dadurch das verlorene Terrain *dieser* katholischen Kultur in Bälde wieder zurückerobert sein wird. Die gute Frau wird als gute Katholikin nur gar nicht einsehen, was ihr kleiner Handel mit ihrem grossen Bedürfnis, zu beten, zu tun hat. Und ist sie so weit, das dank unserer katholischen Politiker einzusehen,

dann wird sie sicher ihr Gebetbuch weder beim Juden noch beim Christen kaufen, denn dann ist ihr auch das Beten vergangen; denn der zitierte Satz soll richtig heißen: „Was die deutschen Katholiken heute *nicht* erreicht haben, das danken sie alles ihrer politischen und sozialen Organisation.“



Zum Jesuitengesetz



I

Das bayrische Ministerium wollte den Jesuiten im Lande einiges zu Recht geben, was sie ohne Recht schon seit Bülow's Aufhebung des § 2 übten. Die bayrischen Liberalen begrüßten als eine vom Zweifeln und Verzweifeln heimgesuchte Minderheitspartei die Gelegenheit, ihre paar Führerstimmen ertönen zu lassen, posaunengleich, als ob es sich um nichts weniger handelte als die nächsten statthabende Zerstörung des Reiches durch ein paar hundert Jesuiten.

Deutsche Politik erschöpft sich vorläufig für einen grossen Teil der Deutschen immer noch im Begriff der Partei; man muss sich also immer noch mit den Parteien und ihrer Rhetorik befassen. Die Liberalen sind die Partei jener Ideale, die viel vertragen können. Sie haben z. B. ein sehr strenges moralisches Ideal von blass-christlicher Färbung, aber ihre moralische Praxis ist wie die aller Welt sehr akkomodationsfähig. Nur wächst mit der geschäftlichen Brauchbarkeit seiner Moral in praxi des Liberalismus Vorliebe für eine grandios christliche Ethik in idea. Hier ist er so unbeugsam, wie er dort mit sich reden lässt. In den Idealen will er immer sehr hoch hinaus, will sich gewisser-

massen damit nobilitieren. Das Ideal ist sein Sonntagsanzug und seine Feierfreude des Geschäftschlusses. Am Sonntag erklimmt er Höhen, von denen er am Montag lächelnd abstürzt. Es wäre falsch, das Heuchelei zu nennen: es ist wahrscheinlich für den Durchschnitt der mitteleuropäischen Völker nicht anders möglich, mit der *Rigorousität* dieser Religion fertig zu werden, die schon ihre ersten Bekenner, die Juden, als unpraktikabel verwarfen. Vergeblich haben sich beste europäische Menschen daran gewagt, die Lehren dieser Religion exemplarisch zu leben: wir haben alle unsere Heiligen umbringen müssen — Häretiker nannten wir diese Orthodoxen —, weil sie uns das Leben zu orientalisch leicht machen wollten, woraus uns europäischen Menschen eine zu grosse Beschwerne erwuchs. Umgebracht ist zu viel gesagt: wir gaben ihnen nur den Gnadenstoss, denn sie hatten sich schon selbst immer aus unserer Welt hinausbegeben und standen wartend am gefährlichen Abgrund, der von der anderen Welt trennt.

Man muss dem Liberalismus den Sonntag seiner Ideale gönnen, denn er lebt armselig die Woche durch. Man muss ihm die Höhenambitionen lassen, denn sie sind seine Sehnsucht aus den Niederungen. Aber nicht alle Höhen sind ihm, und sei es auch nur in der Ambition, zu erlauben. Zum Beispiel die Religion nicht. Für diese hat er ja schon einen für sein Ausmass viel besseren Ersatz im Monismus

gefunden, in der „Kirche der Wissenschaft“ und in dem Feldgeschrei *Aviare necesse est*.

Für Sonntags und Montags gibt es nun ein zum Gemeinplatz gewordenes Wort in des Jesuiten Sarasa Buch vom Jahre 1666, *Ars semper gaudendi*, Seite 6: „Die da am Tage die Allerkeuschesten und Schamvollsten erscheinen, sind zur Nacht, wo niemand sie sieht, die schamlosesten Läufer hinter allen Wollüsten, denen der Tag nicht hold ist.“ Man wird ja überhaupt mehr menschliche Weisheit in den immer optimistischen Schriften der Jesuiten finden als christliche, mehr dem Leben, wie es ist, abgewonnene und abgeschriebene Regeln des Verhaltens als allgemeine Elukubrationen über dieses Leben selber, mehr Psychologie als Theologie, mehr Praxis als Theorie, mehr Welt als Gott. Religion, das ist eine in der Gemeinschaft geübte gemeinsame Form des Kultus: wir Europäer haben wenig Begabung für den Kult, den schon die Griechen dem Orient entnahmen, und wir Deutsche sind in besonders hohem Masse unbegabt dafür. Die Reformation legte bei uns nur fest, vollzog nur, was vorher schon im deutschen Katholizismus, bei den Mystikern, unsere Übung war: sie verlegte den religiösen Komplex ins Innerliche, machte ihn zu einer sehr schweren Angelegenheit des Einzelnen, indem sie die Religion auf der Seite des Wissens, der intellektuellen Wahrheit, der Notwendigkeiten des Herzens und der

Sympathien sah. Damit aber hob man die Religion, die Kulte, auf zugunsten von Gewissensskrupeln, Ängsten, Moralisieren. Man gab diese ganze christliche Ethik, die man für das wesentlich Religiöse hielt, dem Einzelnen, in dem man freien Willen annahm, und der sollte nun zusehen, wie damit fertig werden. Keiner wurde damit fertig; eine bindende Kirche gab es nicht; und so verfällt der Protestantismus in einen Verein, der in dafür vorgesehenen Gebäuden, die man euphemistisch Kirchen nennt, Versammlungen abhält und Lieder singt. Dass aber die Lockerung und der Verfall der protestantischen Gemeinde ein auflösendes Ferment für die ganze Christenheit bedeutet, das wissen wir heute besser, als Loyola es ahnen konnte, als er, auf Werk, Praxis, Gehorsam und Dienst gegründet, den Orden schuf, der die Gefahr des Protestantismus abwenden sollte.

Die Geschichte der christlichen Religion in Europa ist der jahrhundertelange Versuch, eine den Europäern irgendwie fremde und nicht adäquate Lehre sich erträglich zu machen. Wir haben vieles aus ihr gestrichen und haben viel von unserem alten Heidentum hineingepanscht, aber mit ethischen Wesentlichkeiten der Lehre, dass Armut eine Tugend sei, dass Blut und Familie gleichgültig seien, dass Töten eine Sünde sei, dass Sinnlichkeit ein Laster sei, — damit sind wir nicht fertig geworden und heucheln uns mit Sophismen durch, welche die

christliche Theologie aufzeichnet. Erinnern wir uns, dass die paar Judenchristen die ersten beiden Jahrhunderte keineswegs die antik-heidnische Welt „bekehrt“ haben, sondern dass diese viel stärkere antik-heidnische Welt die neue Lehre dieser Apostel, wie die anderer Apostel auch, aufnahm, soweit es ihr passte, und dass man eher sagen kann, die heidnische Antike hat die neue Lehre zu sich bekehrt, als umgekehrt. Der Verfall der christlichen Religion, die sich in der Kirche manifestierte, kam nicht nur von der Verinnerlichung, die sie im Protestantismus erfuhr, diesem nordischen Amalgam antik-heidnischer und christlich-orientalischer Elemente. Er drohte auch von der Renaissance, die dabei war, uns wieder in eine heidnische Antike sans phrase zu bringen. Gegen diese Bedrohung setzte im Norden Luther, im Süden Ignatius ein. Der Ausgangspunkt beider Männer ist von einer frappanten Gleichheit. Ignatius wie Luther begannen mit etwas weit Grösserem und zugleich Demütigerem als der Gründung des Jesuitenordens oder der protestantischen Sessession. Beide begannen mit einer heftigen Reaktion gegen die Blindheit und Leerheit eines selbstzufriedenen Katholizismus, der Herz und Augen für die grundlegenden Realitäten seines eigenen Glaubens verloren hatte und in die Antike zurückzufallen drohte. Beide wollten die Religion wörtlich und nicht in Form von Kompromissen. Was

der eine nur im Glauben sah, das sah der andere im Werk der Liebe; was der eine in der intellektuellen Wahrheit sah, das sah der andere im dienenden Gehorsam. Die wirkende Wahrheit des Beispiels und des Wortes Christi in Vorstellung und Gewissen zu realisieren und den eigenen freien Willen dem Beispiele und dem Worte ganz hinzugeben, das war der erste grosse Gedanke Loyolas. Er stellte keine Frage, er kannte keine Zweifel: er ging von den angenommenen Ideen der Kirche über den Abstand zwischen Gott und Mensch aus und was zu tun ist, sie einander zu nähern.

Auch den Grössten gehört das, was sie tun, nur zum Teile, und nur die Hälfte von dem, was sie verwirklichen, liegt in ihrer wahren Absicht und in ihrem Plane. Das ganz anders und viel einfacher initiierte Werk Loyolas wurde bald eine grosse Organisation, deren populäre und zum grössten Teil wahre Idee diese ist, dass ihre Aufgabe darin bestehe, eine feste Barriere gegen alle fundamentalen Änderungen in der Kirche zu sein, bei Begünstigung und Führung aller jener Versuche, welche freieste Anwendung nebensächlicher kirchlicher Dinge und Anpassung an Zeitumstände bezwecken. In dem Masse, als sich der Lutheranismus für das wahre, einzig evangelische Christentum ausgab und aus den Schriften zu beweisen suchte, musste es reaktiv Aufgabe einer auf Seite

der alten Kirche stehenden Organisation werden, nachzuweisen, dass dieser protestantische Anspruch ein falscher sei. Die Enge dieser zeitlichen Aufgabe weitet sich dem heutigen Blick, denn dass der Protestantismus ein auflösendes Ferment in der Christenheit sei, das konnte damals die Erfahrung noch nicht bestätigen, wie sie es heute tut. Beide Antagonisten wurden aber zu Gegnern um der Gegnerschaft willen und übertrieben ihre Positionen, steigerten ihre Prinzipien derart, dass sich beide gleich weit von dem entfernten, was bald verlassen in der Mitte stand: die christliche Religion, welche alsbald Beute des Staates wurde.

Die Jesuiten waren moralische Hygieniker, sogar körperliche. Sie lehrten, dass wir kein freies Wollen haben, dass, was wir tun, determiniert sei und daher kein Besseres zu tun sei, als zu dienen. Sie befreiten den von vielerlei Wollungen schwankenden und so untätigen Menschen und machten ihn tätig; sie schufen eine Gesamtenergie erster Ordnung, indem sie die Illusion des freien Wollens nahmen. Das taten sie zu einer Zeit, da man den Tieren den öffentlichen Prozess machte und sie ob strafbarer, bewusst und absichtlich getaner Handlungen hinrichtete. Gross ist, was die Jesuiten zur Kenntnis der menschlichen Seele beibrachten, grösser noch, was sie zur Stärkung der optimistischen Haltung zum Leben getan haben, dies vielleicht über das vom christlichen Glauben Erlaubte hinaus.

Die jesuitische Literatur umfasst einige fünfzehntausend Bände: es ist nicht schwierig, in ihnen zu finden, was immer man will. Man kann mit Zitaten aus dieser Literatur jede Behauptung stützen. Auch die sinnloseste. Als besonders gefährlich gelten drei jesuitische Thesen: der Kadavergehorsam, der Restriktionseid, der Zweck heiligt die Mittel. Den Gehorsam verlangt man bei allen Armeen und der Jesuitenorden war wie eine Armee organisiert. Den Restriktionseid übt der simple Mensch immer noch, ohne jesuitisch verführt zu sein. Und nach dem Grundsatz, dass der Zweck die Mittel heilige, geht es in der ganzen irdischen Welt zu, wenn man es auch nicht zugibt. Dass die Welt in diesen drei Bestimmungen jesuitisch handelt, macht diese gewiss nicht zu christlichen Bestimmungen, und die moralische Nachgiebigkeit der Jesuiten ist gewiss nicht christlich im Sinne des Evangeliums. Die Akkomodation an Brauch und Lauf der Welt kann nur zum Schaden des Glaubens sein und wird es überall dort, wo der Glaubensdienst fraglich ist oder in schlechten Händen ruht. Wird es immer dort, wo der Glaubenszweck nur zum Scheine dient und der wirkliche Zweck ein weltlicher ist. Weltlichen Zwecken mit Mitteln des Glaubens dienen in der Sicherheit, dass der also weltlich erfüllte Zweck doch wieder zu Nutzen des Glaubens verwandt werde aus der Macht der Kirche heraus, das konnte zu Zeiten,

als kirchliche Macht auch weltliche Macht war, immer im Möglichen liegen. Neuere Staatsmacht, die so klug war, die Kirche unter ihre Kontrolle zu bringen, indem sie sie als Staatskirche in sich einbezog, wird nicht so willfährig sein, sich als Mittel für die Kirche gebrauchen zu lassen. Es wird günstigsten Falles auf ein Teilen herauskommen, bei dem die Kirche immer verlieren wird. Denn die Kirche ist politisch heute überall der schwächere Teil. Die weltlichen Mittel ihrer Macht verschwinden gegen die weltlichen Mittel, die dem Staate zur Verfügung stehen, und der Kampf ist ein von vornherein zuungunsten der Kirche entschiedener. Eben deshalb, sagt man, müsse die Macht der Kirche gestärkt werden, und diese Aufgabe falle vornehmlich dem Jesuitenorden zu. Aber es war nie Zweck und Aufgabe des Ordens gewesen, die spirituelle Macht der Kirche zu stärken — das war nur Vorsatz und Werk des jungen Ignatius gewesen —, sondern *der Kirche, wie sie ist*, zu gehorchen. Der Kirche, wie sie ist! Der Orden müsste, um die geistige Macht der Kirche lebendig wirkend zu machen, seine Traditionen aufgeben, er müsste *in* der Kirche sein, und nicht *Barriere um* und *ausserhalb* der Kirche. Und dazu bedarf er der Freiheit im Staate. Die Jesuiten haben Könige umzubringen versucht — das haben andere Leute auch, sogar nationalliberale; der Königsmord muss also nicht ein besonderer Programmpunkt der Je-

suiten sein. Sie haben einen vortrefflichen sozialistischen Staat gegründet, in dem die Leute zufriedener waren, als es die christlichen Kohlengräber am Rhein sind. Sie haben verhängnisvoll in die Politik eingegriffen — das haben soundso viele protestantische und atheistische Diplomaten auch. In allen diesen Dingen waren sie im Guten und im Bösen so menschlich wie die anderen Menschen auch und dürfen nicht mit Ausnahmegesetzen behandelt werden. Diese „Menschlichkeit“ werden die Jesuiten aber aufgeben müssen, wenn sie wahrhaft der Kirche dienen wollen. Haben sie sie nicht schon aufgegeben, weil sie sie aufgeben mussten? Aufgeben mussten leider nicht aus religiösen, sondern aus den staatlichen Gründen, die zur Staatsreligion geführt haben? Heutiges Regieren ist ja nicht mehr so melodramatisch wie im siebzehnten Jahrhundert. Hinter dem Regierungsassessor, der sich über dem Entwurf eines Reblausgesetzes seinen Kopf zerbricht, steht kein Mitglied der Societas Jesu, das ihm die Geschichte im ultramontanen Sinne souffliert. Der Einfluss des „Beichtvaters der Königin“ erstreckt sich höchstens auf die Besetzung der Dramaturgenstelle an einem Hoftheater, und das soll ja kein so besonders wichtiger Posten sein. Und was sollten die Jesuiten dem Rothschild, dem Rockefeller und dem alten Rathenau zu sagen haben? Die Liberalen behaupten, die allergefährlichsten Dinge.

II.

Dieser erste Paragraph wurde bei einem bestimmten Anlass geschrieben und in einer Zeitschrift veröffentlicht, deren Herausgeber seiner anderen, liberalen Anschauung in einer Fussnote Ausdruck gab. Er fand darin weiter, dass in dem Verfasser jenes „ästhetische Herz“ spreche, dem er in der Politik ein Ende machen wolle, denn „der schwammigste, wässrigste, widerlichste Liberale aus einem Bezirksverein stehe, weil er ein Förderer ist, höher, als der wundervollste Eigenkerl unter allerhand Jesuiten, weil er ein Belasterer ist“. Aber er veröffentliche trotzdem des Verfassers Ausführungen, weil „eine Weltanschauung durch den Hinauswurf ihrer Gegner nicht widerlegt wird“.

Wer sein Leben nicht so führt, dass das Leben der anderen davon deutlich sichtbare Förderung im erhaltenden Sinne erfährt, der muss sich für solche Eigentümlichkeit und Feindschaft mit grossen Rechten und Titeln ausweisen, das heisst beweisen. Dann wird aber sein Anspruch von den anderen immer noch bestritten, und es passiert, dass er verachtet, ausgehungert, eingesperrt, hingeworfen wird. Bedingungslos hat sich noch keine Menschheit vor solchen einzelnen gebeugt, weder vor Cäsar noch vor Dante, weder vor Napoleon noch vor Bismarck. Und die hatten doch grösste Rechte und eingeborene Titel.

Was soll uns aber das Ausnahmehafte? Es taugt nicht zum Beispiel. Es hat weder Sinn noch Zweck, die Ausnahme des einzelnen gegen die Regel der anderen auszuspielen. Die anderen sind das rechte Leben, der einzelne ist eine beunruhigende Glosse dazu, die den anderen meist ganz dunkel orphisch und Sprache einer Welt bleibt, der unseren unbekannt. Was gäbe mir, einem Menschen wie alle anderen auch, das Recht und den Titel darauf, diese meine Menschengefährten daraufhin zu werten, ob sie meinem „ästhetischen Herzen“ ein Gefallen sind? Was ich denkend, fühlend, schreibend verrichte, zeichnet nichts aus, was ich nicht mit vielen meiner Zeitgenossen im Guten wie im Schlimmen teile; ich bin weit davon, es als einzeln anzusehen und mir daraus falsche Eigenrechte zu bilden. Schreibend sich mitteilen, sieht nur eigenwillig aus, hebt aber nicht hervor, sondern ordnet ein. Mein Leben stellt mich also mitnichten auf die Seite der angeblichen „blonden Bestien“ und „Eigenkerle“, so dass ich deren Leben als das rechte zu behaupten und zu billigen hätte. Es sind zudem alle diese blonden Raubtiere in einem europäischen Käfig zur Welt gekommen und erholen sich heimlich immer gern von ihrer öffentlichen Wüstenparade. Ich erinnere mich nicht, anderswo als in Dingen der ästhetischen Kompetenz ästhetisches Herz gezeigt zu haben, eine an sich gleichgültige Konstatierung einer Selbstverständlichkeit, wenn ich hier persön-

lich als ein einzelner spräche. Aber ich spreche als einer von den anderen, der ich durchaus bin: in jeder Isolation würde ich frieren wie ein Hund, der in einer Winternacht die Haussperre verpasst hat, und ich bin so sehr und ganz anderer, dass ich den Wahn nicht aufbrächte, mir meine Hundekälte als herrliche Wärme einzureden. Jede Isolierung würde mir nach meinen Forderungen Verpflichtungen auferlegen, die ich nicht erfüllen kann. Ich befinde mich in allen Dingen des Lebens genau im Falle meiner Mitmenschen, denn ich bin genau wie sie. Darum kann ich im Leben und in Politicis keinem „belastenden Eigenkerl“ das Wort reden: einmal weil er nicht würde verstehen können, wie ein Einbeiniger ihm, dem Zweibeinigen, das Tanzen beibringen will, und dann, weil dieser Einzelne ja der Gegner der Anderen ist, also auch mein Gegner, der auf meine Kosten, auf unsere Kosten lebt. Ich entzücke mich nicht einmal im Theater über den begabten Hoteldieb, denn meine Gewöhnlichkeit weist mich darauf an, im Hotel nicht bestohlen zu werden. Ich kann nicht gleichzeitig entzückt sein und zur Polizei melden gehen, dass ich bestohlen wurde. Das Leben hat nie ästhetische Momente: das habe ich mir in meinen kühnsten Dichternjahren nicht einmal von mir selber einreden lassen.

Ich weiss, es gibt eine Handvoll Leute im Lande, die billig geniesserisch in die Kirche gehen, weil

sie „die Schönheit der katholischen Religion usw.“, oder in eine Versammlung streikender Arbeiter, weil sie „die Schönheit einer leidenschaftlich bewegten Masse usw.“ — ich weiss von dieser Handvoll gleichgültiger armer Teufel, die an der ehrlichen Arbeit jedes Kommis und jedes Bauernknechtes parasitieren. Was zählen diese? Was, wo, für wen bedeuten sie? Den Luxus solcher paar Leute können wir uns ohne nennenswerten Verlust an Nationalvermögen und Energien leisten, — sie zu bekehren, ist keine ernsthafte Aufgabe. Dies zum verklagten „ästhetischen Herzen“, nun zu den Liberalen der Bezirksvereine.

Das andauernd platonische Verhältnis, das die liberalen Parteien mit der Freiheit unterhalten, ist wie aller Platonismus in der Liebe ruinös. Er macht unfähig; zeugt keine Kinder, sondern gestikuliert nur so. In diesen Bezirksvereinen sehe ich nur Besessene eines Wahnes, des Grössenwahnes der Normalität. Für die Freiheit sein und doch immer Angst vor der Freiheit haben, das ist menschlich und politisch schlecht. Eine saubere linke und eine schmutzige rechte Hand haben, das endet immer damit, dass beide Hände schmutzig sind. Der Liberalismus überhebt sich in seiner Ideologie: das tut jede Partei und jeder Mensch, und es ist gut so; aber die liberale Ideologie ist schon durchaus Deklamation geworden, vom Tage nicht bestimmt, sondern von der Stunde. Da wird

immer Parade geschlagen, wenn der Gegner nicht am Platze ist, — darum will er die Jesuiten nicht am Platze haben. Und in der freiheitlichen Phrase stimmt immer alles. Keine Partei, die zugäbe, je etwas gegen die Freiheit getan zu haben. Denn alles wird immer im Namen Gottes angefangen, wenn es auch beim Teufel endet.

Wir hatten eine Jugend, die sich unwillig vom öffentlichen Leben abwandte und gewiss viele Dummheiten machte, besonders in den Künsten. Dieser Abwendung und Entfremdung Grund und Ursache waren Überdruss und dunkler Widerwille der Söhne gegen die sich Kulturträger dünkenden liberalen Väter, deren zwiespältig in Phrase und Geschäft verstricktes Leben den jungen Leuten bei solcher Familiennähe zu durchschauen nicht schwer wurde. Religiöse Richtpunkte gab es in einer naturwissenschaftlichen Zeit für diese Jugend nicht; um Wagner und Bismarck gruppierten sich nicht mehr nationale und kulturelle Ideale wie für eine Generation vorher; Nietzsche wirkte auf diese widerstandslose Jugend auflösend, nicht fördernd. Aus einer Art Verzweiflung am Leben, wie sie es sahen, sanken diese jungen Leute in eine fatale dichterisch-romantische Anschauung der Welt, denn ihre Augen wurden sichtig in den achtziger Jahren, als sich der geschäftliche Amerikanismus bei uns etablierte und die Luft widertönte von den grossartigsten Vokabeln der Menschheit: die sie sprachen und

tollste Bereicherungspolitik trieben, waren die gleichen. Die moderne Bürgerlichkeit produzierte mit dem Kapitalvermögen in der dritten Generation einen „Dichter“, einen irgendwie Unfähigen, Parasitären, Überzähligen, *mit dem aber erst dieses Gründertum komplett ist*. Wofür diese jungen Leute schwärmten, ist von allergeringster Bedeutung; wer sie als „Ästheten“ wichtig nahm, wie es die Zeitungen taten, der gab ihnen mit dem Wort eine Form, die sie schmerzlich entbehrten, aber er deformierte das Wort, das nur in England zehn Jahre lang etwas ganz Bestimmtes bedeutete, wovon eben diese Zeitungen bei uns meist keine Ahnung haben. Nun die bezirksliberalen Nachfahren der Gründer von 71 als „Förderer“ der Freiheitlichkeit gegen die eigene Brut aufrufen, gegen die sie schon aus Familiengründen nicht sein kann, das hiesse, glaube ich, nur den Dünkel dieser Kulturträger vermehren und ihnen Wirtschaftsrechte dort geben, wo sie nie zu wirtschaften haben. Wir haben genug dieser vermeintlich „deutschen“ Dinge, genug dieser „Freiheiten“ in diesem Kriege erlebt. Der Dünkel ist viel schlimmer als der Mangel des Deutschen und der Mangel der Freiheit.

III

Was verspricht sich die Kirche von der Aufhebung der Ausnahmegesetze gegen den Jesuitenorden? Denn dass sie für ihn nur aus menschlicher

Gerechtigkeit die gleiche Freiheit verlangt, die etwa die Benediktiner geniessen, das wird sie bei den besonderen Aufgaben, welche die Societas Jesu traditionell die ihren nennt, nicht behaupten können. Die Kirche muss Wert darauf legen, dass gerade der Jesuitenorden frei seine Tätigkeit entfalten kann. Warum legt sie solchen Wert darauf? Und warum heute? Denn sie hat zu anderen Zeiten ja den Orden aufgelöst, als der Kirche nicht nur nicht dienend, sondern sie schädigend. Dass Clemens XIV. unter dem Zwange der Mächte und gegen bessere Einsicht handelte, als er mit dem Breve Dominus ac Redemptor die Gesellschaft auflöste, ist nichts als Behauptung, heute kaum mehr ernsthaft wiederholt. Und Behauptung gegen alle historische Evidenz ist es nicht minder, dass die Restauration des Ordens durch Pius VII. aus nichts als religiös-kirchlichen Gründen erfolgte. Weil er der Heiligkeit der Kirche nicht mehr gedient hatte, wurde der Orden von der Kirche aufgelöst; weil er den Interessen der Mächte zu dienen versprach, wurde seine Restauration der Kirche von eben diesen weltlichen, durch die Revolution und Napoleon erschütterten Mächten aufgezwungen. Hatten sich in der Zeit zwischen Clemens und Pius die aufgelösten Jesuiten nicht unter die Patronage eines atheistischen Königs, einer schismatischen Kaiserin begeben, gegen Rom, den Papst und die Kirche? Traten sie so nicht mit dem Anspruche

auf, dass bei ihnen die Wahrheit der Kirche sei und nicht in Rom? Waren sie damit nicht seditiöse Mönche, die sich über und gegen die Kirche stellten, der sie nichts als zu dienen hatten?

Die heutige Kirche sieht ihren Einfluss immer mehr schwinden. Sie weiss, wie das Volk, dessen breite Massen, ihre Wahrheit nur in dem Masse glaubt, als der Verkünder dieser Wahrheit Glauben verdient, denn das Volk hält sich ganz untheologisch an die Personen, nicht an die Lehre, die es in völliger Passivität hinnimmt. Ist das beispielhafte Leben unserer Kleriker im Schwinden und droht dem religiösen Gefühle Schaden und Verfall, weil der Gläubige den Lehrer der Lehre nicht einwandfrei findet und ihm Lehrer und Lehre nicht zu trennen sind wie dem Gebildeten? Soll den Jesuiten die Aufgabe zufallen, das gesunkene Ansehen der kirchlichen Personen im Volke wieder in die Höhe zu bringen, so sind wir misstrauisch gegen die Mittel, die der Orden hierzu anwenden wird. Denn es werden politische und nicht religiöse Mittel sein, wenn der Orden in seiner Tradition verharret. Und gerade diese politischen Mittel haben zu den Zuständen in der Christenheit geführt, welche die Kirche, die gläubige Kirche, beklagt. Es ist im wesentlichen nichts geändert, wenn das politisierende Laienelement in der Kirche durch ein politisierendes klerikales Element ersetzt wird. Dass die politische Betätigung der Katholiken als Ka-

tholiken irgendwann einmal als dem reinen Glauben nützend zum Vorschein komme, dass das Verlangen nach katholischen Kommerzienräten nur einer der vielen Wege zu dem grossen Ziele der universellen Herrschaft der von uns Katholiken erkannten und gelebten Wahrheit sei, das hören wir immer, mit Staunen über diese mannigfachen Wege und mit Zweifel darüber, ob sie zu dem Ziele führen. Auf diesen Wegen fangen die Katholiken an, nur sehr mittelbare Katholiken zu sein, indem sie ihre Energien darauf wenden, Kommerzienräte zu werden, und den kleinen übrigbleibenden Rest davon zur Wahrung der äusseren Formen, aber ohne innere Teilnahme, in die Kirche schicken. Die Jesuiten haben in kluger Nachgiebigkeit gegen die Welt diese Verweltlichung sehr und immer gefördert, — soll das auch weiterhin ihre Aufgabe sein, so wird ihre Tätigkeit unserem Glauben zum schweren Schaden gereichen. Soll es die Aufgabe der Jesuiten sein, die Kirchen mit der grössten Zahl zu füllen, dem Glauben an Breite zu geben, was ihm an Tiefe immer mehr fehlt, so werden sie den Glauben noch bequemer machen, als er schon geworden ist, und müssen dann dafür sorgen, dass sie den einen diese Bequemlichkeit garantieren auf Kosten der anderen, welche andere sie in dem Zustand einer Meinung erhalten müssen, dass es so und nicht anders Gottes Wille sei: die einen oben, herrschend,

geniessend, die anderen unten, beherrscht, dienend. Dazu braucht man die Erziehung des Volkes durch die Schule.

Wie man in den Kreisen der „aufgeklärten Arbeiterschaft“, in Volksbildungs- und ähnlichen Vereinen an die Wissenschaft *glaubt*, das muss denen, die sich um das und den Glauben bemühen, doch sagen, dass in jenen Kreisen des Volkes nur zum geringsten Teile ein Bedürfnis nach Wissen, zum grössten Teile aber ein Bedürfnis nach Glauben befriedigt wird. Warum akzeptiert die Kirche diesen ihr ganz fremden und in ihren grossen Zeiten deutlich fremd gewesenen modernen Gegensatz von Wissen und Glauben? Warum verkleinert sie den Glauben, indem sie ihm das Wissen zum Gegner macht? Warum schliesst sie im weit Grösseren des Glaubens nicht wie ehemals das weit Kleinere des Wissens ein, wie es jene einfachen Menschen tun, welche das zu Wissende nicht wissen können, sondern an es *glauben* müssen, wenn es ihr Herzensbedürfnis befriedigen soll? Nicht dem Glauben, sondern der ihn vertretenden Kirche scheint die geistige Kraft nicht mehr innezuwohnen, das vorhandene Bedürfnis nach Glauben zu befriedigen. Und darum wenden sich diese Bedürftigen und nicht Gespeisten an — die „Kirche der Wissenschaft“. Diese populäre und popularisierte Wissenschaft profitiert allein davon, dass sich die Kirche mit dem Glauben gegen das Wissen stellt, dessen

sehr engen Bereich sie ahnungslos erweitert, indem sie dem Wissen ihre Gläubigen schenkt, für die sie nicht sorgt, weil sie ihnen ihr sehr kleines Wissensbedürfnis übelnimmt und ihr sehr grosses Glaubensbedürfnis verkennt. Solange die Kirche meint, dass das Wissen dem Glauben Abbruch tue, und nach dieser ihrer Meinung Schule und Erziehung leitet oder leiten will, wird sie ihre Gläubigen in jene Säle drängen, wo diese „wissenschaftlich“ glauben, dass der Mensch vom Affen abstammt. Das einzige, das der Mensch vom Wissen weiss, ist, dass es unzulänglich und immer wechselnd ist, und darum gibt er ihm, vom religiösen Glauben abgedrängt und nicht genährt, die Stabilität und das Einfürallemal des Glaubens, muss es ihm geben aus seines Herzens Not und Sehnsucht, sich aufzuschwingen über sich selbst.

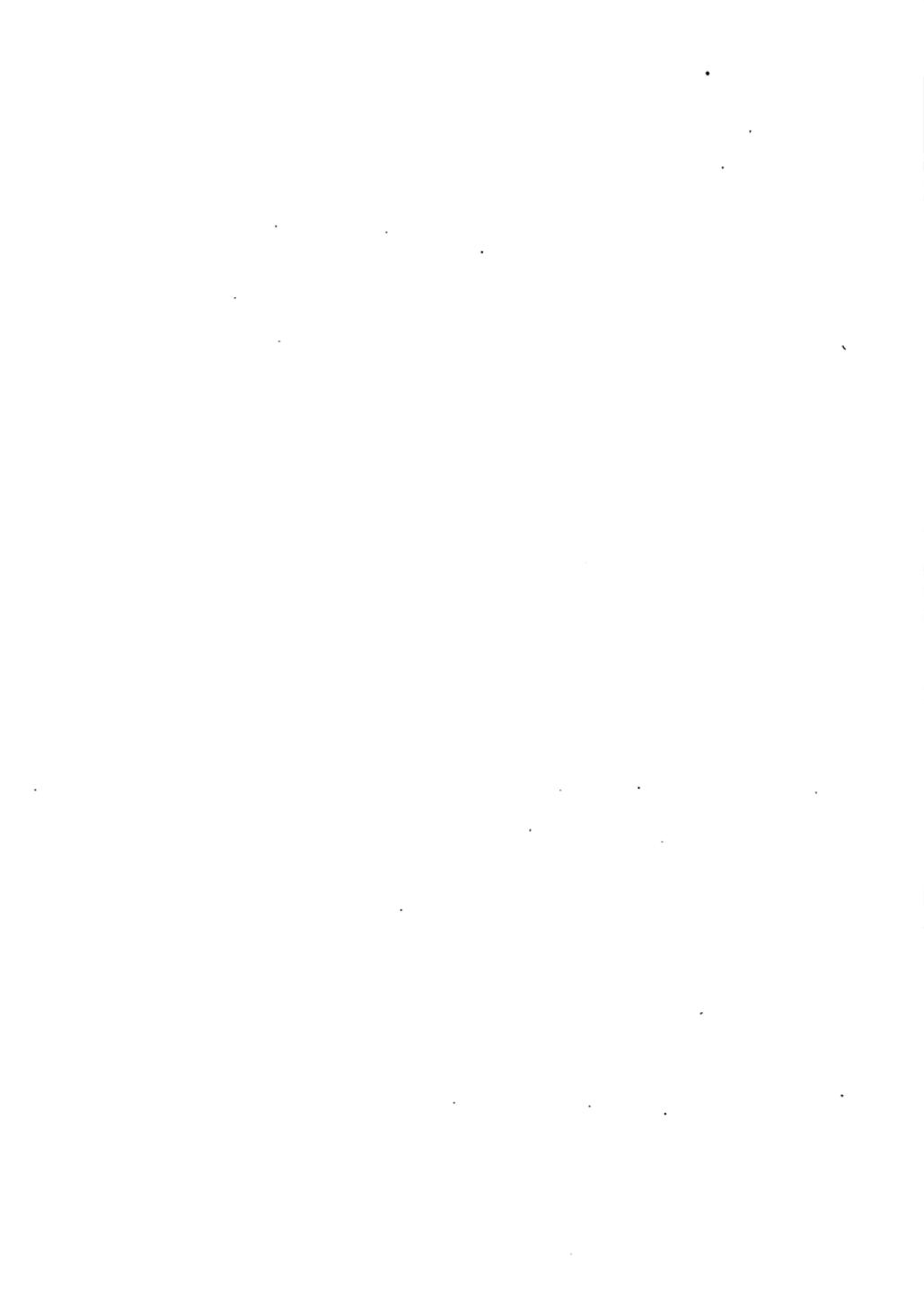
Der Kampf um den Einfluss in der Volks-erziehung, den die heutige Kirche unter dieser falschen Einstellung führt, ist ein Kampf der Kirche gegen die Kirche. Indem sie Wissen und Kenntnis aus sich herausstellt und zu einem Gegner des Glaubens macht, was es nie ist, werden ihre wirklichen Gegner immer leicht damit recht haben, dass sie sagen, die Kirche brauche die „Dummheit“ und die „Unwissenheit“ als ihre wichtigsten Voraussetzungen. Und der Hinweis der Kirche auf ihre grosse Zeit, da sie alles Wissen überhaupt in sich schloss, widerlegt nicht, was die

heutigen Gegner sagen, denn die heutige Kirche schliesst das Wissen als feindlich aus, statt es wie ehemals mit den gewaltigsten, furchtlosesten Armen einzuschliessen.

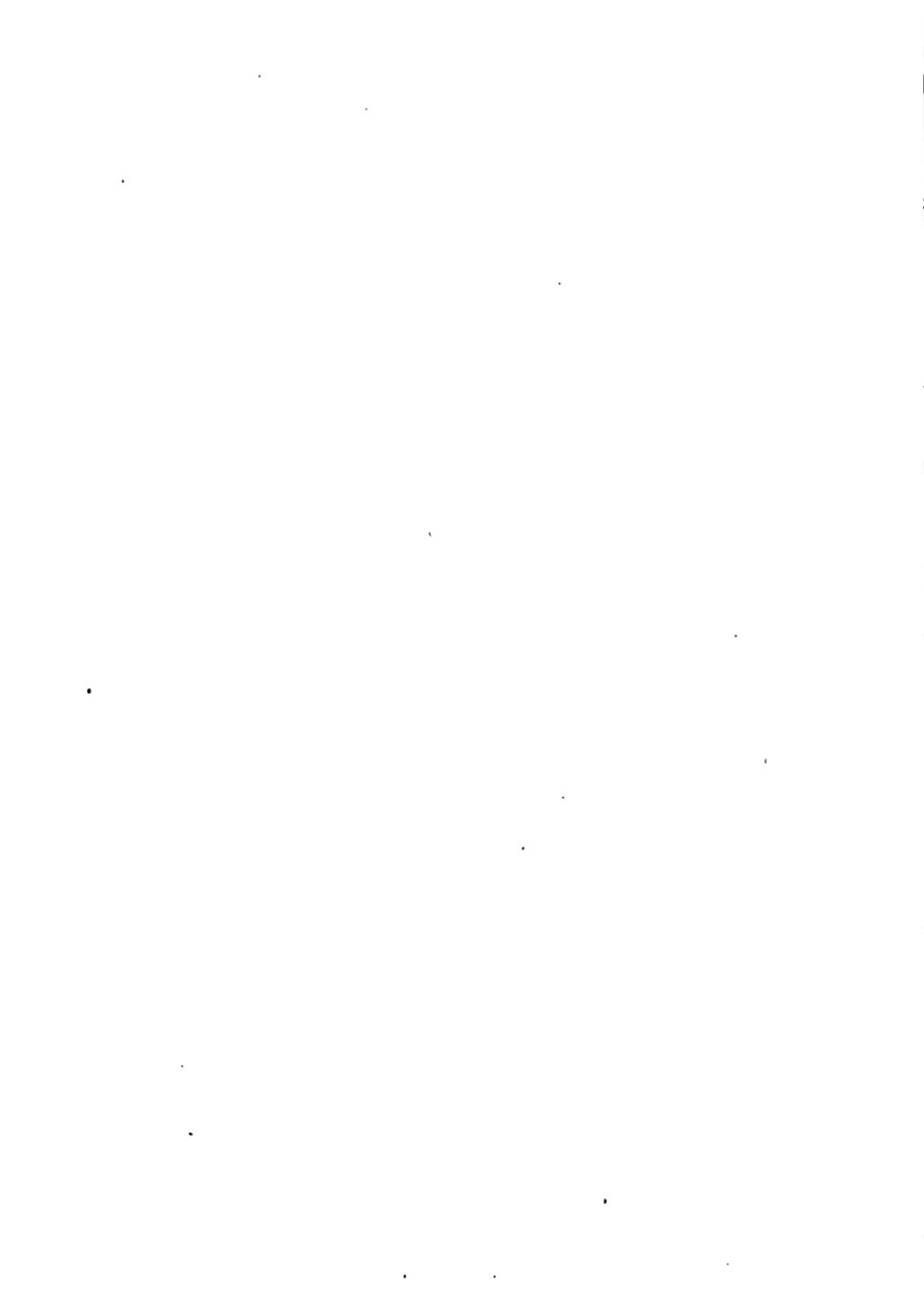
Und will man diese Arbeit an der Basis des Volkes mit einer gleichzeitigen Arbeit an der Spitze im hergebrachten Sinne der Jesuiten vereinigen? Erwartet man von ihnen, was man selbst nicht konnte: die Herstellung besserer Beziehungen zu den Staaten nicht nur, sondern Herrschaft über die Staaten im Sinne eines Gottesreiches? Im katholischen Österreich war der gemeinsame Glaube der österreichischen Völker schönste Gelegenheit gewesen, eine einigende Politik unter diesen Völkern zu machen, — hat man das getan? Hätte man es gekonnt? Fehlten die Jesuiten, die es gekonnt hätten? Als sie unter Joseph II. auswanderten, wurden sie von Friedrich in dem katholischen, eben eroberten Schlesien gegen den Papst geduldet und unterstützt, nicht ihres Glaubens wegen, sondern um die katholischen Schlesier der neuen an Preussen gekommenen Provinz für Preussen zu gewinnen, welcher nicht gerade religiösen Aufgabe die Jesuiten in Breslau sich gerne unterzogen, wie es die Jesuiten in Polen für Katharina taten. Dieser fluktuierende Kosmopolitismus wird vermeintlich nur dem Glauben dienen, in Wahrheit aber den Machtinteressen des Staates, mit denen sich zu identifizieren gegen den Universalismus eben

der Kirche ist, wie er sich in ihrem Bekenntnis ausdrückt.

Will der Jesuitenorden seine alten Wege gehen, so werden sie in den nach diesem Kriege sehr erstarkten Formen, die sich die Völker im Staate geben, ein sehr schnelles Ende finden in dem kurzen Dasein heiliger Allianzen: dies, wenn die Dinge so kommen, dass alte Macht sich um jeden Preis behaupten wird wollen. Aber bei der ausserordentlichen Flexibilität des Ordens ist auch ein neuer Weg möglich, den er geht und der in das Gottesreich der Freiheit führt. Die Societas Jesu kann ebenso demokratisch sein wie aristokratisch: dient sie dem Glauben mit den Mitteln des Glaubens, dann ist sie weder das eine noch das andere und ist so am besten.



Notizbuch 1914/1915



Dreissig Minuten. — „Krieg oder Nicht-Krieg, das entscheiden dreissig Minuten, um die zu kurz verhandelt wird“ — diese These hielt einer der Verfasser des deutschen Weissbuches aufrecht gegenüber seinem philosophisch nicht weniger gebildeten Gesprächsgegner, der ein „Elementarereignis wie den Krieg“ nicht in so zufällige Abhängigkeit von um dreissig Minuten mehr geäusserter menschlicher Intelligenz bringen lassen wollte. Diese dreissig Minuten scheinen mir begreifliche Überschätzung des eigenen politischen Berufes und Befangenheit darin, wofür es in allen Memoiren und Korrespondenzen von Diplomaten eine Menge Beweise gibt. Bismarck schreibt, dass es, wenn Clarendon am Leben geblieben wäre, keinen deutsch-französischen Krieg gegeben hätte. Obwohl nicht zu sehen ist, und Bismarck darüber auch nichts sagt, was „Frankreichs kühler Freund“ tun hätte können. Der Gedanke solcher Verknüpfung von Krieg und Einzelperson bleibt unheimlich und etwas in uns sträubt sich dagegen. Wahrscheinlicher ist, dass ein Krieg vermieden werden kann, wenn die Diplomatie nicht redet. Der Sezessionskrieg brachte die Gefahr eines englisch-amerikanischen Krieges ausserordentlich nahe,

Mason und Slidell waren an Bord des „Trent“ in Haft gebracht worden, und sechs Wochen lang war der britische Botschafter, Lord Lyons, der einzige Mann in den Staaten, der zu der Sache absolut nichts zu sagen hatte. Als dann seine Instruktionen kamen, übergab er sie auf der Stelle, die Gefangenen wurden freigelassen, und Lord Lyons bekam das Grosskreuz des Bathordens. Dass es noch kein Kabel gab, verhinderte, sagt man, den anglo-amerikanischen Krieg. Sechs Wochen Warten kühlt die Kriegslust ab, die übrigens Lyons auch für kürzere Zeit nicht warm erhalten hätte: er war ein sehr kluger, schweigsamer Typ John Bull, ohne feinere oder gar elegante Manieren, ohne Abenteuer, ohne Nerven, ohne verliebte oder andere Schwächen. Sein Dossier auf der Pariser Polizeipräfektur enthielt, wie sein Biograph Lord Newton erzählt, nur einen einzigen Eintrag: „On ne lui connaît pas de vice“. Immer bleibt eines auffallend: die ausserordentlich suggestive Kraft einer Kriegserklärung auf das Volk. Schlüge man ihm irgendein sehr praktisches Gesetz vor, so wäre ein Monate währender Streit darüber in Zeitungen und Versammlungen die Folge. Schlägt man dieses Äusserste des Krieges vor, dieses für die weit überwiegende Zahl der einzelnen ganz Unpraktische und so Unfassliche wie der Tod, so geschieht der Krieg mit einer unheimlichen Selbstverständlichkeit. Das Irrationale hat die stärkste Wirkung — das weiss

der rationale Kriegsmacher und seine Verantwortung ist ungeheuer. So braucht er vielleicht diese „dreissig Minuten zu wenig“, um für den schlimmen Fall eine entlastende Ausrede zu haben, die ihm den Kopf retten soll.

*

Der Welthandel und der Pauper. — Die Bevölkerungszunahme in Deutschland ist in den letzten hundert Jahren grösser als in den achtzehn Jahrhunderten seit Arminius. Die grosse Streitfrage ist über die Ursachen dieses Phänomens. Tatsachen sind: die Bevölkerung nahm nur in den Städten zu, nicht auf dem Lande. Sie nahm in den Städten nur beim Proletariat zu, nicht beim Bürgertum. Bevölkerungszunahme und Proletariat gehören zusammen: proletarisiert das Wachstum oder ist das Wachstum Folge der Proletarisierung? Dass der Besitz die Geburtenzahl vermindert, ist Tatsache: der Kapitalismus verliert seine Leibesperben. Der Nichtbesitz vermehrt seine Geburtenzahl: das Proletariat vervielfacht seine Leibesperben. Dort Abnahme in arithmetischer, hier Zunahme in geometrischer Progression. Tendenzen im Proletariat, Mittelstand mit kleinem Besitz zu werden, sind schon mehr als Tendenzen. Von einer „fortschreitenden Verelendung“ kann nicht mehr die Rede sein: der menschliche Wille, der zur Organisation und zu Einfluss auf die Gesetzgebung führte, wider-

legte die allem menschlichen Einfluss angeblich unzugängliche Metaphysik eines ehernen Wirtschaftsgesetzes. Das Proletariat wird ein Mittelstand in einem Arbeitsverhältnis ohne Eigentum an Produktionsmitteln. Er gewinnt bestenfalls einen Besitz über den Tag hinaus, der aber nicht hinreicht, Kapital zu werden, d. h. Produktionsmittel zu erwerben in Maschinen, Land und Boden, fremder Arbeitskraft. Die Zahl der trotz allem vorhandenen Pauper, die sich auf dem Arbeitsmarkt anbieten, hindert dadurch als Grenze nach oben den weiteren Aufstieg der mittelständigen Arbeiter, die nur im Falle produktiver Genossenschaften sich organisiert in die Reihe der Kapitalisten begeben können, ohne selbst Kapitalisten zu werden. Damit bereitet sich so etwas wie ein sozialisierter Kapitalismus vor, von der Gesetzgebung gefördert, von den fehlenden leiblichen Erben der Kapitalisten gefördert. Der einzelne Unternehmer wird von einem organisierten Unternehmertum abgelöst. Die Erbfolge bekommt ein anderes Gesicht. Wer nicht vererben kann, hat an der Anhäufung von Reichtum ein geringes Interesse. Der thausaurierende geizige Junggeselle ist ein abnormer Einzelfall. Er erwartet lieber von Verwandten, als dass er Verwandte von sich erwarten lässt. Reichtum bedeutet Hausmacht. Wo kein Haus ist, bedeutet Reichtum keine weitere Macht, und das Interesse, ihn zu schaffen, mindert sich fortschreitend. Sowie

das Proletariat leidlich wohlhabender, wenn auch nicht besitzender Mittelstand wird, gewinnt die Familie an Interesse: ist auch Kapitalvermögen nicht an die Kinder zu vererben, so sind doch durch Erziehung, Pflege und Unterricht die tauglicheren Mittel schaffbar, den Kindern „das Leben besser zu machen, als man es selber gehabt hat“. Die erhöhten Kosten solcher Erziehung führen zur Einschränkung der Kinderzahl. Man rechnet sich die Zahl der Kinder nach den Möglichkeiten aus, ihnen ein „besseres Leben“ zu verschaffen. Dass auf dem immer noch sehr schwanken wirtschaftlichen Boden des proletarischen Mittelstandes von vier Kindern fast immer zwei ins vormittelständige Proletariat sinken, wenn nicht in die Pauper, ist sicher. Oft bringt man bewusst zwei, die man haben wollte, hoch auf Kosten der anderen zwei, die Zufallskinder waren und weniger Liebe darum geniessen. Jedenfalls wird es häufiger sein, dass Kinder des proletarischen Mittelstandes in die Pauper sinken, als dass umgekehrt Kinder der Pauper sich zum proletarischen Mittelstand erheben. Dafür sorgt schon dieser Mittelstand selbst durch jede Art Absperrung: er zieht die Leiter für die Nachkommenden weg, damit sein Platz auf der schmalen Mauer nicht noch kleiner wird. Und dem Pauper fehlt meist alles, sich selber eine Leiter zu machen. Und hat er soviel Energie dazu, dann legt er sie höher an als bis zum Niveau des gut-

bezahlten Lohnarbeiters, in dem er nur das traurige Seinesgleichen sieht. Der Kinderlose wird gleichgültiger gegen seinen Besitz. Der Besitzlose wird gleichgültiger gegen seine Kinder. Die Paare mit Kinderstand und Besitzstand haben beide als Posten in ihrem Wirtschaftsbuch. Alle Umstände fördern die Gleichgültigkeit des Pauper gegenüber seiner Nachkommenschaft. Da er nichts hat, braucht er nichts geben und kann man von ihm nichts verlangen: diese Zukunft seiner Brut macht ihm nicht die geringste Sorge. Die Frau findet er leicht. Sie gibt sich ihm, er nimmt sie in den Schlafstuben, irgendwo im Freien, ohne viel Worte, denn der Vorgang bedeutet beiden nicht mehr als die Lust des Augenblickes: schicksalslos werden in diesem Augenblick. Man trennt sich leicht, am anderen Tage schon. Das nächste Mal ist es eine andere Frau. Wer selbst kaum lebt, hat kein Interesse an dem Leben, das er zeugt.

Man sagt: wir brauchen den kapitalistischen Welthandel, denn es sind siebenzig Millionen Deutsche auf einem Raume zu erhalten, der bloss für die Erhaltung der Hälfte ausreicht. Nun haben sich unter dem Regime des Welthandels die Reichen sehr gering vermehrt — in letzter Zeit ist die Mehrung sogar in Deutschland wie überall zurückgegangen —, der proletarische Mittelstand hat sich etwas vermehrt, ohne aufzuhören, Proletariat zu sein; und die Pauper haben sich durchaus ver-

mehrt. Mit dem grosskapitalistischen Welthandel wird sich die Bevölkerung weiter vermehren, das heisst: die Bevölkerungsziffer wird weiter um die sich mehrenden Pauper steigen. Es ist wieder so: um den Schnupfen loszuwerden, müssen wir die Blattern bekommen.

Bleibt man bei dieser Wirtschaftsform, welche die Mehrarbeitsleistung der Maschine in das Besitztum eines einzelnen gibt, der die durch die Maschine Überflüssigen nur mit dem Minimum der Verbilligung des Arbeitsproduktes entschädigt, so wird sich die Bevölkerung weiter dort mehren, wo jede Mehrung das Übel ist: beim Pauper.

*

Buschido. — „Nachdem sie alles bei uns gelernt haben, wenden sie das Gelernte gegen uns an“ — haben die Japaner, von denen das gesagt wird, wirklich alles von uns gelernt? Ihre Indifferenz dem Tode gegenüber schliesst nicht notwendig die Fähigkeit ein, die viel schwereren Lasten des Lebens zu tragen. Ein Staatswesen konstituiert sich heute nicht mehr auf ritterliche Tapferkeit allein, wie in Europa höchstens noch die Polen glauben, die kein eigenes Staatswesen haben. Man gibt der Tapferkeit gern den Lorbeer, ohne dass dieser uns verpflichtet, die Fehler des japanischen zivilen Menschen zu übersehen, weil er leicht zu sterben bereit ist. Zu sterben für den als göttlich ange-

sehenen Mikado, nicht aus den Kantischen Imperativen heraus. Selbst ein so neumodischer Lehrer des alten Japan wie der japanische Lektor an der Berliner Universität gibt zu, dass das Buschido als moralische Basis nicht mehr genügt und dass eine Rekonstruktion dringend nötig ist. Und hier liegt der Zwiespalt der heutigen japanischen Existenz: Japan konnte von Europa das Wesentliche nicht lernen. Es hat sich, als es unser europäisches Erlernbares sich aneignete, einer auflösenden Kraft ausgesetzt, welche die Grundlagen seines politischen Gebäudes einmal erschüttern muss. Es wird eine Zeit kommen, wo Japan seine naive und unbekümmerte Haltung den tiefen Problemen gegenüber wird aufgeben müssen, für die wir in Europa unser Bestes geben und gaben. Unsere europäische Zivilisation ist bis in die Propellerschraube eines Luftschiffes hinein eine religiöse, eine christliche, das heisst hoffnungsreiche — Japan, dessen religiös-pessimistische Einstellung Stagnation ist, nimmt und akzeptiert unsere Zivilisation rein intellektuell und führt ihr auch nur rein Intellektuelles zu und gibt, was wir dem Glauben an Gott geben (und damit auch mit dem Geringsten unseres Lebens Gott), einem Glauben an den Staat, macht aus dem Staat das beherrschende Faktum menschlichen Gewissens. Das Experiment Japans ist sehr interessant und lehrreich für uns, aber ohne Zukunft für Japan. In-

tuitiv erkannten die Japaner als das einzige Mittel, die europäischen Eindringlinge abzuwehren, die Aneignung europäischen Wissens. Aber was erst nur Mittel zur Abwehr sein sollte, wurde enthusiastische Annahme, Aufnahme der europäischen Ideen und Methoden. Es wird mit den metaphysischen Voraussetzungen dieser Methoden und Ideen in einen Konflikt kommen, den es nicht lösen kann. Weil Asien nicht Europa ist. Und der Europa voraussetzende und beherrschende Gedanke ist der christliche: Beherrschung der materiellen Welt, die man nicht liebt, weil man die geistige Welt liebt und aspiriert, und Aufhebung der materiellen Welt durch den Geist. Den Motor zu erfinden, ist nicht „krasser Materialismus“, wie eine falsche Romantik meint, sondern ist vom Christentum geweckter und genährter Geist. Der ganz gleichgültige Enthusiasmus über den Nutzeffekt des Motors — dass man damit schneller fahren kann — hat damit gar nichts zu schaffen, dass es sich hier um ein rein Geistiges handelt.

*

Das Blutopfer. — „Soviel Blut darf nicht umsonst geflossen sein“, sagt mit grossartiger Gebärde der Versammlungsredner im glücklichen Besitz seiner eigenen fünf Liter Blut. Man soll nicht vom englischen „Krämergeiste“ reden, wenn man selber solche Tausch- und Geschäftsabsichten mit dem

vergossenen Blute hat. Man müsste ja sonst über jedes Blut mehr sich freuen, denn es bedeutet mehr Gewinn an Land oder Geld. Ja, Land oder Geld, das scheint das Tauschobjekt dieser Patrioten gegen das Blut ihrer Mitbürger zu sein und der Krieg ein Handelsgeschäft mit der neuartigen Einlage von Blut. Der Ekel vor solchen Reden treibt uns, dem Kriege einen tieferen Sinn zu suchen, in dem das Blut ein um der eigenen Reinigung willen gebrachtes Opfer ist, an dessen idealen Früchten wir jetzt Lebende nicht einmal teilhaben wollen, um dieses unser Opfer nicht mit dem geringsten Selbstischen zu verunreinigen. Dass aus dieser roten Saat unseren Urenkeln Frucht spriesse, mit solcher Hoffnung, die weder Wunsch noch Wissen ist, wollen wir uns, Menschen wie wir sind und wehleidig wie wir sind, die Schmerzen leichter tragen machen. Das ist alles.

Barbaren. — Man verteidigt sich gegen den Vorwurf des „Barbaren“ und führt eine Menge Dinge zum Beweis an, dass man kein Rohling sei und die Kunst hochschätze. Ich glaube, mit seinem Vorwurf der deutschen Barbarei denkt der Franzose wie die Griechen, die seit Homer unter sich keine barbaroi mehr hatten und jene Fremden so nannten, welche das Griechische mit falscher Syntax sprachen, welche den „griechischen Takt“

nicht besaßen. Das Gegenteil des Barbarischen ist die Zivilisation, nicht die Kultur. Diese ist eine rein intellektuelle Angelegenheit und hat mit Sitten, Bräuchen, Gefühlen nichts zu tun; auch nichts mit Manieren, Kleiderschnitt, Hygiene und technischem Fortschritt. Dass die Deutschen ein Volk von hoher Kultur sind, bestreitet kein Franzose. Renan sagte und bewies es seinen Pariser Freunden jeden Tag der Belagerung, dass die Deutschen den Franzosen kulturell überlegen sind. Das heisst, dass die Deutschen gebildeter, intelligenter, geistig produktiver und reicher an Persönlichkeiten überragenden Masses sind. Immerhin aber doch Barbaren, denn das vertrüge sich mit der Kultur, nicht aber mit der Zivilisation. Weil wir bei diesem Worte an jene Tätigkeit denken, welche Schwarze mit Hemden, Schnaps und Gebetbüchern versieht, wollen wir statt Zivilisation lieber Zivität sagen, und diese ist eine Tugend einer Nation, wie die Kultur die Tugend einer Rasse ist. An der Zivität hat jeder Anteil und bildet mit eben diesem seinem Teil das Ganze. Nicht so mit der Kultur: die ist Werk Einzelner und alle brauchen nicht daran teilzunehmen, ja es ist sogar der Kulturbringer ein immer Diskutiertes. Wo eine hohe Kultur, aber keine Zivität ist, da wird immer über den Wert des Einzelnen gestritten — es gibt nur Einzelnes, und es manifestiert sich das Kulturelle eben nur im Einzelnen. Was das Streiten über den Kultur-

wert unserer Einzelnen anlangt, so leisten wir darin ja mehr als alle anderen Völker zusammen und am Streiten gemessen ist unsere Kulturproduktion dreimal grösser, als sie wirklich ist; aber wir wissen, dass sie grösser ist als die irgendeines andern Volkes. Aber uns fehlt die Zivilisation, sagt das zivilisierteste Volk und nennt uns Barbaren. Was ist diese Zivität? Weil wir als ein Kulturvolk alle auseinanderstreben, brauchen wir eine ausserordentliche Zucht, Disziplin, Drill, Pedanterie: alles das ist die Zivität nicht. Wir waren Kriegsfeld ein Jahrhundert lang, in dem sich Frankreich seine Zivität schuf und dankend dieses Jahrhundert das Grosse nennt. Doppelt die Kriegszeit zählend sind wir in der Zivilisation um zweihundert Jahre zurück und waren bis vor kurzem im Reiche nur Volk, sind seit vierundvierzig Jahren — Bruchteil eines Wimperzuckens im Zeitgeschehen — Staat, und können aus diesem Kriege als Nation hervorgehen. Vielfaches Volk sind wir unter vielen Himmeln und Religionen, auf Weingeländen und Dünen, in Geschichten und Schicksalen: Einheit war ein Name, kein Ding, war Symbol, nicht Sache. So etwas wie *civis* sind wir erst seit kurzem und da immer *civis armatus*, denn das Reich kam aus Schlachten zustande und durfte das Schwert darum nicht hinlegen, was aber die kulturelle Fruchtbarkeit der Rasse nicht hinderte: Bismarck, Nietzsche, Wagner, Mommsen, Ranke, Helmholtz, Lagarde,

Hering, Mach, Marées, Dilthey . . . : kein Franzose leugnet ihre kulturelle Grösse, nur die Zivität spricht er ihnen ab, womit er meint: Takt des Herzens, Lächeln, Frohheit, Gütigkeit zum andern, schöne Brüderlichkeit des Miteinanderseins in einer Sprache, einer Geschichte, Selbstbewusstsein auf nichts sonst gegründet als die deutsche Tatsache, Ritterlichkeit, das Humane, Bescheidenheit zu sich selber, Lust am Ganzen, heitere Sinnlichkeit, Übermut neben dem Mut. Es wäre gelogen, sagten wir, die Deutschen besässen diese schönen Tugenden der Zivität insgesamt und seien durchaus durchdrungen von ihnen. Wir haben keine Zeit gehabt, diese Tugenden der Zivität auf Kosten unserer Kultur zu bilden. Denn anders als auf ihre Kosten geht es nicht. Der Einzelne entwickelt sich bei den Deutschen im Widerstande, den er findet, so stark. Die blossen Talente scheitern an diesem Widerstand, verschwinden, fallen ins Gewöhnliche; Himmelstürmern der Jugend begegnet man nach einer Weile in schmierigen Redaktionsstuben. Die Zivität macht alle Widerstände geringer, schaltet sie oft ganz aus, und das macht es den Talenten leicht, etwas zu bedeuten. Frankreich ist das Land der vielen Talente, denen die Zivität die Arbeit abnimmt, durch die allein ein mehreres aus ihnen vielleicht werden könnte. Wollen wir zwanzig Gounods gegen einen Bach eintauschen? Zehn Hugos gegen einen Hölderlin? Die Zivilisation sieht

Blei, Betrachtungen 16

in der Leistung des Einzelnen nicht ihr Höchstes, und so hat sie darin überhaupt kein Mass: es passiert alles, Degas neben Bougereau, Caillavet neben Claudel. Die Politesse des Herzens ist weitmaschig. Die Zivität ist ein Danaergeschenk. Sollten die Deutschen nicht besser Barbaren bleiben und den heimlichen Gott zeugen, auch wenn sie ihn bei Lebzeiten ans Kreuz schlagen?

Gobineau. — Im ersten Bande der guten Gobineau-Biographie von Ludwig Schemann zu lesen, ist nicht unzeitgemäss in dieser Krise des europäischen Menschen, aus der sich vielleicht der europäische Patriotismus gebiert, wenn England sich gegen die wirtschaftliche Welt und für Europa entscheidet. In den „Plejaden“ improvisiert ein Franzose Gobineaus System: dass es heute in der Welt eine bestimmte Anzahl von Individuen gebe, deren Persönlichkeit sich aus den kostbarsten Atomen ihrer Voreltern zusammensetze, und diese bildeten in etwa 3500 Menschen die Aristokratie der Welt. Sie seien die Söhne der Könige, und ihnen sei erlaubt, was dem gewöhnlichen Menschen nicht, für den gut gut und böse böse sei, während für die Königssöhne ein anderer Code massgebend wäre, nach dem unrecht recht sein könne. Nietzsche fand hier den Anstoss zu seiner Herrenmoral, und Gobineau zu seiner Vorliebe für die Renaissance, die

er nicht um ihrer Künste und Wissenschaften wegen liebte (die beide er den degenerierten und hybriden Rassen zuschrieb, wie den Ursprung der künstlerischen Fähigkeit dem Neger), sondern wegen ihrer Gewalthaftigkeit und wegen ihres Glaubens, die ihm mehr galten als Kunst und Kultur, wie Rittertum und Ehre mehr als Zivilisation und Fortschritt. Von hier aus führte der Weg zu Richard Wagner, der an Gobineaus Schwärmerei für ein romantisches Mittelalter im Stile des Morte d'Arthur viel Geschmack fand. Als Gesandter in Athen erregt Gobineau nicht das Parthenon, sondern die Erinnerung an die französischen Herzöge von Athen, an die vier Barone von Euböa und die grosse arragonische Gesellschaft; er sieht sich, hätte sich gern gesehen unter den Banden des Guillaume von Villehardouin. Gobineaus romantischer Schüler Barrès hat, wie man in der Voyage du Sparte lesen kann, die ganz gleiche Einstellung.

Die Dialoge „Renaissance“ sind ein in Deutschland sehr beliebtes und gewiss auch lesenswertes Buch, wenn auch keineswegs eine grosse Schöpfung. Denn Gobineau war weder ein sehr grosser Denker, noch ein sehr grosser Schriftsteller, sondern ein grosser und oft prachtvoller Phantasierer in einer Periode hoffnungslosen sozialen Niederganges, aus der ihm keine andere Rettung schien als die Hervorbringung einer aktiven und wachsenden Elite von Individuen mächtigster Energie. In einem Brief

an Madame Franck, eine Jüdin, schrieb er: „Il est très malheureux qu'ayant fait une société pour se passer de vertus, de force d'âme de grandes passions, on ait tout naturellement disposé les choses de manière à ce que les premières places soient occupées par ceux qui, n'ayant rien de tout cela, sont plus lestes que les autres . . . de sorte qu'on a l'oppression des forts par les faibles.“ Gobineaus politische Einsichten waren nicht gross genug, als dass sie ihm hätten sagen können, wie die Oligarchie seiner „Königssöhne“ nur in Staatswesen von höchstens Stadumfang möglich ist. In einem Dorfe wird niemand den allbekannten Dorftrottel für ein staatsmännisches Genie halten, wohl aber wird, was vorgekommen sein soll, in einem sogenannten Weltreiche der weithin unbekannte Staatstrottel lange und leicht die Rolle des staatsmännischen Genies spielen können. Aber gerade der Umstand, dass Gobineau kein „Realpolitiker“ war, sondern so was wie ein Mythopoet, schuf das, was man den Gobinismus nennen könnte, ein Evangelium der Energie, das seine ersten Anhänger in Deutschland fand — Nietzsche und Wagner, der Gobineau „genial“ nennt —, und seine späteren in Frankreich unter den Nationalisten, die auf den „starken Mann“ hoffen, und bei dem Kreis der Cahiers de la Quinzaine, die sich bei Gobineau an einem Typ des französischen Edelmanns erregen, der mit ihm und seinem Freunde Tocquille ausstarb. Dieser Typ

war nicht sportlich-englisch, aber von feinsten Bildung, war arm, aber adoptierte für Geld keine Cohns und Levys, war nicht immer vom besten Schneider angezogen, aber tadellos in Manieren. Und schloss eine Tirade, die dem jüngeren Rameau Ehre gemacht hätte, mit einem lächelnden „Avec ça, pour tout ce qui est de la foi, je suis de l'avis de mon curé“. Das waren Edelleute gewesen, die ihre Beziehung zu einer Dame vom Theater nicht hinderte, mit Renan über ernste Dinge zu sprechen, in dessen Schriften übrigens manches zum Vorschein kam, was für Gobineau Herzenssache war, wie etwa die Frage nach dem summum bonum, ob dieses die Freiheit oder die Macht sei. Renan endete auf der Gobineau entgegengesetzten Seite als ein weicher Liberaler, denn er war kein Herr, sondern ein aufgeklärter Pfarrer.

Gobineaus Rassenspekulationen sind nicht hin-fälliger als die aller anderen; sie sagen im wesentlichen nur, dass die weissfarbigen Rassen die besseren, wertigeren sind und dass unter ihnen immer wieder die „Königssöhne“ weiterleben, Alexander in Napoleon, Platon in Mozart, — wer möchte diesen Glauben nicht teilen, heute stärker als je zuvor? Wer teilte nicht Gobineaus respect pour les passions, von welchen Leidenschaften der liebenswürdigere Tocquille sagte: „Je les aime quand elles sont bonnes et je ne suis même pas sûr de les détester quand elles sont mauvaises“ und von denen

noch viel früher im fünfundvierzigsten Briefe an Fräulein Volland Diderot sagte: „Donner des mœurs à un peuple, c'est augmenter son energie pour le bien et pour le mal . . . il faut encourager aux grands crimes et aux grandes vertus.“ Es ist so: man muss Gott und den Teufel in ihren Mächten lassen, damit was wir Leben nennen zustande kommt.

*

Pius X. — Der verstorbene Papst war ein gutfrommer, wenig gelehrter Mann gewesen, der das Beste wollte und dessen Autorität einschloss, dass er auch das Beste wüsste. Sein Urteil in politischen und gelehrten Dingen war gering. In kleinen Hausreformen versuchte der an einfache Verhältnisse gewöhnte Mann Selbständigkeit zu zeigen: er wollte im Vatikan nicht den Gefangenen spielen und wollte reisen, wollte nicht die schwere Tiara aufsetzen, weil er, wie er sagte, Migräne davon bekäme, wollte nicht auf die Sedia Gestatoria steigen, weil er, wie er sagte, darauf seekrank würde, wollte sich nicht den Pantoffel küssen lassen, wollte die Nobelgarde abschaffen — er war ein einfacher Christgläubiger, dem man klarmachen musste, dass des Prestiges wegen alles bleiben müsse, wie es war. Und Pius X. gab nach und tat, hier wie später, das einzige, was ein absoluter Herrscher in einem zentralisierten Staatswesen tun kann: er liess seine Bureaus regieren und gab die Unterschrift.

Es ging der Kirche, der kriegerischen, unter ihm nicht ganz glücklich. Der Krieg gegen die Modernisten endete mit einer Gewaltmassregel, die den Geist nicht nur nicht trifft, sondern verschärft. Der Krieg gegen die französische Regierung endete mit dem Trennungsgesetz. Der Versuch, die Geistlichen der weltlichen Jurisdiktion zu entziehen, war eine Niederlage von vornherein, und das deutsche Zentrum ist unter diesem Papste sicher nicht päpstlicher geworden als es war. So ging der Hirt hin und liess die Herde in Verwirrung. Während der byzantinische Papst seinen Juden auf „jiddisch“ versprach, er würde ihnen, falls sie ihm jetzt helfen, künftig nur mehr ihr Gut, nicht mehr ihr Blut wegnehmen, hat der lateinische Papst in diesen einundzwanzig Tagen kein Wort davon gesprochen, dass sein katholisches Reich vom orthodoxen Reich der Schismatiker bedroht sei. Die höchste geistige Instanz der europäischen Völker versagte in dem Augenblick, wo jeder ihre Manifestation erwartete. Waren die Blitze alle auf die paar Gelehrten verbraucht, die gesagt hatten, dass die Theologie eine Wissenschaft und so wenig die Religion sei, wie die Biologie das Leben? Als die Türken Konstantinopel stürmten, stritt die Stadt, ob die Gnade von Gott allein oder auch vom Sohne komme. In des verstorbenen Papstes Encyclica pascendi — die übrigens nicht das ist, was die katholische Theologie eine Glaubensdefinition nennt,

sondern ein kirchlicher Regierungsakt wie das Breve Dominus ac Redemptor, mit dem Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob —, in dieser Enzyklika wird gesagt, die Modernisten seien vom Wahngeste geschwellt wie die Euter — spiritu vanitatis ut uter distenti. Der Satz ist wörtlich aus dem Briefe entnommen, den Gregor IX. im Jahre 1228 gegen die Doktoren der Pariser Universität richtete, die den Aristotelismus in die Theologie einführten. Der Brief hat die scholastische Philosophie nicht aufgehoben und die Encyclica pascendi wird diese selbe scholastische Philosophie nicht retten, in die sich zu eigenem schwerem Schaden das offizielle katholische Denken verschnürt hat. Man hat bezweifelt, ob der verstorbene Papst die Auszüge, die man ihm aus den Modernisten vorlegte, wirklich verstanden hat. Aber er unterschrieb das Anathema aus dem rechten Gefühl heraus, dass der Text nicht gerade von jenen zerstört werden dürfte, die als Priester berufen seien, ihn zu stützen. Aber der Papst irrte darin, dass er die Kirche von Texten abhängig glaubte. Es ist nicht die Aufgabe der Kirche, die Wissenschaft gegen die Wissenschaft zu verteidigen. Erst wo die Modernisten behaupteten, sie seien nicht nur wahre wissenschaftliche Kritik, sondern auch die Kirche, dann erst hatte der Papst recht. Denn die Kirche ist nicht im Kopfe eines noch so gelehrten Gelehrten, sondern in der Tradition, die stärker ist als alle Texte und

deren Kritik. Der Abbé Loisy sagte immer: „Ich will nichts als die Wahrheit“, aber so spricht die Wissenschaft, die gegen das Leben ist, und die Religion ist gegen die Wissenschaft für das Leben. Im Grunde verträgt nur eine tote Religion eine wissenschaftliche Untersuchung, — in einer lebendigen steht Glaube gegen Glauben. Vielleicht hätte die Kirche die Modernisten in ihr Leben aufgenommen, wenn sie das religiöse Genie der grossen Häretiker gehabt hätten, die ehemals das religiöse Leben der katholischen Christenheit jeweils erneuerten. Aber dieses Genie besaßen sie nicht, denn das gute Herz und ein gesunder Verstand machen es nicht aus. Und ihr Argument der Wahrheit ist nichts als Fanatismus der am Leben Teilnahmslosen, ja der dem Leben Feindlichen. Es kann auf Naive Wirkung tun, wenn diese sich für den Augenblick aus dem Leben hinausstellen: dass die Lehre der katholischen Kirche nicht konform den Evangelien sei, dass sie Dinge enthalte, die Jesus verurteilt habe, das wird in diesem leblosen Augenblicke wahrgenommen. Um im nächsten Augenblicke, der wieder dem Leben gehört, durchaus gebilligt zu werden. Denn uns europäischen Menschen ist die orientalische Unerbittlichkeit und Feindschaft gegen das Leben auf der Erde fremd, die den heiligen Gregorius sagen liess: „Wenn die Wahrheit Schande und Untergang verursacht, so ist es trotzdem besser, ihr Lauf zu geben, als sie

zu verbergen.“ Das ist das Wort eines Greises, dem schon die Erde verschlossen und nur mehr der Himmel offen ist. Solche orientalische Christenheit hat der europäische Katholizismus überwinden müssen, um im Leben dieser europäischen Völker Bedeutung zu bekommen. Und diese Bedeutung sucht die Wissenschaft, die Lebensfeindliche, aufs neue zu mindern, indem sie sich auf „die Wahrheit“ beruft.

Papstwahl. — Man versammelt sich zur Wahl eines neuen Papstes. Von einem Erwählten ernannte Wähler wählen, aus einer Macht, die sie selbst nicht haben, aber die sie erteilen, indem sie sie aus sich aussenden. Ist dieses System nicht die idealste Form einer Regierung? Spricht nicht auch ihre Dauer für sie und ihr Ursprung aus dem politisch intelligentesten Volke der alten Römer? Das System hat einen Fehler, der aber nicht in seinem Wesen liegt: dass Wählende und Erwählte fast immer am Ende ihres Lebens stehen, Greise sind. Man gibt dem hohen Alter die Würde und die Weisheit, deren Wesen teilnahmslose, leidenschaftslose Betrachtung ist. Aber dieser kontemplative Zustand gehört so wenig zu den Erfordernissen eines Papstes wie eines Reichskanzlers. Menschen, die mit ihrem eigenen Leben nahe dem Ende sind, werden sich nur schwer entschliessen, etwas anzufangen. Sie fühlen in ihren müden Knochen „Alles ist eitel“

oder „Nichts Neues unter der Sonne“ oder ähnliche Altersweisheiten, die einer Aktivität nicht förderlich sind. Aber dieser Fehler in den Systemen wäre leicht zu ändern. Dass Erfahrungen eines langen Lebens fehlendes Ingenium ersetzen, diesen Glauben müsste man aufgeben. Dass man sich auf den Stühlen aller Beamtungen hinaufrutschen müsse, um auf dem letzterreichbaren der Fähigkeit zu sein, das verlegt die Eintrittspforte der Intelligenz doch etwas zu tief in das Sitzteil. Ist in der geistlichen Hierarchie der Fehler auch nicht so leicht korrigierbar wie in der zivil-politischen, so liesse er sich doch damit kompensieren, dass der Papst eine grössere Zahl junger Titular-kardinäle ernennt, die gewissermassen ausserhalb der kirchlichen Karriere stehen und nicht den Episkopat zur Voraussetzung haben. Es wäre ein Glücksfall für die Kirche, wenn die Papstwürde einmal auf einen Mann fiele, der nicht dreissig Jahre vor seiner Wahl ein bedeutender Mann war. Und ein Kollegium, das nicht nur aus abgestorbenen Greisen besteht und gern das Feld vor zwei, drei der Agilsten von ihnen räumt, wird in der Führung der kirchlichen Geschäfte widerständiger sein gegen ausserkirchliche Politiken, welche die Kirche unter den Staat zu zwingen immer die Tendenz haben, selbst und erst recht dort, wo diese Regierungen „klerikal“ sind.

Der neue Papst. — Man vermutet Benedikt XV. als einen „liberalen“ Papst wie Leo XIII. — was hinsichtlich des Liberalismus Leos ein ebenso seltsames wie populäres Missverständnis ist. Eher wäre Pius als der liberale Papst zu bezeichnen, von dem ein Mazzini hoffte, dass es ihm gelingen würde, den Kirchenstaat auf eine neue Basis zu stellen. Der eifrig liberale Papst Pius sah mehr, als seine Pläne scheitern: darum wurde er ein intransigentem Gegner des Liberalismus, den er mit einem leidenschaftlichen Temperament idealisiert hatte. Leo XIII. sah den Liberalismus mit skeptischer Nüchternheit als eine Zeitströmung an und konnte sich deshalb zu ihm verhalten: seine grosse politische Intelligenz implizierte eine grosse Liberalität des Denkens, ohne dass sie auch das Kleinste der geistigen Waffen der Diplomatie geopfert hätte. Der Friede in der Christenheit war diesem Papa Angelico Dantes wesentliches als der Streit, aber er glaubte deshalb durchaus nicht an die moderne Freiheit wie Pius, den dieser Glaube im Jahre 1849 fast zu einer Allianz mit Mazzini führte. Leo akzeptierte moderne Tendenzen, aber er idealisierte sie nicht; er rechnete mit ihnen, aber er billigte sie nicht: er war staatsmännisch. Auch Leo konnte das Problem nicht lösen, wie Forschung und erweiterte kritische Kenntnis in Harmonie zu bringen ist mit der Anhänglichkeit an den alten Glauben, aber mit seinem praktischen Verhalten, das nach keiner Seite hin

exzedierte, tat er alles, was der Papst zu diesem Problem überhaupt tun kann, dessen Lösung nicht in den päpstlichen, sondern gesamtkirchlichen Aufgaben liegt. Leo kannte zum Beispiel die Bibelkritik nur in der rationalistischen Form der Strauss und Bauer, gegen die er eine ganz konservative Enzyklika gerichtet hatte. Die neuere Kritik der Schrift musste ihm fremd bleiben, doch aber überzeugte er sich mit neunzig Jahren, dass neue Fakten einen veränderten Standpunkt verlangen; Probleme und innere Kämpfe, die ihm und seiner Generation fremd waren, respektierte er bei anderen um der Wohlfahrt der Kirche willen und berief junge Gelehrte in die von ihm gegründete kritische Bibelgesellschaft. Die hohe staatsmännische Liberalität dieses Geistes war nicht Liberalismus, wie man gerne haben möchte.

*

Die europäische Föderation. — Es wird noch einen grossen Krieg geben und der wird der letzte sein, sagte man oft vor diesem Kriege, und die das sagten, erhoffen nun die europäische Föderation, die zumindest innereuropäische Kriege ausschaltet. Man würde auf lange hinaus des Krieges müde sein, sagen die weniger Optimistischen. Alle Paradoxien, die im Kriege liegen, haben in Nobel ein sichtbares Zeichen gefunden: ein Mann, der das Dynamit erfand, um Menschen damit in die

Luft zu sprengen, stiftete Preise für jene, die der Menschheit am besten beibringen, wie der Sprengstoff nicht zu diesem Zwecke verwandt wird. So unterstützt der durch die Trunksucht reich gewordene Chikagoer Brauer Abstinenzvereine. Der Erfinder eines Haarwassers müsste menschliche Lebensweisen fördern und erfinden, die dem Haarschwund epidemischen Charakter geben. Ein paar Monate vor dem Krieg gab ein Engländer ein Buch gestopft voll mit geplünderten Archiven heraus über die Confederation of Europe, nicht die künftige, sondern jene von 1813 bis 1823, und nannte sie ein Experiment in der internationalen Friedensorganisation. Sehr interessant ist darin vieles Neues über den unglücklichen Castlereagh, den besserer Nachruhm nicht trösten kann über die Ungerechtigkeit, die er von seinen Zeitgenossen erfuhr. Er war es, und er allein, der den seltsamen Gründer der heiligen Allianz so behandelte, dass er nicht zu einer grossen und allgemeinen Gefahr wurde. In diesem Alexander lebten Gewissensbisse über seine Teilnahme an Pauls Ermordung, die Doktrinen der Enzyklopädisten, Sympathien für die Polen, Mystik, die sich an der Apokalypse und Madame Krüdeners berauschte, grenzenlose Überzeugung, ein ebenso grosser Mensch wie Potentat zu sein, und dazu eine heilige Allianz, die wie der rabiate Christ zum Mitmenschen sagt: wenn du deinen Nächsten nicht liebst, schlag ich dich tot. Man war

in der Zeit von 1815 bis 1823 ausserordentlich kriegsmüde, und die Zeit der europäischen Konföderation war so günstig wie nie; alle bis auf den Papst und den englischen Prinzregenten hatten die prachtvollen Artikel der heiligen Allianz unterschrieben: in dieser Zeit wurden zwei Kriege als unvermeidlich und nötig geführt und der Kongress von Verona zeigte, dass Europa nie weniger gefördert war als 1822. „Lieber den Krieg, als irgendwas aufgeben, was ich habe,“ sagte Alexander, der Friedenszar. Es scheint, dass alle ernsthaften Pazifisten Nobel heissen.

*

Der bon sens. — Was schon vor dem Kriege in manchen Kreisen eine gewisse Popularität genoss, die Ächtung des bon sens, das feiert Orgien in der Vermystifizierung des Krieges. Weil das Ganze des Lebens einer rationalen Erklärung unzugänglich ist, deshalb brauchen doch nicht alle Erscheinungen des Lebens dem bon sens unzugänglich sein, ja es gibt Gebiete, wo er und nur er allein am Platze ist. In Sachen des Glaubens zum Beispiel. Ich bin sehr geneigt, alle mystischen Spekulationen über den Glauben, alle Vernebelungen des Glaubens für eine sehr kühle Verstandesarbeit im Grunde ganz Ungläubiger zu halten. So wie viele Theorien nicht dem Bedürfnis einer Aufhellung eines theoretisch oft ganz indifferenten Phä-

nomenkomplexes dienen, sondern dem der Verdunkelung des Phänomens; in der Nationalökonomie zum Beispiel. Der Glaube ist eine sehr praktische menschliche und simple Sache, woran die Ausnahmen mancher Zustände besonderer Personen nichts ändern. Grosse Glaubenszeugen wie Gregor, Franz, Ignaz, Katherina von Siena sind in ihrem Tun und Reden so eminent auf das Leben wie es ist eingestellt, als einem Selbstverständlichen, sind so voller bon sens, weil sie eben im Glauben drinnen stehen, d. h. im lebendigen Leben, und aus ihm heraus schalten. Die aber draussen stehen, meinen, sie müssen, um hineinzukommen, von ihrem Menschenverstand (den sie und weil sie ihn unwürdig anwenden) absehen und können das, da ihnen die Gnade nicht ward, nur mit verzweifelten Anstrengungen eben dieses Verstandes. Man kann nämlich höchst verständig unverständig sein und mit so hergerichtetem Verstande eine kühle Verständigkeit in glühenden Vokabeln produzieren: moderne Mystik der Draussenstehenden. Die Kirche hat immer den ihr inwohnenden bon sens gezeigt, indem sie sich gegen diese sonderbaren Heiligen ablehnend verhielt: grob gesagt ist ihr ein guter Seelsorger lieber als die ekstatischste Jungfrau, vor der sie immer etwas verlegen ist.

Nur dort, wo sich der bon sens verwissenschaftlicht und „erklären“ will, wird er zum öden Rationalismus, schrumpft er zu anmassender Ver-

nünftelei. Der bon sens ist Verhalten, nichts weiter. Macht er sich zur theoretischen Einstellung dem Gesamten des Lebens gegenüber, so ist er schon nicht mehr da. Damit eine Theorie wird, ist eine Hypothese nötig, und der bon sens ist nur unhy-po-thetisch vorhanden.

Sicher ist das Denken eines Menschen wesentlicher als seine Lebensführung, und Diskrepanzen zwischen den beiden sagen nichts gegen das Denken und höchstens dies aus, dass dieser Mensch von inneren und äusseren Umständen bedrängt ist, deren er nicht so Herr werden kann, dass seine Lebensführung konform seinem Denken verläuft. Von diesem letzteren weiss ich, und das ist mir wertvoll; von seiner Biographie brauche ich nichts zu wissen. Heutiger Mystologen Lebenslauf ist nur etwas allzu häufig und auffällig von aller ihrer gelehrten und bekannten Mystik so fern und dem Bankkonto mit so intensivem Interesse und der guten Kapitalsanlage mit solchem Verständnis zusetzt, dass dieser Widerspruch zwischen Denken und Tun mir bestätigt, dass es sich hier um Draussenstehende handelt, die am geschlossenen Tore mit falschen Schlüsseln probieren, und die, ist das Tor schon offen, von der ganz alltäglich gekleideten Menge drinnen nicht ohne Lächeln über ihr Fastnachtskostüm eingelassen werden. Es gibt aber unter diesen Mystikern auch welche, die sich mit ihrem seltsamen Aufputz abgestellten oder

verdunkelten bon sens nicht in der rechten Gesellschaft bei diesen ganz vernünftigen Leuten zu finden glauben, die in der allgemeinen Kirche sitzen. Die spielen dann als Esoteriker ihr eigenes Religionsstück, hauchen „Kierkegaard“ oder flüstern „Buber“. Nie war uns diese Mystik weniger nötig als heute: nie war uns der bon sens nötiger als heute. Mit dem bon sens allein ist jede Art Vernünftelei, die anmassend wissenschaftliche und die vorgeblich gläubige, matt zu setzen.

*

Die grosse Zeit. — Sitten, Bräuche und Umstände verpflichten den Menschen, sich dümmer zu stellen, als er wirklich ist. Aber alles hat schliesslich seine Grenze. Ebenso laut wie unermüdlich nennt man diese Zeit eine grosse Zeit: kleine Leute wollen an ihr in die Höhe wachsen und sind glücklich, dass ihnen die Grösse der Zeit das eigene Wachstum nicht nur abnimmt, sondern schenkt. Der Grössenwahn der Mediokrität ist epidemisch geworden, wo er vorher nur endemisch war. Man hört das Wort von der grossen Zeit von keinem Offizier, keinem Soldaten, aber von Zuschauern, die es aus der Zeitung haben. Der Mann, der im Felde steht, singt auch keinen Hassgesang; aber genau derselbe Mann zu Hause tut es. Der im Felde liest die Zeitung nicht; aber der zu Hause tut es viermal im Tag. Diese „üblen Begleiterscheinungen

des Krieges“ sind dort, wo die Soldaten nicht sind und wo man die Zeitungen liest. Die Blätter hatten in den ersten Kriegstagen der verschärften Zensur eine sympathische Reinheit. Ob es nicht möglich wäre, durch eine dauernde solche Zensur einen schlimmen Einfluss der Zeitungen auf die Gläubigen an das Gedruckte zu brechen, meinte ich zu Graf M., der antwortete: wenn man der Regierung einen guten Vorschlag macht und sie ihn annimmt, kann man sicher sein, dass sie nur was Dummes daraus macht. Und er kennt die Regierung. Immerhin scheinen mir einige Reformen möglich. Da die Zeitungen Geschäftsunternehmungen sind, müsste das auch dem Unkundigen deutlich gemacht werden, etwa in der Weise, dass das dem Blatte Wichtigste auf den ersten Seiten gedruckt werden müsste. Also die Seiten eins bis zehn Inserate. Dann zwei bis vier Seiten Handel und Börse. Dann zwei Seiten Klatsch, Unfälle und Verbrechen. Dann eine Seite Personalia des Theaters. Dann die übrigen Personalia. Weiter auf einer halben Seite der sogenannte Geist des Feuilletons, und die letzte halbe Seite die der Zeitung von den respektiven Bureaus mitgeteilten politischen Fakten. Die Reden in den verschiedenen Parlamenten dürften nicht veröffentlicht werden, was zur Folge hätte, dass einmal viel weniger geredet würde und dann viel weniger redeten. Die Zeitungsverfasser müssten, was sie drucken lassen, mit ihrem richtigen Namen

zeichnen. Es darf nicht mehr zitiert werden: „Die Morgenbotschaft schreibt . . .“, sondern: „Herr Meier schreibt in der Morgenbotschaft . . .“, nicht mehr: „Die Mittagszeitung teilt aus wohlinformierter Seite mit . . .“, sondern: „Herr Löwy teilt in der Mittagszeitung mit, was ihm der Abgeordnete Schulze erzählte . . .“. Personalklagen aus Polemiken der Zeitungsschreibenden untereinander sind abzuweisen. Es ist hier immer berechtigtes Geschäftsinteresse anzunehmen, das durch die Beleidigung gewahrt wurde, die als *ad personam privatissimam* getan nicht anzunehmen ist. Es ist höchstens der Zeitungsbesitzer zu ermahnen, seinen Angestellten in der Wahrung seines Geschäftsinteresses grössere Mässigung zu empfehlen.

*

Diplomatie und Presse. — Bismarck liess sich einmal den Journalisten Dernburg kommen und machte ihm eine vertrauliche Mitteilung „unter dem Siegel der Verschwiegenheit“, wie er dem aufhorchenden Manne betonte. Bei der nächsten Gelegenheit wurde Dernburg vom Kanzler geschnitten, der dem bestürzt ob solcher Missgunst sich zu fragen Gestattenden kurz sagte: „Ich habe Ihnen vor acht Tagen etwas mitgeteilt und Sie haben keinerlei Gebrauch davon gemacht.“ — „Aber Durchlaucht bemerkten doch ausdrücklich, dass es unter dem Siegel . . .“ Der gute Dernburg hatte geglaubt,

Bismarck lasse ihn, in Sehnsucht nach einem Freundesbusen, kommen, um in ihn sein Herz auszuschenken. Diese wahre Geschichte kann heute sicher nicht mehr passieren, denn es ist seit einiger Zeit eher so, dass die Journalisten die Staatsmänner kommen lassen, um ihnen was zu sagen, oder die Herren zu den Journalisten gehen, um sich von ihnen was sagen zu lassen. Auch dafür gibt's eine wahre Geschichte. Bei Doktor W., der damals Pariser Korrespondent eines Berliner Blattes war, läutete um neun Uhr früh Graf M., damals noch ein deutscher Diplomat. Beim dritten Läuten öffnet der deutsche Attaché Herr von J. und Graf M. begrüsst ihn: „Ich wusste gar nicht, dass Sie jetzt Mädchen bei W. sind.“ Wie die Dinge liegen, weiss der Journalist meistens nicht nur viel mehr als der Diplomat, sondern überhaupt alles, denn das verlangt seine Zeitung; um diese gut zu bedienen, wovon seine Stellung abhängt, kommt der Mann unter Leute, hat „Verbindungen“ und Phantasie; während der Diplomat eigentlich nur mit seinesgleichen verkehrt, aus Anständigkeit, aus Standesrücksichten, aus Menschenunkennntnis. Informationen holt er sich bei den Korrespondenten der Zeitungen oder aus der sehr zweifelhaften Quelle der Spionage, mit der er meist auch wieder nur durch Mittelspersonen verkehren kann, seines und des Spions wegen. Bismarcks Bemerkung, dass der Zeitungskorrespondent entweder die eigenen Er-

findungen oder die der Gesandtschaft lanciere, ist heute nur mehr in Hinsicht auf die eigenen Erfindungen wahr, denn unsere Gesandten sind keine Bismarcks mehr, die was erfinden können, und unsere Journalisten sind keine naiven Dernburgs mehr, die was bei sich behalten. Der Einfluss der Presse auf die auswärtige Politik nimmt nicht nur zu, sondern die Presse macht sie. „Jedes Land“, sagt Bismarck, „ist auf die Dauer für die Fenster einmal verantwortlich, die seine Presse einschlägt“ — im Augenblick werden wieder einmal Länder für diese eingeschlagenen Fenster verantwortlich gemacht. Man lese die betreffende Presse vor dem Kriege nach, die englische und die deutsche, die französische und die russische. Nun geht seit Kriegsausbruch überall die Rede, unsere Formen der diplomatischen Vertretungen seien veraltet und müssten anders werden, und gerne machen die Zeitungen ein Echo solcher Rede, denn es liegt ihnen daran, sich sehr unschuldig zu stellen und auf einmal nichts sonst zu sein als die gedruckte öffentliche Meinung. Was insofern auch stimmt, als der Zeitungsleser, der „moderne“ Mensch, dank der Zeitung schon gar keine andere Meinung mehr hat als die „öffentliche“, gar kein anderes Leben — ausser seinem Geschäft — mehr hat als das der Zeitung und ohne Presse überhaupt nicht auf der Welt ist. Die diplomatischen Vertretungsformen sind gewiss in Bagatellen veraltet, aber sie sind es

wesentlich darin, dass sie machtlos gegen den politischen Journalismus sind, der ausser jeder Verantwortung steht — er ist nur dem Geschäft seiner Zeitung verantwortlich — und durch sein Reden oder Schweigenkönnen aus Interesse des Blattes den politischen Verkehr der Staaten zu einer viel schlimmeren „Geheimpolitik“ zwingt, als er es zur Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges war. Der politische Journalismus lebt von dem „Geheimen“. Es ist so: die europäische Presse macht die europäische Politik, *ausser jeder Verantwortung*. Dagegen ist nicht einmal dieser Krieg aufgekommen, dagegen kann viel weniger eine Diplomatie aufkommen, die immer noch glaubt, dass sie sich der Zeitung als Mittel bediene, während sie selber ein Mittel in den Händen der Presse ist. Nicht so sehr die Formen der Diplomatie verlangen eine Reform, als vielmehr die Presse.

Als für „alle bisherige Geschichte“ geltend ist die bekannte Formel falsch, aber für die kapitalistische Periode der Geschichte ist sie gültig, was sich an der ganz eindeutig lesbaren Geschichte der Vereinigten Staaten deutlicher macht als an der europäischen Geschichte der kapitalistischen Periode. Denn dort fehlt fast ganz die historische Requisitenkammer, über die wir verfügen und die uns heute dazu dient, die uns noch ungeläufige oder vielleicht auch unsympathische vornehmliche Ursache des historischen Geschehens, nämlich das

Wirtschaftliche, zu verkleiden. Wer das so allgemein bestreitet, dem sei zugegeben, dass sekundär auch noch andere Bedingungen als nebenlaufende Ursachen mitwirkend sein können, aber eben nicht wie ehemals an erster, sondern an zweiter und dritter Stelle, wie wir andererseits den Materialisten zugeben, dass die Kreuzfahrer einen sich wie aus Zufall ihrem ganz anders motivierten Unternehmen anschliessenden wirtschaftlichen Vorteil nicht abgewiesen, sondern mitgenommen haben. Man kann sagen: was in der früheren Geschichte, wenn überhaupt, so an zweiter Stelle oder dritter stand, das kam in der kapitalistischen an die erste: die Wirtschaft. Und was damals erstes Motiv geschichtlichen Geschehens war, kann in der kapitalistischen Periode als sekundäres Motiv mitspielen. Wir wissen, Zeitungen werden nicht für Ideale gegründet, die sich nicht rentieren; sie sind ein Geschäft oder sie sind überhaupt nicht. Der politische Journalist ist in einem Unternehmen tätig, das er mit seiner Tätigkeit konstituiert, das heisst: er ist nicht angestellter Beamter einer Zeitung, sondern, wörtlich, ihr Mitarbeiter. Er dient in einem wirtschaftlichen Unternehmen, indem er es schafft. Es ist das Wesen heutiger Zeitung, dass sie vor allem der Wirtschaft dient, sei es, dass sie in freiwilliger Vertretung der wirtschaftlichen Interessen einer Gruppe ihr Geschäft macht, sei es, dass sie von einer wirtschaftlichen Gruppe zur Vertretung ihrer Interessen in

Dienst genommen wird, sei es, dass sie beides unter einen Hut zu bringen versteht, was auch vorkommen soll. Macht und Bedeutung einer Zeitung hängen von der Rentabilität des „Ideals“ ab, dem sie dient, das heisst von der wirtschaftlichen Bedeutung und Stärke der Gruppe, deren Interessen sie, womöglich „freiwillig“, erfolgreich vertritt. (Ich setze freiwillig nicht unter ironische Anführungszeichen, sondern will damit nur sagen, dass diese Freiwilligkeit sehr bedingt ist, insofern die Zeitung ja auch für sich selber Geschäft ist und „anderen“ Geschäften nur dann dient, wenn sie damit ihrem eigenen dient — aber die „anderen“ Geschäfte sind die bedingende Voraussetzung des Geschäftes Zeitung. In Montenegro gibt's kein Geschäft, daher auch nicht das Geschäft Zeitung, sondern nur ein Amtsblättchen.) — Was für kulturelle Schäden die so bestimmte Zeitung der kapitalistischen Ära mit sich bringt, ist ein grosses Kapitel für sich. Hier soll nur aus dem Wesen der Zeitung konstatiert werden, dass der politische Journalist dem wirtschaftlichen Leben den Puls nicht erst abtasten muss, wenn der Patient Fieber hat, sondern dass er diesen Pulsschlag und seine kleinsten Schwankungen spürt, ohne ihn erst befühlend zu müssen. Er braucht sich nicht zu informieren, denn seine Tätigkeit informiert ihn unausgesetzt. Er hört, ohne horchen zu müssen, sieht, ohne hinschauen zu müssen, bekommt mehr Ant-

worten, als er Fragen gestellt hat. Horchen, hinschauen, fragen: das muss er nur dem diplomatischen Beamten gegenüber, weil der das Magazin der historischen Kostüme verwaltet. Nicht als ob der Journalist die Kostümkunde nicht verstünde; er weiss, dass man die alten Prachtstücke den wirtschaftlichen Leibern überziehen muss, um sie präsentabel zu machen: er weiss nur nicht immer sicher, welches Kostüm das gerade passendste ist, und das sagt ihm der diplomatische Beamte. Mehr aber nicht. Denn alles andere weiss der politische Journalist aus seiner Tätigkeit viel besser und genauer. Ist er im Dienste ergraut, findet er in der Kammer auch allein das richtige Kostüm, besonders wenn der Verwalter ein paarmal schlecht gewählt hat, also ein unfähiger Diplomat ist. Deutsches Kapital sucht, gedrängt von den immer mehr wachsenden Abgaben, die es im Inlande leisten muss, im Auslande eine höhere Rentabilität, etwa in Syrien. Der Markt ist nicht mehr jungfräulich. Englisches Kapital war schon früher da. Man stösst einander. Die Kanzleien in Berlin, London, Paris spüren eine kleine Erschütterung. Was sie bedeute, wird der viel genauer registrierende journalistische Seismograph der Wirtschaft vom Diplomaten gefragt. In einem späteren öffentlichen Stadium der Angelegenheit fragt der Journalist beim Diplomaten an, für welche Kostümierung der Bagdadbahn die günstigste Konjunktur bestehe. Beim Ausbruch

des Balkankrieges erklärten die militärischen Attachés, der Sieg sei den Türken sicher, denn ihre militärische Ausrüstung sei erstklassig. Sie hätten sich von besser informierten Journalisten sagen lassen können, dass die Türken vom Hunger besiegt werden würden. Übrigens unter dem Beifall desselben Europa, das, England voran, nicht müde ward, zu betonen, dass die Türkei erhalten bleiben müsse. Denn sie ist in ihrer Schwäche eines der glänzendsten Exploitationsobjekte des europäischen Kapitals. Die Greuelthaten der Türken in Armenien, in Mazedonien: damit plagt man die Türkei immer so lange, bis sie sich die Ruhe mit einer wirtschaftlichen Konzession erkaufte hat, wonach dem empörten europäischen Gewissen die geschundenen Armenier so egal sind wie die gevierteilten Mazedonier.

Die europäischen Staaten bilden eine geographische Einheit und werden, das Äusserste an Hoffnung, in vierzig, fünfzig Jahren vielleicht eine wirtschaftliche Einheit gegen die amerikanische, die asiatische sein. Vielleicht schliesst diese Einheit die Möglichkeit in sich, dass Europa auch eine moralische Einheit wird — in hundert Jahren. Dann erst wird das wirtschaftliche Motiv als das kardinale der Geschichtsbildung zurücktreten und denkbar werden, dass die Völker sich die Köpfe einschlagen, weil sie sich über ihre Religion nicht einig werden können. Also in etwa hundert Jahren.

Bis dahin bleibt's wohl bei der Wirtschaft. Und man wird vielleicht so anständig werden, das deutlich zu sagen, und darauf verzichten, es des schöneren Anblickes wegen zu kostümieren hinter den verschlossenen Türen der geheimen Verträge und Abmachungen. Kommt es dazu, dann wird die sprichwörtlich gewordene Ignoranz der Diplomatie verschwinden, denn sie muss am hellen Tage ihre Arbeit tun unter den Augen von Zuschauern, und da ist das Durchmogeln schwer. Und das Wissen des politischen Journalisten braucht nicht mehr die gewundenen Treppen der Kanzleien zu gehen, um sich zu appetieren. Unsere Geschichte wird dabei allerdings ihre grossartige Draperie verlieren, aber man wird, regt sich hinter dem durchsichtigen Vorhang was, nicht einen armseligen Polonius abstechen.

*

Italienischer Imperialismus. — Es gibt bessere Quellen, die Leitmotive des italienischen Imperialismus kennen zu lernen, als D'Annunzios wortreichen zivischen Lyrismus oder Marinettis heulende Wut auf das „Museum Italien“ und „das Lotterbett aller reisenden Hochzeitspaare“, deren Heftigkeit man aus der Tatsache begreifen muss, dass die alte Politik des *il piede di casa*, wie man die Antiexpansionisten nennt, die Klein-Italiener, gefühlsmässig bei allen kleinen Leuten im Lande am beliebtesten ist — der Mann, der im Laden

steht, ist nicht kriegerisch. Eher ist es schon der verzweifelte Bauer der Romagna, um dessen Tod sich Pellagra und Hunger streiten, so dass es ihm wenig ausmacht, wenn der Krieg als dritter dazu kommt. Ihm ist der Krieg Form der Revolution, in der er immer steht. Aber an der Trägheit des feist werdenden Mannes im Laden, an dem Geschäftssinn des Grundspekulanten und der Bereicherung des mit Stimmenkauf gewählten Onorevole wird der eifernde Zorn dieser Dichter zum Delirium, so dass die paar wirklichen Gedanken der italienischen Expansionisten im Taumel dieser Strophen kaum zu erkennen sind. Italien, sagen Italiener, ist der Prototyp einer proletarischen Nation, wie Frankreich der einer plutokratischen. Zwischen beiden besteht am Mittelmeer eine Rivalität, vergleichbar dem Klassenkampf in einem einzelnen Staate; bei allen gefühlsmässigen und auch so mehr literarischen Sympathien für la sorella latina konstatiert man, dass es den österreichischen Italienern besser geht, und daraus ist die Monarchie der Feind: dass es jenen besser geht als den Italienern im Lande, widerlegt den nationalen Gedanken der Nationalisten. Im Küstenland, in Dalmatien, in Istrien sind die Italiener die Besitzenden, die Slawen die „Sklaven“. Dies macht den Schmerz über das proletarische Italien noch brennender. In der äusseren Politik eine Macht zweiten Ranges und im Inneren proletarisch zu sein, innen von der Tyrannei des

Proletariats, aussen von der internationalen Plutokratie bedroht zu sein, das ist den italienischen Intellektuellen ein Zustand, von dem nur ein Krieg befreien kann. So kam es zum Kriege in Tripolis. Italien hatte, sagen die Corradini und Borghese, schon fast sein nationales Gewissen verloren im Klassenkampf Ausgehungerter und in der Bereicherungspolitik Verwerflicher. Solange aus Italien jährlich Hunderttausende auswandern müssen, um nicht zu verhungern, solange kann Italien keine wirklich grosse Nation werden, sagen die Imperialisten, denen diese Auswanderung, deren Ursachen zu hindern sie sich nie bemühten, ganz unbeabsichtigt insofern vorgearbeitet hat, als sie den Imperialismus populär machte, viel populärer, als er in Frankreich ist, das in seine militärischen Kolonien nur Kapitalisten, Gewerbetreibende und Beamte entlässt, aber sehr wenige wirkliche Kolonisten, wie es die Leute aus Calabrien, Sizilien, der Basilicata sind, und die tatsächlich zu Eroberern von Nordafrika werden von Ägypten bis zum Atlantischen Ozean. Man erinnere sich, dass an jenem 22. Februar, als die italienische Kammer den libyschen Krieg beschloss, ein grosser Teil der sozialistischen Deputierten „umfiel“ und für jenen Krieg stimmte, wie sie es jetzt für diesen anderen tun, trotzdem die Beute „ohne Schwertstreich zu erreichen gewesen wäre“. Gerade das will man nicht, dass man es ohne Opfer bekomme, sondern man will den Krieg,

den Krieg als harten Zuchtmeister der im Materiellen verkommenen Nation. Bleibt die Frage offen, ob der Krieg das ist. Jedenfalls muss er es nicht unter allen Umständen sein. Und jedenfalls sind Wehleidigkeit über das Sterben und das Christentum kein Einwand gegen den Krieg. Man hat ja auch im Frieden mit Christentum und Empfindlichkeit keine sonderliche Verschwendung getrieben, war recht unchristlich und hartherzig zumeist. Die italienischen Leute sagen, der libysche Krieg sei der Nation ausserordentlich gut bekommen: ferrum sanat. Über die Medikamente, die ein sich todkrank Glaubender zu sich nimmt, steht kein Urteil zu, selbst wenn er sich die Bastonade verschreibt: desperate Krankheit — desperate Kur. Der gefühlsmässige Einwand des Treubruches gegen einen Bundesgenossen ist kein wirklicher Einwand. Will ein Kranker Belladonna nehmen, weil er davon die Gesundung erwartet, kann ich ihm das nicht mit dem Hinweis auf die unsympathische Farbe des Trankes ausreden. Andere Mächte werden künftig im Abschliessen eines Bündnisvertrages vorsichtiger sein, als es die beiden jetzt im Stich gelassenen Mächte waren, die seit Jahren wussten, was von Italien als Bundesmacht zu halten sei. Der Treubruch ist mindestens zehn Jahre alt, aber man wahrte den Schein. Eine Scheinpolitik kann man mit Erfolg aber nur ein paar Wochen machen.

Die Erbsünde. — Die historische Objektivität aufzustellen und zu verlangen, ist ein Luxus, dem man sich gern bei historisch distanzierten Fakten leisten kann; sie für jeden Augenblick des historischen Geschehens fordern, macht unserer theoretischen Vernunft alle Ehre, aber unser Gefühl weiss mit ihr nichts anzufangen, denn es zeigt sich, dass wir mit erbittertstem Verstande unobjektiv sind, weil wir einfach zum geltenden Weltgesetz machen, was unseren enger oder weiter gefassten Interessen entspricht; bis in das feinste englische Denken hinein kann man konstatieren, dass dieses Volk seine insularen Bräuche für Naturgesetze hält und seine Geschichte für den einzig richtigen Ausdruck menschlichen Wesens. Wir vermögen in dieser Materie des menschlichen Geschehens uns nicht ausserhalb dieser Materie zu stellen, und retten den Schein, indem wir uns theoretisch skelettieren und das unterschlagen, was uns veranlasste, unser praktisches Muskelfleisch von den Knochen zu trennen. Wir können uns wohl für Momente zum Leben nichts als rein denkend verhalten, aber in diesen Momenten werden wir auch nicht leben. Unsere Interessen: das braucht durchaus nicht unser „Gut und Blut“ zu sein, sondern irgendeine noch so ausgefallene Liebhaberei. Ja, wir werden am erbittertsten unobjektiv sein, wenn es sich um die flüchtigsten sublimierten Dinge handelt.

Auch unser grösster Massstab hat seine kleinen

Teilstriche, ich meine, auch unsere von allen Vorteils- und Nutzungserwägungen freieste denkerische Einstellung wird, unmerklich oft uns selber, nicht nur nicht in der Vorteil- und Nutzlosigkeit verharren wollen, sondern dienend in den Zweck unseres Daseins sich stellen, als welcher die Behauptung erkannter Werte der Erhaltung ist oder die Schaffung neuer solcher Werte, wobei uns die Erkenntnis ihres fiktiven Charakters nicht kümmert und nichts eine Einsicht, dass wir es mit so Irrationalem zu tun haben wie dem Leben oder dem Kriege. Die reinsten Gedanken werden sich immer und wie von selbst mit einer wenn auch noch so dünnen Schicht eines Vorteils oder Nutzens umgeben. Es berechnen jetzt viele Nutzen und Vorteil des Krieges und dieses Krieges nicht nur, obwohl sie zugeben, dass Nutzen und Vorteil gar nicht seine Voraussetzungen sind und diese sich unserer Erkenntnis genau so entziehen wie letzter Grund und Sinn des Lebens. Obwohl keinerlei uns befriedigender Sinn und unserer Vernunft zugänglicher Sinn am Anfang des Lebens steht, geben wir ihm Sinn — weil wir leben. Obwohl keinerlei uns befriedigender vernünftiger Sinn am Anfang des Krieges steht, geben wir ihm Sinn — weil wir Kriege führen. Man kann statt „obwohl“ im Anfangsatze auch „weil“ sagen. Denn der Mensch ist ein Tier, das nicht mehr Tier zu sein weiss: die Erbsünde. Seine Grösse und seine Stärke ist das

Blei, Betrachtungen

Erkennenwollen, und daran geht er zugrunde. Das Tier lebt und unterliegt dem Tode, der Mensch unterliegt dem Leben und kennt den Tod. Die Frucht vom Baume des Paradieses war eine schöne, aber bittere Frucht.

*

Methode. — Ein Zeitalter der Technik macht den Stolz auf die Methode begreiflich, denn alle technischen sogenannten Wissenschaften sind nichts sonst als Methode. Auf die Entdeckung neuer Kohlenstoffverbindungen kann man Botokuden abrichten. Die Gefahr, die Wissenschaft mit der Methode zu verwechseln, ist nicht erst eine neuzeitliche. Sie fing schon in der Zeit der rationalistischen Demenz an. Basedow zum Beispiel wünschte, dass die Mutter ihrem Säugling sage: Brust, Brust, sauge, sauge, und dies, damit sich die Stimme der Vernunft schon bei den ersten Lebensäußerungen vernehmbar mache. Unser erster Schulmeister ist ganz unglücklich darüber, dass die Mütter Kindchen und Herzchen sagen, und ruft klagend aus: „Eines wie grossen Fehlers machen sich doch die Mütter damit schuldig, dass sie in ihrer Zärtlichkeit so gar keine Methode befolgen!“ Nur wer den europäischen Geist für die Methode hält, wird die Japaner „Affen“ schelten, weil sie diese Methode annehmen. Wer glaubt, dass sie damit Europäer werden, hat vom Europäertum eine sehr geringe Meinung. Es gibt so etwas wie den europäischen

Geist, aber es gibt keine europäischen Kohlenstoffverbindungen.

*

Die Einkehr. — In ein und demselben Tageblatte kann man, vielleicht von demselben Mann geschrieben, lesen, dass es in dem Deutschland vor dem Kriege allerlei schlimme Auswüchse gegeben habe, einen oft masslosen Materialismus sowie verderbliche Feindschaften der Volksgenossen untereinander, Klassen, Berufs- und Parteiegoismen; und dass die Not des Krieges die grosse Zeit der Einheit geschaffen habe, aus der man lernen und umlernen müsse usw. Im selben Blatte aber angestrengte Ratschläge zu einer „Realpolitik“ nach dem Kriege, dass es mit Welthandel und Kolonialpolitik und Bereicherung dort weitergehen müsse, wo man durch den Krieg unterbrochen worden sei. Man will also weiter und mehr Geschäfte machen und dafür den Deckmantel einer mit Lorbeer besteckten Siegesfahne haben. Die vorgebliche grosse Einkehr, von der die Gazetten redeten, und das Schauspiel des über den in den Krieg ziehenden Proletarier gerührten und bekehrten Unternehmers hat wohl niemand geglaubt. Dass ein durchaus sieghaft geführter kurzer Krieg über Deutschland Zeiten wildester Gründerei und Spekulation gebracht hätte, das glaubten nur ein paar greisenhafte Professoren nicht. Man richtet sich

nun mit einem halben Sieg auf die Hälfte des grossen erwarteten Geschäftes ein.

Siegt eines der kämpfenden Völker in der Weise, wie das Unternehmertum will, so geht für alle der moralische Gewinn aus diesem Kriege verloren. Man kann zum Heile der europäischen Völker keinem den Sieg wünschen und keinem die Niederlage, sondern allen einen Ausgang, der weder das eine noch das andere ist. Im Siegesjubel würde alles vergessen werden, jedes Opfer und jeder jetzt so oft beredete Aufschwung und Einkehr. Die Strafe Gottes: das müssten die Völker in diesem Kriege sehen.

*

Englisches Regieren. — Leute, die keine Snobs sind und es besser wissen könnten, rühmen die englische Verfassung und preisen sie als ein Muster, während doch höchstens die Engländer zu rühmen wären, die mit dieser monströsesten aller Regierungsmaschinen zuwege kommen. Praktisch regiert in England eine natürlich plutokratische Aristokratie, und es hängt ganz von deren Erziehung, Laune und gutem Willen ab, wie sie regiert, das heisst wie sie die widerspruchsvolle Verfassung auslegt. Und da es sehr schwer sein soll, einen Engländer zu finden, der noch dümmer ist als die englische Verfassung, so geht die Geschichte leidlich. Die bei uns beneidete Freiheit, dass in England jeder reden und schreiben könne, was er

wolle, besteht in der Tat, aber jeder kann das, weil alles gewissermassen inoffiziell und im Gespräch von den Regierenden erledigt wird und das öffentliche Reden und Schreiben darauf gar keinen Einfluss haben. Die Debatten in der Lobby entscheiden, — die Reden im Unterhaus sind für den Gang der politischen Geschäfte ganz bedeutungslos. Gladstone sagte einmal: „Ich habe viele Redner gehört; einige von ihnen haben mich meine Meinung ändern machen; keiner hat meine Abstimmung geändert.“ Der gerühmte englische Parlamentarismus ist ein traditionelles Spektakel für das Volk, das auf diese Weise die Illusion bekommt, an der Politik teilzunehmen, und die noch wichtigere Illusion der Freiheit: das Volk kann einen Kandidaten wählen und nicht wiederwählen. England kann gut oder schlecht regiert werden, aber an dem einen wie dem anderen ist die Verfassung ganz unschuldig, denn es regieren immer Personen. Ein deutscher Diplomat hatte im Juli 1914 Tyrell zu sagen, dass man in Deutschland den Wortlaut der österreichischen Note an Serbien nicht kannte, worauf Tyrell antwortete: „Als Beamter muss ich Ihnen glauben, aber sehen Sie bitte da unten den Mann auf der Strasse: er wird Ihnen nicht glauben. Und wenn ich mein Bureau verlasse, bin ich ein Mann von der Strasse.“ Man wird in dem privat und geheim regierten England immer diese Fiktion aufrechterhalten, dass es der

Mann auf der Strasse sei, der die englische Politik bestimme. Wer lässt sich in die Karten sehen? Und wer spricht am meisten vom fair play? Der Mann der Strasse muss in dem Glauben erhalten werden, dass seine frei gewählten Abgeordneten die Geschicke des Landes bestimmen, während sie ihre Reden halten, die bestenfalls eine Meinung, aber nie ein Votum ändern können.

*

Die Juden. — Generäle rühmen die Tapferkeit der jüdischen Soldaten; in jüdischen Kreisen freut man sich darüber, bezweifelt aber doch, dass den Juden künftig die militärische Laufbahn freigegeben würde, hofft aber wenigstens auf den Reserveoffizier. Die Bescheidenheit, mit der hier statt eines Rechtes an sich dies Recht als Belohnung gewissermassen erhofft wird, hat etwas Revoltierendes. Tatsache ist, dass man die Juden nicht ausweisen kann und will. Dass sie ferner auch alle Pflichten des Staatsbürgers tragen. Also kommen ihnen auch alle Rechte zu. Es ist kleinlich, ihnen diese Rechte nur stückweise und sozusagen für brave Aufführung zu gewähren. Wir Nichtjuden haben das ausserordentlichste Interesse daran, das jüdische Ressentiment nicht dadurch immer mehr zu fördern, dass wir die Juden von Berufen ausschliessen. Was zu einer Überfüllung der den Juden zugänglichen Berufe führt, die soviel Judentum und soviel jüdi-

schén Geist nur zum Schaden des Ganzen vertragen. Der Handel, die Advokatur, die Presse und die Literatur haben durch die Juden eine Schärfe, Zugespitztheit und geistige Überladung bekommen, die ihnen sehr schlecht bekommt. Während Militär und Diplomatie durch eine kleine Dosis Judentum nur gewinnen könnten. Was wir hoffen und vorschlagen, ist eine soziale Diaspora des Judentums zu dessen und zu unserem Heile. Wie die Dinge heute liegen, fühlen die besten Juden ihre europäische Existenz nur gerade geduldet und stimmen dem bei, da ihnen die europäischen Voraussetzungen, vornehmlich die christliche, fehlen. Die europäischen Juden des Ghetto waren an Europa nur entweder als Giftmischer, das ist Ärzte, oder als Geldleiher beteiligt, bauten an keinen Kathedralen, malten keine Bilder, dichteten kein Minnelied, musizierten nicht, kämpften nicht. Lebten als eine fremdartige Familie in der grossen europäischen Gemeinschaft, in langsam zunehmendem Masse geduldet. Das Ghetto fiel, aber nicht der grosse Begriff der jüdischen Zusammengehörigkeit über alle intereuropäischen Grenzen. Die Logik der Zionisten ist konsequent und führt darum wie alle konsequente Logik zur Utopie eines eigenen Staatswesens, das archäologische Schwärmerei nach Palästina verlegt. Rassenfragen lösen sich leichter, wenn sie koloriert sind. Man könnte die Neger der Vereinigten Staaten in einem Staate eigener Art

irgendwo zusammentun, denn die Neger lassen sich aus der weissen Bevölkerung leicht herausfinden. Das ist bei den Juden viel schwieriger. Selbst wenn alle sich bekennenden Juden Europas nach Palästina gingen, blieben noch immer sehr viel Juden, die irgendwie christlich geworden sind, nach Namen und Aussehen, zurück. Es gibt doch viel mehr Juden als die Juden. Zion mag für die gläubigen Juden irgendeine Lösung für irgendwas sein, aber eine Lösung der europäischen Judenfrage ist es nicht. Näher zu ihr zu kommen scheint uns die Freiheit der Juden in der Berufswahl zu sein. Ob die Juden dann Gebrauch machen von ihrem Rechte, Major, Landrat, Legationsrat oder Zeremonienmeister zu werden, das ist ihre Sache. Wichtig ist, dass sie im möglichen Gebrauch eines Rechtes nicht behindert sind. Und wichtig ist, nicht zu vergessen, dass das, was wir jüdisch nennen, nicht Eigentümlichkeit der alttestamentarischen Juden war, sondern Effekt unserer Stellung zu den Juden, da wir sie noch im Ghetto einsperrten. Und das taten, je näher unsere christliche Religion ihren jüdischen Ursprüngen war und wir Vergeltung dafür üben zu müssen glaubten, dass die Juden unseren Erlöser ans Kreuz schlugen. Je mehr unsere christliche Religion das Jüdische verlor, um so liberaler wurde man gegen die Juden. Wenn in den Vorstellungen unseres Glaubens letzte noch vorhandene jüdische Reste geschwunden sein wer-

den, dann werden die Juden alle Freiheit haben, denn dann wird ihr Glaube für uns den Grad der Gleichgültigkeit erreicht haben, den für unser religiöses Gefühl die Glaubensformen der Kirgisen besitzen. Aber noch gehört Jehova zu unserer Verwandtschaft, aus der er vor Luther schon fast ausgeschieden war oder auf dem besten Wege dazu. Der alleinige jüdische Gott siegte damals noch einmal über die christlich-europäischen Götter.

*

Amerika. — Vor Jahren stellte der U. S. Admiral Mahan die verfängliche Frage: „Ist anzunehmen, dass England seine Macht gegen die wachsende deutsche Flotte aufbieten wird, auch wenn Englands unmittelbare Interessen, eng gezogen, nicht betroffen werden, ohne Garantie einer reziproken Hilfe, wenn sich die Verhältnisse umkehren?“ Der Admiral dachte an die Staaten und Japan als diese Hilfsmächte, und dachte weiter, ob es sich diese beiden Mächte leisten können, dass die marine Suprematie von England auf Deutschland übergeht. Und dies ist die Stellung der U. S. zum europäischen Kriege nicht nur, sondern zu Europa, seit sie mit dem spanischen Kriege in die europäische Familie traten, nachdenklicher wurden und den bisherigen leeren Optimismus in Hinsicht auf das Geschehen in der Welt aufgaben. Man glaubt in Amerika nicht, wie oft in England, dass

die Deutschen eine doppelte Dosis von der Erbsünde bekommen haben, ohne deshalb diese doppelte Dosis bei jenen anzunehmen, die in England von der deutschen Gefahr sprechen. Man bezweifelt in Amerika durchaus nicht die Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in der Versicherung Deutschlands, dass es seine Flotte nicht gegen England und für kriegerischen Erwerb von Kolonien rüste. Aber man weiss, dass Nationen von günstigen Gelegenheiten gezwungen werden können, und koinzidiert eine mächtige deutsche Flotte mit der Notwendigkeit, Märkte zu erreichen, die unter fremder Legislation stehen, so bestimmt eben dieses Zusammentreffen Deutschlands Zukunft, und nicht noch so ehrliche Versicherungen. Man konstatiert die zunehmende Flotte und konstatiert die zunehmende Industrie, die Märkte braucht, die Kontrolle brauchen, welche wieder eine Flotte braucht, die hinwieder Flottenbasen braucht . . . Die Engländer kennen diesen logischen Ablauf, wo eines das andere zur Folge hat, und auch der wütendste Freihändler muss ihn aus der englischen Geschichte zugeben. Von der englischen Zukunft halten die Amerikaner nicht viel. England erscheint ihnen geschwächt von der traditionellen Unbeliebtheit dessen, was man eine State action nennt. An die deutsche Zukunft glauben sie und fürchten sie, nicht für die Monroedoktrin, aber für den Pazific. Darum hält man sich mit Japan, trotz alledem

und alledem. Dass sie an die Entente liefern, ist nicht amerikanische Politik, sondern ganz gewöhnlicher Kommerz, an dem die deutschen Schwab nicht weniger beteiligt sind wie die nichtdeutschen Carnegie. Es soll auch in den Zweibundstaaten Lieferanten geben, die bedauern, ihre Geschäfte nicht von Amerika aus machen zu können für England. Da wie dort ist das eben menschlich gewöhnlich in Zeiten des Geldverdienirrsinns.

*

Ein italienischer Politiker. — Sei Anni di Politica Estera 1903 fono 1909 hat Tittoni, der italienische Botschafter in Paris, die Sammlung seiner Reden genannt, von der Maggiorini Ferraris in der Einleitung sagt: „Es ist eine Art praktischen Handbuches der italienischen auswärtigen Politik nicht bloss, weil es die verschiedenen Probleme sichtbar macht, die augenblicklich Italien interessieren, sondern weil es ein storehouse von Fakten, Daten und Beobachtungen ist, unentbehrlich für jeden, der den Ereignissen des Tages folgen will.“ Das ist das Buch, und ist nicht mehr. Denn mehr ist auch nicht Tittoni; denn trotz der paar Erfolge, die er gehabt hat, kann man von seiner Physiognomie nicht reden; auch nicht von seinem Profil als Redner, denn er hat keines. Im ehemals alliierten Nachbarland nennt man den Typus einen Beschwichtigungshofrat. Tittoni sagt etwa: die

internationale Lage ist so gut, wie sie nur sein kann, und eigentlich nicht übel . . . unsere Beziehungen zu Österreich lassen nichts zu wünschen . . . die Türkei hat versprochen . . . die Situation in Mazedonien bessert sich . . . die neue Gendarmerie wird in Kürze . . . die englisch-deutsche Rivalität ist fast ein Ding der Vergangenheit. Dazu wird hie und da Dante zitiert, und das Ganze ist sehr elegant und weltmännisch; entspricht der Definition eines Staatsmannes, nach der es dessen Aufgabe sei, die immer aufgeregte Menge in Ruhe zu halten. Tittoni ist ein fabelhaft glatt gebügelter Zylinder, in dem die Sonne lächelt, auch wenn sie noch so trüb am Himmel steht. Aber schliesslich sind eines Staatsmannes Verdienste nicht seine Reden: es wäre ungerecht, Tittoni nach den seinen zu beurteilen, die jene geschickte Unverbindlichkeit haben, die man nach Brauch von dem diplomatischen Redner erwartet, der mit der einen Hälfte seiner Existenz im Dunkel geheimer Verträge steht und, wie der Mond, immer nur die andere Hälfte zeigt. Was tat der Mann? Der „austrophile“ Tittoni ersah Situationen und verbanderte, dass sie kritisch wurden, — erst seit dem August weiss man wieder, wieviel das bedeutet. Er brachte Italiens Einfluss in Albanien zur Geltung, womit er gutzumachen suchte, was man ihm vorgeworfen hatte: dass er Österreich Bosnien nehmen liess, ohne für Italien eine Kompensation zu verlangen. Durch die Tri-

polisaffäre, die unter seiner Regierung in der Consultà vor sich ging, suchte er und vergeblich zu gewinnen, was er nie besessen hat: Popularität. Adua hat ihn zu bedächtig gemacht; er gehörte auch nicht zu jener Art von Politikern, welche das Publikum vorzieht; denn dieses liebt den Staatsmann, der — Disraeli ist das Muster dafür — an sich als an den notwendigen unentbehrlichen Mann glaubt, die Phantasie beschäftigt und mit unermüdlicher Ausdauer Sommer und Winter das Steckpferd seiner Ambitionen vorreitet. Und so ist Tittoni nicht. Er hält sich bestimmt für keinen Crispi, der durch Adua stürzte, aber er fürchtet sich schon vor einem viel kleineren Adua, das ihn zu Fall bringen könnte. Ja; er gehört ganz zu jenen älteren italienischen Staatsmännern, die Adua und seine Folgen nicht nur nicht vergessen haben, sondern denen dieses schwerste Erlebnis neuitalienischer Affären wie ein Rheuma in den Gliedern liegt; man merkt es dem vorsichtigen bedächtigen Gang dieser Herren an, die nicht einmal dann schneller gehen, wenn, was im Süden öfter passiert als sonstwo, eine Meute hinter ihnen her ist. Die Auslands politik ist ja nirgends ein bequemer Posten, man weiss nur nicht genau, ob das am Posten oder an der Person liegt, die sie so schwierig erscheinen lässt. Aber vielleicht hat es der italienische Auswärtige unter seinen Kollegen am schwierigsten. Eine immer lauter werdende Gruppe verlangt eine

lebhaft imperialistische Politik und eine ihr entsprechende energische Vertretung italienischer Interessen. Diese Gruppe ist österreichfeindlich, ohne genau zu wissen, wohin sie freundlich sein soll. Der imperialistische Welthandel ist seinem Wesen nach gegen Allianzen mit Mächten, die Weltmächte sind. Eine wenig unternehmerische italienische Bourgeoisie zittert bei jedem Hornsignal um ihr Geschäft und zieht einen Frieden, der sich mässig, aber sicher verzinst, einem Kriege, der sich nur vielleicht höher verzinst, vor. Und dann die Sozialisten, nicht sehr gross an Zahl, aber immer gefährlich in einem Lande, wo so viel gehungert wird; nicht sehr gross an Zahl, aber heftig im Temperament gegen alle Militaria. Und als ob es daran noch nicht genug wäre, einem italienischen Auswärtigen im Inwärtigen das Leben sauer zu machen, fangen jetzt auch die Klerikalen an, sich parteipolitisch zu konsolidieren. Alle diese Interessengruppen durchflutet und überflutet bisweilen das, was man Volksempfinden und öffentliche Meinung nennt, erregbarer in einem Lande, wo man sich noch immer auf den Plätzen und Strassen versammelt. Italien hatte zwei Alliierte, deren einer gar keine Sympathien im Lande hatte und dessen Politik auch gar nicht darauf ausging, solche Sympathien aufkommen zu lassen. Das Veto des Papstes, das dem Kaiser von Österreich verbietet, das königliche Italien zu besuchen, wird bei aller Hin-

neigung des klerikal regierten Österreich kaum der Grund sein für die überlegten Provokationen der k. k. Politik. Eher schon, dass man sich in der Monarchie über den Verlust Venetiens immer noch giftet (und weshalb man Preussen nie „recht leiden“ kann), in welchem Venetien man doch viel mehr sonst unbrauchbare Österreicher als Beamte untergebracht hätte als in Bosnien und vor allem noch viel dümmere Beamte, als der Balkan verträgt. Die Regierung, das sind halt doch immer irgendwelche Väter, die Söhne haben, denen sie das Leben so gut wie sich selber wünschen. Mit diesem „Verbündeten“ so zu leben, dass es noch einigermaßen verbündet aussieht, und mit dem anderen Verbündeten auszukommen, ohne dass die Freunde in der Entente nervös werden: es ist schon viel, wenn man zugibt, dass Tittoni dabei nicht den oft heissen Kopf verloren hat. Als Botschafter in Paris arbeitete er zumindest so vorsichtig, dass der Dreibund keine andere Schlappe erlitten hat als die längst gewusste: Italiens kriegsvorbereitende „Neutralität“. Seit mehr als einem Jahrzehnt war man sich dieses dritten Verbündeten insofern sicher, dass man mit ihm nicht rechnete und höchstens zu verhindern suchte, dass er sich dem Dreiverband anschliesse. Tittoni in Paris war der Mann des geringsten Widerstandes gegen Englands Bündnispolitik.

Macchiavelli. — Sonninos Politik macchiavellistisch zu nennen, gibt ihr einen Geist, den sie nicht besitzt. Aber man sagt damit wohl nur eines der drei Schlagworte — jesuitisch lieben die Liberalen, freimaurerisch die Klerikalen, macchiavellistisch die Demokraten — und was man sich dabei denkt oder vielmehr fühlt, hat nichts mit den Jesuiten und mit Macchiavelli zu tun, vielleicht auch nichts mit dem Freimaurertum, das ein für seine Mitglieder sehr praktischer, aber wohl kaum besonders für den lieben Gott gefährlicher Verein zu sein scheint.

Fichte sagte es beinahe am treffendsten: „Macchiavelli hatte einen Herrscher zu schildern und keinen Klosterbruder.“ Und mit dem Herrscher beschrieb der Italiener nicht des Aristoteles Tyrannen, dem keine Gemeinheit zu gross ist — οὐδὲν ἐλλείπει μοχθηρίας —, um seine ganz und nichts als persönlichen Ziele zu erreichen; auch entschuldigte und billigte er nicht, wie Diderot meinte, die Umstände, unter denen es das Recht des Fürsten ist, ein Schuft zu sein. Sondern er forderte den Fürsten, der lieber seine Seele der Hölle verfallen lässt, wenn er damit den Staat und dessen Freiheit rettet, als seine Seele rettet und damit den Staat preisgibt: das ist zu tun und der Weg einzuschlagen, der das Leben des Staates rettet und dessen Freiheit erhält — *che gli salvi la vita, e mantengale la libertà.* Dem Tyrannen ist der Staat

nichts, dem „Fürsten“ Macchiavellis alles. Als Friedrich in Reinsberg die Handübung seiner Gegenschrift aufzeichnete — die der Italiener selber ihm geraten haben würde, wie Voltaire witzig bemerkte —, da trieb er jugendliche und kronprinzliche Opposition gegen das väterliche Regiment. Als dieser Mönch-Soldat zu herrschen kam, herrschte er nach Macchiavellis Ideal und schuf damit Preussen, „wesentlich gewissenlos“, wie nach Goethe der Mann der Tat ist. Macchiavelli suchte aus Liebe zu Italien den Mann, der es rettet. Die Männer der Tat fand er nur unter den Banditen sozusagen, und das in einer Zeit grosser Lockerung der moralischen Bindungen. Persönlich ganz lauterer, ehrlichen Charakters, eignete ihm weder die saeva indignatio Michelangelos, noch gab ihm die Zeit das Mittel, sie moralisch zu loten. Ob er, in das Palästina der Kreuzigung gestellt, den Retter in Christus oder in Pontius Pilatus gesehen hätte, ist nicht ganz sicher auszumachen. Jedenfalls ist der Staatszweck nicht durchaus nur mit den schlechten Mitteln erreichbar, die zur Zeit Macchiavellis die einzigen aktiven waren.

Der Macchiavellismus ist die vollendetste Form dessen, was man heute die Staatsräson nennt, in deren Namen ebenso wie in dem der Freiheit bis auf heute Dinge begangen werden, die die Moral des privaten Lebens als Verbrechen bezeichnet. Womit nicht gesagt ist, dass die Staatsräson not-Blei, Betrachtungen

wendig und zu allen Zeiten Verbrechen begehen muss oder gar an sich verbrecherisch ist. Denn dann wäre es auch die Freiheit.

Damit ein Staatsmann macchiavellistisch handle, das heisst nach der Staatsräson, dazu muss er einen Gedanken haben. Sonnino sah sich dessen enthoben, als andere in England den Gedanken für ihn hatten, wenn auch nicht gerade einen italienisch räsonablen. Und verliess sich dabei auf die Stimmung der Strasse aus Angst vor der Strasse, wie immer die Kleone.

*

Die offene Tür. — Es gibt Politiker, die ein Universalheilmittel für alle Schwierigkeiten haben: die „offene Tür“. Sie bestreiten, bei zugegebenem und gebilligtem wachsenden deutschen Handel, die Notwendigkeiten eines deutschen Kolonialbesitzes, der ja doch nur zu Verwicklungen führe und mehr Geld koste, als er einbringe. Denn die Deutschen seien bei der Aufteilung zu spät gekommen, die schönsten Stücke seien weg, und was man noch bekomme, sei weder das Geld noch die Kriege wert. Nun haben es die Engländer schon lange vor dem Kriege nicht mit Vergnügen gesehen, dass die deutsche Handelsexpansion sich weit mehr auf die englischen Kolonien ausdehne, als auf die eigenen deutschen. An diese etwas bequeme Methode, Kuckuckseier in fremde Nester zu legen, denken

wohl die Offentürler für die Zukunft. Die Kolonialmächte sollen die Arbeit des Nestbauens haben und der deutsche Handel das Vergnügen, in schönen fremden Häfen ohne weiteres seine Waren abzusetzen. Mit welchen Machtmitteln ein kolonieloses deutsches Reich es durchsetzen soll, dass die Kolonialmächte ihre Interessen zugunsten des deutschen Handels aufgeben, das bleibt eine sehr dunkle Frage. Dass der industrielle Aufschwung im Reiche nur mit fremdem, besonders französischem Gelde möglich war, das wissen wir doch zumindest seitdem man in Marokko zugunsten Frankreichs verzichten musste, weil Frankreich sein Geld in Deutschland kündigte, was es damals gegen England nicht konnte und Faschoda, eine Niederlage bedeutender als Sedan, hinnehmen musste. Dass das französische Geld mit einem Zinszuschlag über Belgien doch wieder nach Deutschland kam, ändert nichts an der Tatsache, dass deutsche Industrie und Handel nicht aus sich selber wuchsen, das heisst aus eigenem Überfluss. Wir wissen, dass die französischen Banken sehr „unternehmend“ sein können, weil sie des französischen Rentners Vorliebe für mässig verzinste Staatsanleihen exploittieren, und bei aller „Kühnheit“ geben diese Institute ihr Geld doch lieber der deutschen Industrie als patagonischen Bergwerken. Deutsche Methode, deutscher Fleiss, deutsche Ökonomie haben Kredit. An diesen Geldverhältnissen wird der Krieg nichts ändern. Auch

an der Zollpolitik der Kolonien nicht. Denn die Kolonie bedeutet an sich „geschlossene Tür“. Die vorwärtstreibende Kraft unserer industriellen Entwicklung war die wachsende Steuerlast, die zu tragen grossenteils der Industrie und dem Handel zufiel, denn das Erträgnis unserer Landwirtschaft, wie jeder, ist an sich nicht und nur durch deren Industrialisierung zu steigern. Auf diesem Wege zum Industriestaat waren wir. Fragt sich, ob man ihn weiter gehen will. Fragt sich, ob die Kosten dieses Staatswesens nicht über die Kraft des zu leisten Möglichen gehen, wenn noch menschlich existiert werden soll. Ob der Haushalt nicht eingeschränkt werden muss, damit die Familie auch zum bescheidenen Genuss ihres Hauswesens kommt. Wir haben nichts von unserem prachtvollen Schlafzimmer, wenn wir, um es zu erhalten, vierundzwanzig Stunden arbeiten müssen. Und treiben die anderen, sich ebenfalls ein solches Schlafzimmer einzurichten, für das sie vierundzwanzig Stunden arbeiten müssen. Und die anderen möchten wie bisher acht Stunden schlafen. Sie kämpfen um ihren Schlaf.

*

Der theoretische Mensch. — Ein vorläufig zweisprachiges Blatt, das der Verständigung der feindlichen Nationen dienen soll, wurde von wohlmeinenden Deutschen, Franzosen und Schweizern propagiert. Es erscheint bisher dreimal und hat

zweimal den Redakteur gewechselt, denn keiner war neutral genug, der erste nicht den Franzosen, der zweite nicht den Deutschen. Ich spreche eine Russin. Sie ist an einen deutschen Revolutionär verheiratet, selbst revolutionär, Jüdin: gegen den und jeden Krieg, ausser den revolutionären Bürgerkrieg natürlich, denn der sei „gerecht“. Und diese Frau sagt, sie kämpfe mit den Tränen, wenn in der Stadt die Fahnen wegen eines Sieges über die russische Armee wehen. Es ist ein Glück für die Menschheit, dass der theoretische Unmensch seine menschliche Grenze hat. Der vollkommene und richtige Neutrale, sagt man, sei ein Ideal — wie im achtzehnten Jahrhundert der *homme naturel* fürchterlichen Gedenkens —, er ist ein schreckliches Ideal, nämlich das vollkommenster Unmenschlichkeit. Er sei, sagt man, eine Idee. Er ist eine traurige armselige Idee, nämlich die der Passivität eines Leichnams. Er ist nichts weiter als eine Fiktion wie die des „objektiven Beurteilers“. Worüber sollen sich eigentlich die geladenen Geister in zwei Sprachen „verständigen“? Sie werden darüber einig sein, dass der Krieg furchtbar ist — wer leugnet das? —, besonders aber der Krieg des anderen. Sie werden darüber einig sein, dass die Menschen menschlich sein sollen, besonders aber die anderen. Usw. Der einzige Effekt ist, dass eine Menge Herren und Damen nacheinander Redakteure jenes Blattes in der Schweiz werden. Aber, sagt man, es handelt

sich um die Aufklärung der Angelogenen. Was eben nur jener „wirklich und wahrhaft objektive Neutrale“ kann, den man aber im Redaktionswechsel nur noch nicht finden konnte. Und vor dem uns graute, fände man ihn. Denn er müsste so ein dreihundertjähriger Akiba mit ständiger Repetition jenes Sprüchleins sein, das nichts sagt, weil es alles sagen will. Wir haben in der kleinen Studie über die „Wahrheiten“ zu zeigen versucht, was hier Lüge und Wahrheit bedeuten. Es wird ein wenig zureichendes Mittel sein, Krieg dadurch zu verhindern, dass man Schmid, Brown, Dubois und Sartorio beweist, sie seien alle vier die ganz gleichen guten Schafsköpfe, die sie sich nur einschlugen, weil sie die falsche Meinung übereinander hätten oder beigebracht bekommen hätten. Die vier haben, wie die Tatsache des Krieges an sich zeigt, mit Vergnügen eine falsche Meinung übereinander, was aber so wenig zum Krieg führt, wie eine „richtige“ Meinung oder ein „Verstehen“ zum Nichtkrieg. Weil mir seine Nase nicht gefällt, kann ich diesen Menschen nicht leiden, nicht aber, weil er ausserstande ist, den Descartes zu verstehen. Die als Intellektuelle für die Intelligenz voreingenommenen und sie hier ganz überschätzenden Herren der Verständigung in zwei Sprachen verstehen sich und vertragen sich im Descartes vortrefflich, aber ihre Nasen lassen es nicht zu, sich auf das ganz abstrakte Skelett eines neutralen Redakteurs zu ei-

nigen. Jeder hat bisher noch irgendwo ein Stückchen Fleisch gehabt, das seine Neutralität hinderte.

*

Syndikalisten und Royalisten. — Bei der politischen Neuordnung, die in Frankreich radikaler sein dürfte als in den anderen vom Kriege befallenen Ländern, werden die beiden antiparlamentarischen Parteien, die Syndikalisten und die Royalisten, eine Rolle spielen, wichtig genug, um über diese beiden Gruppen, ihre Zusammensetzung und Ziele, einiges zur Information mitzuteilen. Antiparlamentarisch sind beide Parteien nicht im Sinne völliger Abstinenz von den Wahlen, sondern in dem, was sie vom Parlament erwarten, nämlich nichts. Sie nehmen Kammersitze nur ein, um sie anderen Parteien wegzunehmen: darauf beschränkt sich ihre parlamentarische Tätigkeit, die sie als ostentative Untätigkeit ausüben.

Die Royalisten, die in Philipp VIII., dem Sohne des Grafen von Paris, den künftigen König Frankreichs so sicher erwarten wie fromme Juden den Messias — auch mit den gleich grossen Hoffnungen —, haben in der „Action Française“ ihr führendes publizistisches Organ ernsten Stiles und in dem Herausgeber Charles Maurras einen vorzüglichen Schriftsteller, der, wie er sagt, für die Monarchie mit allen Mitteln kämpft — selbst mit den gesetzlichen. Er tut es mit Geist, Kenntnis und Über-

zeugung. Seine „Enquête sur la Monarchie“ gibt eine instruktive Sammlung von Meinungen, seine „Conversations“ mit dem Senator Buffet und dem Grafen von Lur-Saluces geben die Theorie und die Verfassung des neuen Königreiches, die Baconnier in einem Manuel du Royaliste thematisch zusammengefasst hat. Die Arbeiterfrage behandelte der Marquis de La Tour de Pin La Charce in „Vers un ordre social chrétien“ ähnlich wie der Graf von Paris in seinen auch in Deutschland bekannt gewordenen Schriften, zu deren Meinungen, über die noch etwas gesagt werden soll, auch der künftige König nichts Neues fügte, von dem anlässlich seiner brieflichen Anmeldung zum Throne im Jahr 1895 Joseph Reinach sagte: „Je dis qu'il y a là quelqu'un . . . Je prends date pour avertir les republicains.“ Nennt ich noch ein paar Schriftsteller und Dichter, die sich für den König erklärt haben, so sollte das keine Bestätigung der Meinung sein, die man in Deutschland über die royalistische Bewegung als eine etwas snobistische Literatenangelegenheit hat, denn diese Meinung ist falsch. Auch der Ausspruch Anatole Frances, dass „die republikanischen Ideen bei uns alles tief durchdrungen haben“, soll nicht überlegen gegen die Royalisten angeführt werden, denn er findet sich in einer Enquête sur l'impuissance parlementaire, und jedermann weiss, wie miteinander verknüpft die dritte Republik und diese parlamentarische impuissance ist, welche

Ohnmacht sich natürlich nicht auf die nur allzu mächtigen Parlamentarier, diese Paschas ihres Wahlkreises, bezieht, sondern auf die Staatsmaschine, die hundertmal mehr Beamte hat, als ihre wenigen aber sehr subtilen Räder zur Bedienung brauchen. (Dreissig Frank zahlt der Franzose für seine Beamtung, zweiundzwanzig der Deutsche, vierzehn der Amerikaner.) Von den Sozialisten ist die Republik schlecht verteidigt, von den Syndikalisten wird sie angegriffen, und die antiparlamentarische revolutionäre *Confédération du Travail* gewinnt zunehmend das Proletariat. Das mittlere und kleine Bürgertum ist fast durchaus nationalistisch, und das heisst Gegner der Republik, an der wirklich nur die Beamtung und die Plutokratie praktisch interessiert sind. Der Weg für einen Diktator ist offen. Oder für einen König. „Die grossen historischen und politischen Umwälzungen sind das ausschliessliche Werk energischer Minoritäten,“ sagt das *Manuel du Royaliste*, wörtlich so wie die Manifeste der kollektivistischen Revolutionäre. Und wie die Syndikalisten auf der Energie aufbauen, so die Royalisten, wenn sie auf die methodische und bewusste Organisation einer energischen royalistischen Minderheit, auf die „*brigade de fer*“, zählen, — und den Diktator, den starken Mann, den Vorläufer Johannes' dabei nicht nur nicht ausschalten, sondern erwarten. Ob dieser militärische oder zivilistische Vorläufer und Weg-

bahner seine „opération de police un peu rude, mais nécessaire“ aus Patriotismus oder persönlicher Streberei ausführt, ist den Royalisten gleichgültig, denn in der Geschichte entscheiden nicht die Motive, sondern die Resultate, ein Brissac half Heinrich IV., ein Talleyrand Ludwig XVIII. : ils agirent, voilà le fait. Der entschiedene Wille dieses Diktators wird manifest werden und „en même temps que lui, une fraction des pouvoirs organisés et des forces publiques se détachera de l'axe républicain; avec lui, groupés sous le roi, obéissant à une discipline plus forte, elle établira la Royauté de Salut Public“. Das wäre das Programm des Staatsstreiches, der Philippe Orléans auf den Thron bringt. Worauf steht dieser Thron?

Die französischen Royalisten definieren ihre Monarchie mit schöner Offenheit als antiparlamentarisch und absolut, als eine „repräsentative Monarchie“, die je nach den Umständen oder dem Volksgefühl Senat und Kammer oder eines von beiden übernimmt, als welches Institut eine kontrollierende Macht ausübt. „Aber“, sagt Buffet, „man kann keine Konstitution nach ihrem Text, Buchstaben oder Geist als parlamentarisch oder antiparlamentarisch bezeichnen, sie ist so oder so nach ihrem Funktionieren zu beurteilen. Es gibt Staaten, in denen das Parlament weniger Rechte ausübt, als ihm verfassungsgemäss zustehen, andere, wo sich das Parlament unendlich viel mehr Rechte gegeben

hat, als ihm die Verfassung erteilt.“ (Enquête sur la Monarchie.) Als eine Représentation nationale werden um den Thron Delegierte versammelt, die zum einen Teil aus den Gemeinden, zum anderen Teil aus der „société corporative“ gewählt sind. Diese Delegierten konstituieren regionale Assemblées, die sich aus Kammern des Handels, der Landwirtschaft, der Industrie und der Gewerbe zusammensetzen. Diese Assemblées regionales ernennen Delegierte, welche die repräsentative Kammer der öffentlichen Interessen bilden, die an die Stelle des jetzigen Senats treten kann. Diese periodisch zusammentretende Kammer hat Einfluss auf: 1. die Gesetzgebung, durch Wünsche, Annahme oder Rückgabe von allgemein wichtigen im Staatsrat ausgearbeiteten Gesetzen; 2. auf die Verwaltung, durch Vorstellungen und Mahnungen; 3. wird sie konsultiert über die Rapporte, welche die Regierung von den autonomen Institutionen Gemeinde, Kirche, Schule, Gerichtsbarkeit erhielt; 4. Kontrolle über Finanzen und Steuern. Das wäre etwa die Monarchie vom Volke hinauf. Vom König hinunter denken sich die Royalisten die Sache so, dass sich der König mit Conseils royaux umgibt, deren erster der Conseil d'État wäre, dem die Aufgabe zufiele, die Gesetze und Verordnungen auszuarbeiten nach den Desideraten der Associations corporatives. Diese königlichen Räte werden unter den Kompetenzen aller Klassen und Professionen

ausgewählt. „Es wird nicht erstaunen, unter den Räten Philipps VIII. Arbeiter und Bauern erscheinen zu sehen, wie man unter Philipp dem Schönen nicht erstaunt war, im Rate Angehörige der Mittelklasse zu finden, die sich gerade erst bildete.“ Die Struktur der Monarchie wäre also folgende: die freie autonome Kommune bildet die Basis, auf der sich zunächst „die Landschaft“ (*pays*) erhebt, die etwa dem heutigen Arrondissement entspricht; weiter folgt die Region, die territorial von verwandten historischen Traditionen und wirtschaftlichen Interessen bestimmt wird; die Assemblées der Regionen schicken ihre Delegationen an den Thron als eine Assemblée plénière (Kammer oder Senat oder alle beide), aus welcher die Conseils d'État ausgewählt werden, denen der König, der natürlich oberster Kriegsherr ist, seine Räte und Minister hinzufügt.

Neben den Delegierten der freien Kommunen bilden, wie oben gesagt, die Delegierten der „Corporation sociale“ die Mitglieder der regionalen Assemblées: diese Korporation erscheint dem Royalisten als die ideale Vertretung der wirtschaftlichen Interessen, insofern sie die in unabhängigen Syndikaten vereinigten Teilhaber an der Wirtschaft begreift: Unternehmer, Angestellte und Arbeiter bilden drei Syndikate, die zusammen die „Korporation“ konstituieren. In den Discours du Duc de Luynes schreibt Maurras: „Le système corporatif,

qui comprend à la fois l'employeur et l'employé, le prolétaire et le patron, sera probablement au vingtième siècle quelque chose de pareil à ce que fut le système communal au 12. siècle. Il procurera au dernier de ses membres la sécurité de la vie, l'assurance contre le chômage, les accidents, les crises, enfin une retraite honorable pour ses vieux jours. " Dem Kapital würde diese Korporation keinerlei Privilegium geben. „Le but de toute association de travail est la production. Or il n'est pas douteux que les divers éléments professionnels concourent à la production chacun pour une part essentielle. Les patrons ne peuvent pas plus se passer des employés ou des ouvriers que les employés ou les ouvriers des patrons. Leur force respective est tout entière dans leur étroite solidarité. Qu'importe donc le genre de concours que le Capital apporte à la production, s'il est vraiment infécond sans le secours du Travail? Qu'importe d'autre part le nombre plus considérable de production que comporte l'élément Travail, s'il est à son tour impuissant sans la collaboration du Capital? Le Conseil corporatif doit être à base syndicale, c'est-à-dire élu par les syndicats formés dans la profession. Cette vérité pénètre aujourd'hui dans tous les milieux. Dans les Congrès socialistes, on commence à abandonner le monde bâtard de votation par tête pour le remplacer par le vote par ordre, c'est-à-dire par syndicats. " (Manuel du Royaliste.) Das ist eine etwas

naiv hergerichtete kapitalistische Ökonomie Leroy-Boileus, die einen so aussernationalen Komplex wie Lohnarbeit und Kapital löst, als ob es nur Frankreich auf der Welt gäbe und nicht eine Welt, die machtpolitisch vom Unternehmertum bestimmt wird.

In dem royalistischen Programm wird wie im syndikalistischen die völlige Autonomie für Kirche, Bildung und Gerichtsbarkeit gefordert. Erklärt sich die Forderung der autonomen Magistratur, der von der Regierung unabhängigen Richter, aus besonderen französischen Verhältnissen der heutigen Republik, so ist die autonome Kirche und die autonome Schule von weiterer Bedeutung. Die Monarchie erklärt, die religiöse Freiheit unter der Bedingung zu respektieren, dass die Kirche Reziprozität übt. „Ich scheue als gläubiger und ausübender Katholik mich nicht, an die antiklerikale Politik der alten Monarchie vom heiligen Ludwig bis zu Karl X. zu erinnern. Diese nationale Monarchie war religiös, aber niemals duldeten sie eine Usurpation, ja auch nur den Schatten einer Usurpation der weltlichen und zeitlichen Prärogativen.“ (Buffet.) Der Staat ist Herrschaft, die Kirche ist Dienst. Die Kirche ist durchaus kein Staat, wie man auch in kirchlichen Kreisen oft behaupten hört. Sie ist durchaus überstaatlich und übernational, was nicht international heisst. Der Anspruch auf einen territorialen „Kirchenstaat“ ist

nur ein historisch-rechtlicher auf einen Besitz, den die Kirche einmal gehabt hat, aber aus religiös-kirchlichen Gründen ist dieser Anspruch nicht zu erheben und auch nie erhoben worden, denn solche Gründe gibt es nicht. Die französischen Klerikalen sind mit dieser von der Monarchie durchgeführten Aufhebung des Konkordats ganz einverstanden, denn sie erwarten eben von der Monarchie eine Stärkung ihrer politischen Machtmittel in einem Grade, der sie auf den offiziellen staatlichen Schäferhund, der die Herde beisammenhält, verzichten lassen kann. Sie wissen genau, dass es mit dem Interesse der gläubigen Gemeinde an der Organisation der Kirche nicht weit her ist, dass man hier zufrieden ist, wenn alles seinen bisher gewohnten Gang geht und die Abgaben an die Kirche ein gewisses Mass nicht überschreiten. Das religiöse Eigenleben der französischen Gemeinden ist ausserordentlich gering: die vom Staate geschützte und einbegriffene Kirche gab diesem geringen Leben Halt und Bedeutung. Scheidet der Staat diese seine Rolle aber ab, so ist die Kirche auf ihre eigene ihr innewohnende religiöse Kraft angewiesen, die seit hundert Jahren dank der vornehmlich politischen Betätigung der Kirche überall im Schwinden ist. Durch die Trennungsgesetze hätte die französische Kirche Freiheit und Würde gewinnen müssen, aber sie bedauerte, so wie sie ist, nur ihre politischen Verluste. Die sie durch die

Monarchie gewissermassen von hinten herum wieder einzubringen hofft.

Die Forderung der autonomen Schule ist durchaus freiheitlich. Die staatliche Hoheit über das Schulwesen ist ein Machtmittel des Staates zu Zwecken, die ganz ausserhalb der rein kulturellen Aufgaben der Schule liegen. Indem der Staat die autonome Schule aufhebt, beugt er die weitere kulturelle Aufgabe in seine engere staatliche. Der Staat verlangt von seinen Funktionären ein Mindestmass von Kenntnissen, damit sie ihre praktischen Aufgaben lösen können: das ist alles, was ihm zusteht. Darüber hinaus wird sein Einfluss auf die Bildung schädlich, denn er wird immer versuchen, sie in das Staatlich-Zweckhafte zu biegen, auf Vorbereitung zu einer Prüfung, auf Reduktion des Gebildeten zu einem Funktionär, auf Schematisierung und Mechanisierung.

Dass die Royalisten und die Syndikalisten manche Punkte ihrer Programme gemeinsam haben, ergibt sich aus Erfahrungen, die sie beide mit der Republik machten. Wie ist diese offizielle heutige Republik? Anatole France, der so an sie glaubt, trotz alledem, hat ihren Typus im Mannequin d'osier gezeichnet: „Laprat-Teulet vertrat nun in der Kammer das Arrondissement von Montil. Er entdeckte sofort, dass nach dem Zeitalter der Prinzipien und den Stunden des Kampfes die Zeit der grossen Geschäfte gekommen sei.“ France hat in

dem Manne den Kriegsminister Etienne vorausgeahnt. Etienne fing vor vierzig Jahren unter Gambetta an, dem er die Stiefel betreute, wofür er Inspektor der Staatsbahnen wurde. Da das kein besonderes Geschäft war und er gut weiterkam, machte ihn Gambetta zum Deputierten. Und zwar von Oran, wo die immigrierten Spanier ihre Stimme für zwei Frank und weniger verkaufen. Etiennes Gegenstück war der spätere Marineminister Thomson, auch ein alter Gambettist, der sich in Constantine die Stimmen der immigrierten Italiener kaufte. Kein kolonialer Deputierter sitzt an einer leeren, sondern an einer übervollen Krippe. Hier gibt es die einträglichsten, weil dunkelsten Geschäfte: Land- und Minenkonzessionen, Subventionen für Schifffahrt und Posten, weite Eisenbahnen mit hoch garantierter Kilometerzahl. Kein Wunder, dass Etienne bald eine „Gruppe“ bildete. Vierzig Gleichgesinnte folgten ihm und spielten mit den Ministerien. Ali-Etienne und die vierzig Räuber nannte sie, glaube ich, Mirbeau. 1881 hatte er als Administrator der Epargne Populaire eine schwindelhafte Sache, die ihm Strafverfolgung zuzog, und wurde natürlich glänzend freigesprochen, aber von Mirbeau in den „Grimaces“ zu ewigem Bagno verurteilt. Auf der Panamaliste fehlt Etienne so wenig wie sein Freund Thomson. Das befördert ihn. Dreimal wird er Unterstaatssekretär der Kolonien. Eisenbahngelder fließen reichlich, und er beginnt Me-

Blei, Betrachtungen

tallurgie zu studieren bei Schneider und Krupp. Im Kongo organisiert er das blutige Regime der grossen Konzessionen. Er unternimmt die berühmte phantastische Bahn, die von Oran ins Leere führt und ihm in die Tasche einen erheblichen Teil der 400 Millionen, die Frankreich dafür aufwendet. Dann präsidiert er der Eroberung von Marokko. Im Tausch für die Stimmen seiner Gruppe erzwingt er die Expedition Waldeck-Rousseaus nach Tuat. Ebenso das Bombardement von Figig. Als die fatalen Zwischenfälle von Casablanca und Fez eintreten, ist er es, der vorwärtstreibt, gegen alle Vernunft, gegen allen Willen im Volke. Rouvier macht ihn zum Kriegsminister: 200 Millionen für neue Anschaffungen. Poincaré macht ihn zum Kriegsminister: 500 Millionen neue Anschaffungen und die dreijährige Dienstzeit. Etienne ist nämlich Direktor in den Etablissements Lazare Weiler, die er mit den Etablissements de la Mathe fusioniert, deren einer Direktor sein Senator-Freund Mougeot ist. Er ist ferner Aufsichtsrat der Etablissements von Vichy und der Pariser Omnibusgesellschaft, der er eine Verlängerung ihres Vertrages mit der Kommune Paris um dreissig Jahre verschafft. Heute ist Etienne so weit wie die gesamte republikanische Politik: er kann im vollen Lichte der Öffentlichkeit einer der grössten Gauner seines Landes sein, eingehüllt in die pathetisch entfaltete Trikolore. Diesen Mann hat die Pariser Regierung,

vor fünf Jahren etwa, nach Berlin geschickt, damit er hier, womöglich direkt mit dem Kaiser, über eine — deutsch-französische Verständigung verhandle! Man hat ihn nicht empfangen, und das galt dem Manne. Der aber in Paris erklärte, es habe der Mission gegolten, und man wolle in Berlin den Krieg. Und Etienne, der schon Angst hatte, der Friede könnte ausbrechen, fuhr mit schönen Aufträgen zu Schneider nach Creusot und kam wieder etwas vermögender nach Paris zurück.

Dass die bürgerlichen Gegner des republikanischen Geschäftes die integrale politische Reinheit, abhold allem Geschäft, repräsentieren, werden nur ein paar Ideologen unter den Nationalisten behaupten, die sich aufheben gegen die paar Ideologen unter den Republikanern: Parteien haben immer ein paar anständige Leute, aber dass sie sich nur aus anständigen Leuten prinzipiell zusammensetzen, dürfte dem Wesen der Partei widersprechen. Wenn die Nationalisten also „der König“ sagen, so werden sie in ihrer Majorität auch nur Geschäft mit dem Patriotismus meinen, und sagen sie „der Glaube“, so wird es ja doch mehr der Glaube an die französische Rente sein als an die Heilswahrheiten der Kirche der Armen. Es gibt eine Politik des leeren Raumes, und oppositionelle Minoritäten treiben sie meist: nichts gibt es, was nicht in diesem leeren Raum Platz hätte, vom

sonntäglichen Huhn im Topfe bis zum ewigen Weltfrieden. Der Raum verengert sich etwas, wenn sich solche Parteien konsolidieren, etwa in einer Tageszeitung zweimal im Tage zu allem, was so geschieht, eine leidlich praktikable Stellung nehmen müssen. Da blieb es auch den Monarchisten der Action Française nicht erspart, ihren deutlicheren Charakter zu zeigen, und er ist ein geschickt theologisierter, bourgeois Kapitalismus, gar nicht weit weg von Leroy-Baulieus Ökonomik. Die von den Syndikalisten entlehnte heroische Initiative der Person ist, neben der ebenfalls syndikalistischen Forderung der autonomen Kirche, Schule und Gerichtsbarkeit, das Beste, was die Royalisten in ihrem Programm bieten können. Und einen König, nicht zu vergessen. Als seine Mutter Isabella von Orléans-Montpensier in Agonie lag, wurde sie aus Wut über ihre Verwandten wieder gesund, die nicht warten konnten und die Kasten und Kommoden zu leeren angingen. Die Familie erfreut sich wegen ihres Geizes nicht des besten Rufes. Eben dieselbe Isabella pflegte in Sevilla ihre ältere Leibwäsche, zum grossen Ärger ihrer dienenden Damen, zu verkaufen, und die Hemden und Hosen waren in den öffentlichen Häusern sehr beliebt und gut bezahlt. Philippe aber da weniger beliebt, weil er sich von den Kupplerinnen wohl Mädchen verschaffen liess, mit diesen aber dann selbst unterhandelte und der

Ruffiana eine Pesete schenkte. Aber diese intimeren Eigenschaften eines Königs sind ja nicht so wichtig für seine Fähigkeit, oberster Kriegsherr zu sein und als schönes Symbol zu dienen. Wenn die Monarchisten mit ihm Frankreich retten zu können glauben, und Etienne dann nicht nur Philippe heisst, ist es ja gut. Das revolutionäre Proletariat ist ja nicht dieser Meinung. Dieses sagt: Die Zivilisation ist an das Los der Sklaven gebunden. Und die Welt wird an dem Tage gerettet sein, wo diese Sklaven völlig die Mystik und den Willen der Revolte haben. Denn dass aus der Chambre des Députés eine Antichambre du Roi werde, darin sehen die Syndikalisten keine Änderung, was die Etienne betrifft. Dass die Republikaner durch das Parlament, die Royalisten durch die tägliche Mitarbeit des als Gendarm angestellten lieben Gottes reich werden wollen, eines und das andere lässt die Sklaven Sklaven sein. Dass die Landschaft Poussins, die Verse Ronsards und die Bäume Lothringens zu verteidigen seien: diese Dialektik der königlichen Nationalisten ist den Revolutionären unverständlich, die ganz naiv fragen, ob Poussin gegen Bougereau, Ronsard gegen Rostand zu verteidigen seien, und ob die lothringischen Bäume denn den Racine gelesen haben. Sie bezweifeln nicht den frommen Glauben der Monarchisten, sagen nur: wenn das wirklich der liebe Gott ist, euer lieber Gott, dann ist er ein recht verbrecherischer Gott. Sie sagen

ferner, der liebe Gott der Monarchisten sei nur das letzte Aufgebot des bedrohten Geldsackes, dem zu dienen der liebe Gott eingeladen werde, ebenso wie Poussin, Ronsard, die lothringischen Bäume, Barrès' bekultete Kadaver, der Traditionalismus, das Vaterland und le drapeau. Es ist eben sehr schwer, mit Leuten, denen der Hunger im Gedärm sitzt, von heiligen Dingen zu reden.

Die preussisch-sozialdemokratische Mahnung an die Syndikalisten, ihren „Doktrinarismus“ doch aufzugeben und „praktisch“ zu werden, womit man immerhin eine Menge erreiche — das ist preussischer Doktrinarismus.

Eine antiparlamentarische Bewegung im Proletariat kann natürlich nur dort aufkommen, wo schon eine längere Teilnahme des Proletariats am Parlament statthat und so das durch die parlamentarische Politik überhaupt Erreichbare feststeht. Es sei viel und es sei vor allem nötig, um das Endziel, Aufhebung der Lohnarbeit, zu erreichen, sagen die parlamentarischen Sozialisten. Es sei alles, was man parlamentarisch für das Proletariat erreiche, nur geeignet, die Erreichung des Endzieles hinauszuschieben, sagen die Antiparlamentaristen, denn die Reformen machen einen an sich unerträglichen Zustand wohl etwas besser, damit aber auch dauerhafter, und daran habe das Proletariat kein Interesse, dem es allein auf die Sozialisierung der Produktionsmittel ankomme. Im End-

ziel ist kein Unterschied, nur in der Methode, es zu erreichen. Wir haben ja auch in Deutschland diesen Streitfall zwischen den Sozialdemokraten und den Anarchosozialisten oder wie sonst sich die antiparlamentarischen Sozialisten nennen; aber hier ist das ganz doktrinär und sehr charakteristisch für die moderne und besonders die deutsch-moderne Art, die Leben nur in einer Aktion kennt, nicht im Sein, ein Schiff nach Agadir schickt und mit dieser Überraschung politisch da zu sein meint. Doktrinär sind die französischen Syndikalisten aber durchaus nicht. Ihre oft zitierte Berufung auf Proudhon geschieht in Hinsicht auf die letzte Phase dieses doch wohl bedeutenderen Mannes, als die deutsche Sozialdemokratie glaubt, nur glaubt!, auf jene Phase, in der er nicht mehr hegelisch von einer Synthese die höhere Versöhnung der beiden Opponenten einer Antinomie erwartete, sondern sagte: „Die Antinomie ist unlösbar . . . These und Antithese, aus denen sie sich zusammensetzt, halten einander das Gleichgewicht. Und aus dieser Opposition der beiden Elemente ergibt sich das soziale Leben.“ Die Syndikalisten berufen sich im besonderen auf den paradoxalen Satz Proudhons: „Um den Frieden zu sichern, muss man die sozialen Energien in ständigem Kampf miteinander erhalten.“ Eine starke, männliche Leidenschaftlichkeit hinderte Proudhon nicht nur daran, seinen Rationalismus zu systematisieren, sondern sie durchbrach

ihn auch immer wieder, und darum können sich die widersprechendsten Anschauungen aus ihm Bestätigungen holen: die Royalisten wie Maurras zitieren ihn wie einen Kirchenvater in dem, was er gegen Rousseau und für den Krieg schrieb; die Syndikalisten tun Gleiches mit Proudhons Verdammung der Reform, der politischen Demokratie und des allgemeinen Wahlrechts; die Institutionisten können sich in diesem Arsenal mit Waffen versehen, aber die Pragmatisten auch — und das hebt die Bedeutung des Werkes auf, dass seine Wasser zu viele Mühlen treiben, und Korn doch nur jene mahlen, die den Kraftzuschuss Proudhons gerade mitnehmen, aber nicht allein auf ihn angewiesen sind. Er kann nur zitiert werden, aber er kann keine Nachfolge haben. Exemplarisch ist er nur in seinem gleichbleibenden leidenschaftlichen Willen; der Menschheit zu dienen, aber er ist es nicht in dem als Lehre sich emanierenden Willen, und er gibt dieser seiner Lehre doch viel zu grosse rationelle Beweiskraft, als dass man sie beiseitesetzen und sich nur an das Beispiel seines Lebens halten könnte, das ehrlich hingebend, aber nicht weiter heroisch war. Die radikalen Syndikalisten sind also durchaus nicht, wie man sich das in Preussen zurechdenkt, so was wie „Proudhonisten“, denn dann könnte man auch die Royalisten so nennen. Sie sind auch nicht Ausdruck einer französischen Rasseneigentümlichkeit, denn sie datieren

von einer ganz bestimmten Zeit, von 1900, nicht früher und nicht später. Und schliesslich sind sie auch nicht bloss reaktive Bildung gegen eine parlamentarische Verschlampung der Arbeitervertreter, so häufig und verderblich sich auch eine solche Verräterei proletarischer Interessen in Frankreich gezeigt hat. Diese Tatsache mochte auf die Bildung des Syndikalismus fördernd wirken, aber nicht allein verursachend. Es hängt vielmehr die Schwäche der parlamentarischen Gruppe und das Entstehen des Syndikalismus zusammen mit der im Vergleich zu Deutschland, England und Amerika rückständigen, in vielem veraltet arbeitenden Form der französischen Industrie, die, weniger leistungsfähig, auch geringere Gewinne abwirft. Und dies verhindert, ihr vom Parlament aus günstigere Bedingungen für die Arbeiter zu entreissen, denn diese rückständige Industrie ist um so steifnackiger, als sie kaum einen Druck von der Grossindustrie spürt. Man kennt aus Österreich die Abgeneigtheit der Kleinmeister gegen alle Verbesserungen des Loses ihrer Arbeiter. Ähnlich kleinmeisterlich ist noch der weitaus grösste Teil der französischen Industrie, für die schon die geringste Lohnaufbesserung eine bedeutende Schmälerung ihres Profites bedeutet, der bereits durch die kapitalistische Konkurrenz des Auslandes stark bedrängt wird. So versucht das Proletariat einen aus den Wirtschaftsformen gegebenen Widerstand, der

parlamentarisch nicht zu brechen ist, auf andere Weise zu brechen: durch den marxistischen revolutionären Syndikalismus, der den Generalstreik vorbereitet und die Sabotage als Kampfmittel benutzt, — sie ist immer dort üblich gewesen, wo der Kapitalismus noch kleinwerklich war: da zerstörte man das Arbeitshaus und die Maschine.

Sowohl die offizielle Republik wie die parlamentarischen Sozialisten werden schwer kompromittiert aus diesem Kriege hervorgehen; möglich, ja wahrscheinlich ist es, dass sich das Bürgertum und die Arbeiterschaft neu gruppieren, jenes um die Royalisten, dieses um die Syndikalisten als die Unschuldigen an dem Zusammenbruch des heutigen politischen Frankreich. Wer sich die Rettung zutraut, muss wagen. Eine Herrschaft entwickelt sich nicht, sondern steht auf. Die Gewalt legalisiert sich immer erst nachher, wenn sie die Herrschaft hat. Ob sie sich auf „das angestammte Königshaus“ oder auf „1789“ beruft, das wird in den kommenden Jahren entschieden werden.

*

Deutsche Politik. — Deutschland rüstete zu Land und See und war doch durchaus ehrlich, wenn es sagte, dass es keine kriegerischen Absichten hege und den Frieden erhalten wolle. Dieser Widerspruch, der mit dem *Si vis pacem* nicht aufzuheben ist, ist das Wesen deutscher Po-

litik, und wer die Versicherungen deutscher Friedensliebe für Heuchelei hält, der kennt eben dieses Wesen deutscher Politik nicht, das darin besteht, keine zu sein. Denn ihr Sinn und Ziel war die Anhäufung und Steigerung der Kraft, von der man bei uns glaubt, sie sei schon an und für sich etwas nicht nur, sondern alles. Man steckte ungeheure Muskelpakete in ein Panzerplattengewand, und der Starke lächelte gutmütig und ein wenig stolz über seine strotzende, dräuende Kraft, mit der er nichts sonst wollte, als sie haben. Diese deutsche Rüstungspolitik glich einem Jockei, der sich im heissesten Sommerwetter pelzverhüllt stundenlang spazierenjagt, um auf sein Gewicht zu kommen, aber gefragt, wann sein Rennen sei, erklärt, er würde nie im Leben einen Gaul besteigen.

Kraft muss, um etwas zu sein, eine Richtung auf etwas haben, zu einem Ziel hinbewegt werden, auf einen Zweck gestellt sein, denn sie ist in sich weder Zweck noch Ziel noch Richtung. Man kann es anderen Regierungen, die der richtigen Ansicht sind, Anstrengungen der Kräfte müssten ein Ziel haben, nicht verdenken, dass sie dem gutmütigen, vollkommen ehrlichen Lächeln des bis an die Zähne bewaffneten Mannes nicht trauten und an eine Politik nicht glaubten, die wie eine aussah, aber von der man immer wieder versicherte, sie sehe nur so aus, sei aber gar keine. Schliesslich wurden die Nachbarn nervös und taten sich zusammen;

der Verstand des einen sollte dem Verstand des anderen helfen, dieses Unverständliche zu verstehen. Was tat Deutschland? Es rüstete mit friedfertigstem Gesicht weiter, denn es war schon so weit, dass man nicht anders konnte. Man überlegte den Feind. Den einen war er England, den anderen Russland: man einigte sich nicht auf einen von beiden, sondern behielt uneinig alle beide. Und versuchte auch nichts mit Frankreich, was Russland und England nur noch fester zusammenbrachte, und so hatte man den dritten Feind. Zugegeben, der Krieg mit Russland oder mit England wäre sicher einmal gekommen; aber dass es zum Kriege gegen beide auf einmal und zu diesem Kriege gegen eine Koalition kam, das wäre vermeidlich gewesen, hätte man eine Politik gemacht, die nicht nur wie eine aussah, sondern wirklich eine war, nämlich eine mit Russland gegen England, oder mit England gegen Russland, oder mit Frankreich gegen England: nach einer Richtung hin hätte man der Kraft ein Ziel geben müssen, um Klarheit über diese Kraft zu schaffen, die ziellos in sich selber nicht ruhen konnte. Rüsten und aller Welt versichern, dass man es nur um seiner selbst willen, gewissermassen aus naiver Freude am Kräftereichtum täte: diese Tatsache politischer Naivität glaubte uns in dieser schlechten Welt kein Mensch. Wir wollten uns keinen zum Feind machen und alle zum Freund haben: das sah mit dem

Hintergrunde der Rüstungen aus wie ein heimlicher Eroberungsplan gegen Europa. Hätten wir unserer Kraft das deutliche Ziel gegeben, es mit Einem zu verderben, wir hätten die Anderen gewonnen. Unsere Politik hätte einig erkennen müssen, mit welcher Macht die deutsche Macht unbedingt in Konflikt kommen müsse, jetzt oder später, der eine kriegerische Lösung heischt. Dass sie mit allen in Konflikt kommen müsse, dies konnte man zwei Jahre vor diesem Kriege voraussehen; aber da schon jedermann in Russland wusste, dass England an Deutschland den Krieg erklären würde, glaubte man bei uns immer noch, England fernhalten zu können, und war überrascht, als die Versuche misslangen. So sicher war man in seinem ehrlichen, guten, immer betonten Glauben, nichts als den Frieden zu wollen, und so sehr glaubte man noch im kritischsten Moment, mit dieser Versicherung etwas zu erreichen. Die Schuld ist nicht, wie man manchenorts glaubt, bei unserer Diplomatie zu suchen; die Diplomaten können aus menschlicher Unzulänglichkeit Fehler machen, aber doch nur Fehler, die sich in der Richtung der allgemeinen, von der zentralen Regierung gegebenen Direktive bewegen, nicht im Gegensatz zu ihr. Die Schuld ist auch nicht bei den Regierenden zu suchen. Sondern bei den Herrschenden, allein bei ihnen.

Die Herrschenden sind in Frankreich auch die Regierenden, das heisst: sie sind verantwortlich.

Die Turbulenz in dieses einzig mögliche Verhältnis bringt nur die Demokratie hinein, wenn man das noch mit diesem Worte bezeichnen will, was als „politische Gleichheit“ bei wirtschaftlicher Ungleichheit zustande kommt. Im Deutschen Reiche sind die Regierenden nicht die Herrschenden und die Herrschenden nicht die Regierenden. Im Reiche herrschen die Ballin, Stinnes, Thiessen, Guillaume, Friedländer-Fuld usw. Bei ihnen ist die Macht, nicht bei denen, die wir regieren sehen. Und diese Herrschenden tragen keinerlei Verantwortung und dies so, weil sie nicht regieren. Was zu diesem Zustand geführt hat, dafür gibt es vielerlei Ursachen. Wollte man auf der einen Seite in Befolg alter feudalistischer Traditionen — und deren Komplex ist gross — diese neue Welthandelschaft der Banken und Industrien nicht in den Rang der Regierenden lassen, die sich immer noch die Herrschenden zu sein einbildeten, so kam man auf der anderen Seite rasch dahinter, dass man weit grössere Macht hat, wenn man bloss herrscht und regierend keine Verantwortung trägt. Die einzigen deutschen Zeitungen, die unabhängig von der Regierung dieser Opposition machten und machen, sind die von der herrschenden Grossindustrie gegründeten, subventionierten und ihren Interessen dienenden all-deutschen Zeitungen, die es auf jeder Seite sagen, wer im Reiche herrscht und wer bloss regiert. Dem Patriotismus dieser Herrschenden und ihrer Organe

erlagen auch die durchaus romantischen, ganz mittelalterlichen wirklichen Patrioten östlich der Elbe, alle diese grossen und kleinen preussischen Edelleute, die an dem preussischen Scheinparlament festhalten aus Romantik ihres ehrlichen „Für Kaiser und Reich“ und nicht wissen, dass sie, Kaiser und Reich beherrscht werden von den Finanz- und Industriegrossherren westlich der Elbe: und dies bestimmt das seltsame Wesen der deutschen Politik, die aus dem Dunkel des Verantwortung nicht tragenden Grosskapitals gemacht wird, gegen das unbewusst die Regierenden den Militarismus ausbilden, als ein vermeintliches Machtmittel der Regierung, aber letzten Endes doch nur immer ein Machtmittel der Herrschenden. Denn auch dieses reine, integrale Instrument des deutschen Heeres wird von den Herrschenden in ihren Dienst gestellt unter der Devise allerdings „Für Kaiser und Reich“, wie sie die Presse dieser Herrschenden in kluger Nutzung nationaler Gefühle verkündet.

Die wichtigste Aufgabe im Reiche nach dem Kriege wird sein, die Herrschenden aus dem Dunkel in das Licht des verantwortlichen Regierens zu bringen. Dass dies geschehen muss, kann keine Frage sein. Sondern nur, wer dies Geschehen herbeiführen kann: der Monarch oder das Volk. Oder beide zusammen. Für die innere wie für die äussere deutsche Politik wird Ohnmacht und Verhängnis jede Regierung bedeuten, welche die Herrschenden

nicht in staatliche Verantwortung zwingt, seien diese Herrschenden Grosskapital oder Proletariat. Was durch seine Macht den Staat mehr als beeinflusst, muss unter die Kontrolle der öffentlichen Verantwortung gestellt werden, um dem Ganzen zu dienen.

*

Rousseau. — Die Harmonisten der Welt beginnen wieder ihre Träume zu spinnen und hängen ihre Gewebe an das in Ruinen geschossene und abgebrannte Bauwerk von Städten und Dörfern. Weisse, schemenhaft weisse Hände werden zwischen den blutigen sichtbar. Man beschwört die Propheten aller Humanitäten. Rousseau kann da nicht fehlen, denn alle, die nach ihm kamen, sind seines Geistes irgendwie. In der Politik des Aristoteles steht der Satz: „Wer kein Bedürfnis nach der Gesellschaft hat, weil er sich selbst genügt, der ist ein Tier oder ein Gott.“ Bis auf den heutigen Tag hat man sich im Falle Jean Jacques noch nicht entscheiden können, wohin dieser Menschenfeind und Menschheitsbeglucker gehört: die einen wollen ihn bei den Tieren, die bei den Göttern haben, und andere, die es sich mit der Erklärung des Genies aus einem kranken Magen leicht machen, stecken ihn ins Irrenhaus. Die George Sand prophezeite vor sechzig Jahren, man würde Rousseau noch einmal als einen Kirchenvater ansprechen wie den heiligen Augustinus; vor zehn Jahren

führte ein gescheiter Franzose alles Übel der heutigen Zeit, das er die romantische Krankheit nennt, auf den Genfer zurück; und vor einem Jahre hob Suarès das Herz Jean Jacques' hoch und nannte es *cor cordium*. Gehasst oder geliebt, beschimpft, vergöttert oder zum Narren erklärt, — es bezeugt nur das ausserordentliche Leben, das Rousseau bis auf heute führt und das an Intensität nicht verloren zu haben scheint, seitdem zum ersten Male der heisse Atem dieses kleinen, hässlichen, scheuen Mannes über Europa fuhr und aus dem Staube der aufgeklärten Vernünftigkeit neues Leben zauberte. Woran liegt diese dauernde Macht? Die meisten seiner Feststellungen sind längst gefallen, die meisten seiner Gedanken sind obsolet geworden, und alle seine Bücher bleiben bis auf das eine, das seine Bekenntnisse enthält, ungelesen. Unsere auf die moralische Übereinstimmung von Werk und Autor erpichte Zeit hat ihre schärfste Waffe gegen das Werk versucht, indem sie den, der es schrieb, als einen Heuchler und Lügner dokumentarisch nachweisen wollte, und auch diese Waffe hat versagt, die Macht Rousseaus ist ungebrochen. Sie kündigt sich in tausend Zeichen. In dem moralisierenden Pathos liberaler und sozialistischer Kanzelredner wird sie in der grössten Verdünnung noch sichtbar: so unpersönlich ist die Wirkung dieses so sehr persönlichen und im Grunde mit nichts sonst als seiner Person beschäftigten Menschen.

Rousseau schrieb die Ideale. Er gab den Menschen die Nutzniessung eines vergessenen Schatzes, oder wie ein englischer Kritiker es im Bilde gesagt hat: der Mensch hatte zwei Depots auf der Bank, aber nur ein Scheckbuch, — Rousseau gab ihm das Scheckbuch zu dem zweiten Depot. Das ist die Tat, mit der er seine Macht übt bis auf heute, und der sich kaum einer, der bis auf heute wirkend auftrat, entziehen konnte: Goethe, Chateaubriand, Kierkegaard, Ruskin, Tolstoi, Nietzsche, ja auch er, sie sind Rousseauschen Geistes selbst in ihrer Auflehnung gegen ihn. Von den Dichtern nicht erst zu sprechen. Denn auf Rousseau geht der Individualismus in der Literatur zurück, und diese oft morbide Insichtigkeit, worin die Grösse und die Kleinheit der neueren Literatur ebenso liegt wie der Geschmack, den wir daran finden. Ob es gut oder böse ist, worauf uns Jean Jacques „das Scheckbuch“ gegeben hat: wir können uns nicht mehr davon trennen, es ist unser Besitz geworden, ohne den wir uns nicht mehr denken können. Möglich, dass wir noch ein drittes uns unzugängliches Depot haben: von Zeit zu Zeit springt einer an gegen die christlichen Ideale und will andere, gegensätzliche verkünden, die uns das wahre Heil bringen sollen. Aber auch Schopenhauer und Stirner sind Rousseaus Söhne, nur wollen sie ihren Vater erschlagen.

Kriegszieldebatte. — Die plastische politische Kraft einer Nation wird durch meinende und ratende Teilnahme vieler oder aller Volksgenossen diskussionsweise nicht nur nicht gefördert, sondern, wenn diese Kraft nicht sehr stark ist, ganz vernichtet. Der Verfasser der Weltgeschichtlichen Betrachtungen hat das am Beispiele Athens gezeigt und es lässt sich den Heutigen an dem Beispiele Englands zeigen, das nur als ein Effekt einer beispiellos grossen Geschichte von dreihundert Jahren sich in Trägheit behauptet, nicht mehr aus heute noch wirkender und frischer Kraft, denn dieses Reich ist, wie Borchardt es in seiner Rede über den Krieg und die deutsche Selbsteinkehr sagt, in der Auflösung. Deren Zeichen waren vor dem Kriege der irische Bürgerkrieg, der Suffragettenkrieg, die Landfrage, und deren weiteres Zeichen ist dieser Krieg selber, den alter sogenannter demokratischer Brauch und alte sogenannte verbrieftete Freiheit ebenso zum Diskussions-thema mit „To te Editor“ in den Zeitungen macht wie eine Schlipmode oder die Prügelstrafe in den Gefängnissen. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Dazu-Redenden sich immer mehr von ihren Affekten leiten lassen als von tauglichen Gedanken oder von wirklichen Kenntnissen; sie sind sich meist nicht gewahr, dass alles, was politisch wird, nur sehr langsam wird, weil es organisch wachsen muss, um zu bestehen, und dass der bloss wün-

schende Eifer, der die Errichtung eines utopischen Paradieses sehr einfach malt, keineswegs befeuernd, sondern lähmend wirkt. Der nur in glänzenden Aspekten seiner bedingungsweise möglichen Zukunft schwelgende Mensch, der Mensch, der sich eine glänzende Rolle gibt, *wenn* er reich, *wenn* er Minister, *wenn* er dies und das wäre, den wird die Schwächlichkeit, die ihn zu solchen Träumen führt, unfähig zu den einfachsten Besorgungen seines hier und jetzt gegebenen Lebens machen. In diese seine „*wenn*“ ist so viele kritische Zersetzung seines Lebens eingeschlossen, so viel reflektiertes Leben, dass er ein unmittelbares Leben gar nicht mehr haben kann. Und so bei den Nationen. Die Platonische Utopie war ein Zeichen der schwindenden plastischen politischen Kraft Athens, wie der Imperialismus ein solches Zeichen in England war, wie sie alle jene Utopien eines Zukunftsstaates im anfänglichen Sozialismus waren. Ein Leben, das auf „*wenn* die Menschen vernünftig wären“ aufbaut, unterschlägt ein Wesentliches des Lebens, dass nämlich die Menschen, insofern sie leben, gar kein Interesse daran haben, nur und nichts als vernünftig zu sein, notabene ihre Vernünftigkeit nach jener des, wie er meint, nichts als vernünftig Denkenden zu orientieren. Der Mensch gibt die sechzig Jahre seines Lebens hin, um am Ende vielleicht zu konstatieren, es habe sich nicht sehr gelohnt, zu leben. Aber er wird nie sein Leben

mit dieser Einsicht anfangen wollen, auch wenn sie ihm als noch so vernünftig expliziert und bewiesen wird. Er will zu allen Wahrheiten organisch kommen und lässt sie sich gerne was kosten. Er lässt sie sich sogar das Leben kosten.

Die Diskussion des Kriegszieles in den Zeitungen ist nicht freigegeben, ist verboten: das ist im Ganzen eine weise Verordnung, wenn sie auch im verschwindend Einzelnen ungerecht sein mag. Kein Mensch, der nicht mit dem Mitmenschen privatim das Kriegsziel diskutierte. Leicht wie Federbälle fliegen Dinge durch die Luft, wie deutsche Föderativrepublik, europäischer Staatenbund, Abschaffung der Grenzen — als ob die Errichtung dessen, was ist, sein Dasein einer Laune verdankte, einem Einfall, wird es abgeschafft, beseitigt. Als ob das, was ist, so wenig es auch sein mag, nicht Zeiten mühevollen Werdens und Wachsens gekostet und gebraucht hätte, wird es für das „vernünftig bessere“ erledigt, mit einem Wort, einem schnell zusammengehauenen Vernunftsbauwerk ersetzt. Jeder Dazu-Redende hat zum mindesten einen persönlichen Wunsch, den er in der zukünftigen Gestaltung verwirklicht sehen möchte. Er hat sogar meistens nur diesen einen Wunsch, dass es ihm nämlich so gut als nur irgend möglich darin gehe. Davon macht er die Wahl der Mittel abhängig. Er kann, das er wünscht, auch rechtfertigen: er hat im Kriege sein Geschäft verloren, einen Sohn

verloren, dies und das. Ist die Diskussion des Kriegszieles in den Zeitungen freigegeben, so wird sich der politisierende Wähler und Portier Kaluweit, der einen Sohn im Felde hat, auf diese Tatsache gestützt, hinsetzen und an die Zeitung schreiben, wie er sich die künftige Gestaltung des Reiches denkt und er und seine Freunde am Stammtisch es wünschen. Wir wissen, dass der Tüchtige schweigsam ist und dass meist nur der in seinem Berufe Untüchtige die Zeit findet, sich über Gott und die Welt um so lieber zu äussern, je weniger er davon versteht. Die freiwilligen Kriegszieldebatter werden einen grossen Schwatz machen, verwirren und lähmen. Was in Bierwirtschaften mit Prügeln endet, das wird mit ganz sinnlosem Schimpf in den Zeitungen enden. Wohin Affekte führen, wenn sie sich mit der Intelligenz verschleiern und sich für nichts als Intelligenz geben wollen, das haben wir in diesem Kriege erlebt. Die Zeitung hat die Wahl in dem Eingesandten, sagt man. Aber wer gibt der Zeitung diese Kompetenz als eben ihre Leser und Abonnenten? Ist die Zeitung die mit gerechter Hand wägende und entscheidende Gottheit? Das ist sie doch nur in dem aus Ressentiment gewordenen Grössenwahn des Redakteurs: der Zeitungseigentümer wird ihn bald eines Besseren belehren, wenn dieser Wahn das Geschäft schädigt: er lässt ihn nur so lange als kostenlose Gehaltszulage existieren, als das Geschäft der Zeitung nicht darunter leidet.

Es wird eine der schwersten Aufgaben der vorhandenen plastischen politischen Kraft sein, sich gegen den zu erwartenden Ansturm der Meinenden, Ratenden, Fordernden zu behaupten. Wo diese Kraft in wirklichen Staatsmännern ihren Exponenten gefunden hat, werden diese vor die schwere Prüfung gestellt sich sehen, die sie vor ein scheinbares Entweder-Oder drängt: mit allen Mitteln Vorhandenes, Altes zu behaupten (man nennt das konservativ sein) oder Neues aufzustellen (man nennt das radikal sein). Man bricht nicht mit dem, was ist, wie der Radikalismus will. Man verharret nicht bei dem, was ist, wie der Konservativismus will. Man hat es bei den politischen Gebilden ja nie mit einem so und so Gewollten zu tun, sondern mit einem so und so Gewachsenen, weder in Freiheit, noch im Glashaus Gewachsenen, sondern des Sommers im Freien und des Winters im Warmhaus: Beuge unter das von Natur aus werdende und schützende Hand für dieses werdende in schlimmeren Zeiten. Schon wachsen lassen, wie es Gott gefällt, aber das Stämmchen an einen Pflock binden, wenn ein Sturm es brechen will. Was nur im Glashaus wächst, ist künstlich. Was nur im Freien wächst, verwildert.

Wo wie in England eine plutokratische Oligarchie mit dem Aufputz eines nichts als reden dürfenden Parlamentes regiert, da wird jedermann reden, und Politik wird, wie in England, Dilettan-

tismus. Jeder hält seine Meinung für wichtig, und die Kraft des Staates verfällt, denn alle Meinungen heben sich auf, und nichts geschieht, nichts kann mehr geschehen in der redenden Zersetzung aller Dinge. Man ziehe bei uns eine Lehre daraus gegen die Oligarchie mit ihrer schlimmen Kompensierung. Vom Staate irgendwie entmündigt, sind heute alle gegen den Staat und schreien doch alle nach dem Staat, als ob er nichts als eine Polizei für die Geschäfte des Einzelnen wäre. So hat man sich gewöhnt, und daraus wird ein Sturm auf den Staat werden, was er alles soll und nicht soll. Denn um jeden und alles kümmerte sich der Staat, und so ist jeder an ihm beteiligt. Er stützte sich nicht wie ehemals auf die Religion, und nicht wie andermals auf die Kultur, sondern auf das Geschäft, und das Geschäft ist jedermanns. Das Geschäft ist keine Gemeinschaft, sondern Einzelnes. Seine höchsten Aufgaben aber erfüllt der Staat, wenn er auf Gemeinschaftlichem ruht. Worin wird er diese Grundlage des Gemeinschaftlichen finden? Welche Macht muss ihm künftig eignen, dass er, um nur dies zu sagen, das seiner Natur nach unstaatliche, internationale Kapital entmündigt? Nicht die Schwächeren seiner Bürger wie bisher vor der Macht des Kapitals zu schützen, wird Aufgabe des Staates werden, sondern sich selber vor dieser Macht zu schützen, die sich schneller wieder organisiert und gefunden haben wird als die zurzeit feindlichen

Staatshoheiten. Der Staat muss wieder das Gesetz werden, nicht mehr oder weniger parteiischer Ausleger der Gesetze, die jene gemacht haben, die ihn desperat und unwillig anrufen, aufrufen zur Polizistenrolle. Macht muss er sein, nicht ausgleichende Balance zwischen mangelnden Mächtegruppen. Und um Macht zu sein, muss er sich, wir wiederholen, auf eine Gemeinschaft stützen, nicht auf die Gesellschaft des Geschäftes, denn dann ist er immer nur Streitobjekt und Ohnmacht, und das heisst Willkür, Klassendespotie, gleichgültig welcher Klasse.

*

Österreich. — Man spricht von einer Zollunion mit Österreich. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten eines solchen Zollbündnisses scheinen uns weit geringer als diese anderen, die sich daraus ergeben, dass diese Monarchie keineswegs die ideale staatliche Einheit, um von Einigkeit gar nicht zu sprechen, darstellt, die ein Zollbündnis zur Voraussetzung haben muss. Einzig der Monarch symbolisiert hier seinen Willen zur Einheit, die aber doch eine stärkere Realität haben muss als diese dynastische. Ob sie auf Grund der bisherigen Stellung der Kronländer zueinander zu erreichen ist, scheint zweifelhaft. Allerlei Irredenta ist gewiss nicht Sehnsucht nach dem unter anderer Hoheit und Legislatur stehenden sprachlichen Mutterlande, sondern Ausdruck einer Unzufriedenheit mit einer

Zentralregierung, die es keinem recht machen kann, nicht aus Ungeschick oder bösem Willen, sondern weil die Voraussetzungen fehlen, die zu einer Ordnung führen. Es wird immer gegeneinander regiert, statt miteinander. Nirgends ist eine Position, alles ist Opposition. Was zu den österreichischen Erblanden im Laufe der Geschichte dazukam, wird schon rein gefühlsmässig als Kronland zweiter Güte behandelt und hat sich seine Rechte gegen das dominierende Erbland zu erobern: davon ist die Geschichte der Monarchie seit zwei Jahrhunderten ausgefüllt. Die ehemals nichts als deutsche Regierung sucht sich, so gut es geht, immer noch zu behaupten, obzwar die Bevölkerungszahl der Deutschen gegenüber jener der Nicht-Deutschen im Laufe der Zeit immer kleiner wurde. Das Aufgeben der deutschen Prärogative, die historisch, kulturell und zivilisatorisch alles geleistet hat in der Monarchie, ist aus allen Traditionen heraus schwer und unter den jetzigen Verhältnissen der Staaten unter- und zueinander unmöglich. Die Prärogative würde heute nur wieder an einen Einzelstaat, den ungarischen, den böhmischen, den polnischen, fallen, der auch seinerseits nur eine Minorität verträte, es wäre also nur der Name, aber nicht die Sache geändert. Und diese Änderung wäre willkürlich, während die deutsche Vorherrschaft die Tradition und die Leistung für sich hat. Man sagt, diese Monarchie zerfleische sich im Nationalitätenkampf.

Dieser ist aber nur der Vordergrund. Schlösse eine Staatseinheit das Beisammensein verschiedener Nationalitäten aus oder nur in ewigem Kampfe untereinander ein, dann gäbe es die Schweiz nicht. Und in der Schweiz vereinigen sich Völker, die eine grosse Familie haben, an die sie sich, hätten diese Schweizer nationalstaatliche Ambitionen, ohne weiteres eingliedern könnten. In der Monarchie leben Völker, denen man nur zu ihrem Schaden einen selbständigen Staat ihrer eigenen, oft nicht einmal genau feststellbaren, Nationalität gönnen möchte. Staaten montenegrinischen oder albanischen Charakters sind für die ihn bildenden Volksstämme ein Zustand, der weder Leben noch Sterben ist: sie existieren auf Frist von der Gnade ihrer etwas stärkeren Nachbarn. Die Monarchie hat selbst im Jahre 1867 einen Keil in ihre Existenz durch das Abkommen mit Ungarn getrieben, das allen anderen Völkern dieses Staatswesens die nur noch intensiver gefühlte sekundäre Stellung deutlich machte. Da man sich mit Ungarn ausglich, bestand kein Grund, sich nicht auf gleiche Weise mit Böhmen auszugleichen, und was Böhmen verlangte, forderte alsbald Kroatien, dann Slawonien, schliesslich die Wasserpolackei; die Ruthenen liessen sich die Polen nicht gefallen und die Rumänen nicht die Ungarn: es begann ein Zentrifugieren, das keinerlei Palliativ aufzuhalten vermochte; und die angewandten Palliative der Be-

amten, eins dieser Völker immer abwechselnd gegen ein anderes auszuspielen, erbitterte schliesslich alle miteinander. In diesem Kampfe verloren die politisch Unbegabtesten: die Deutschen. Gewannen die politisch Begabtesten: die Ungarn.

Die Monarchie hielt eine Staatsform aufrecht, die nicht mehr der Form entsprach, die sich die Völker staatlich geben wollen. Die kunstvolle Form dieser Monarchie ist ganz artifizuell geworden und entspricht ihrem von innen her formenden Willen nicht mehr: sie wird regiert, diese Monarchie, aber niemand erlebt eine Freude dabei, nicht einmal die Hofräte der Wiener Kanzlei.

Als Bismarck das Deutsche Reich schuf, wusste er, wo die Macht sein würde, und machte sich zum Überbringer dieser Macht auf ihren neuen Träger. Der grosse Politiker ist kein Erfinder, sondern ein Finder, ein intuitiver Berechner. Österreichische Staatsmänner „wurstelten weiter“ nach Taaffes Ausdruck; ihre Sorge war, dass ja um Gottes willen nichts geschieht; sie wussten höchstens, wo die Macht einmal war und dass sie im Schwinden sei, aber wo sie sein werde, sein könnte, das wussten sie nie, und so bestand ihre Tätigkeit nur in der Trägheit, die geschehen lässt und manchmal ärgerliche Anfälle bekommt, wie ein Bureauvorstand, der einen Akt verlegt hat. In der Tat bestand dieses Regieren aus Akten, was aber nicht mit Taten zu übersetzen ist. In der auswärtigen Politik tendierte

man nach dem Balkan, den man etwas wie eine österreichische Kolonie ansah und behandelte, beantwortete die Schikanen der italienischen Irredenta mit Schikanen und kam dadurch zu Italien in kein anderes Verhältnis als das einer stark bewehrten Grenze. Einen Ausweg, diesen seit fünfzehn Jahren unzweifelhaften Bundesgenossen loszuwerden, fand man nicht, suchte ihn wahrscheinlich auch gar nicht. Dass man an die bindende Kraft von Verträgen geglaubt hätte, ist in Österreich unwahrscheinlich. Man war sich Italien gegenüber als einer ganz unsicheren Sache ganz sicher.

Dass zur Retablierung der in der Monarchie vereinigten Königreiche und Länder nach dem Kriege etwas geschehen müsse, sagt man nicht nur in Österreich. Aber ganz besonders in Österreich. Alldutsche Wünsche scheiden praktisch aus. In Österreich machen diese Anschlusspolitik, wenn man das Politik überhaupt nennen kann, Studenten und ein paar Leute, die sich in Hinsicht auf das Deutsche bei Richard Wagner orientieren. In Deutschland machen diese Politik die Professoren jener Studenten. Erfolg ist ihr nicht zu wünschen. Die Deutschen Österreichs sind in der Monarchie wichtiger, als sie im Reiche sein könnten; sie sind dort neben den politischen Ungarn das bindende Element, das die vielen kleinen slawischen Stämme brauchen, um mitteleuropäisch zu werden. Das auch die Tschechen und die wenigen österreichischen

Polen noch brauchen. Wenn auch schon lange nicht mehr in den Zwangsdosen, an denen man gerne festhalten möchte. Mit Tschechen und Polen ist ein freier kultureller Austausch und Verkehr auf gleicher Basis jetzt schon möglich, nicht aber mit den Serbokroaten, den Kuzowalachen, Slowenen, Huzulen, Wasserpölacken und Rumänen. Es bleibt aber die Frage, ob diese in der Monarchie bleibenden Deutschen diese ihre Aufgabe unter den bestehenden staatlichen Verhältnissen wirklich leisten können. Solange keine *politische* Ordnung herrscht, werden alle *kulturellen* Bemühungen der Deutschen an dem berechtigten politischen Widerstand der drei nichtdeutschen Hauptvölker scheitern, denen sich willig, weil gut bearbeitet, auch die kleinsten slawischen Sprachgruppen anschliessen werden. Eine politische Ordnung des österreichischen Staatswesens wäre erleichtert, wenn man sich von jenen Volksteilen trennte, die, irredentistisch zu Recht oder Unrecht infiziert, anderswo ihre grosse Familie haben. Also was ausgesprochen italienisch ist, Italien überlässt und was, wie ein Stück des Banates, rumänisch ist, wie auch die rumänische Bukowina an Rumänien verkauft. Bleiben die Polen und die Ruthenen. Von beiden wird behauptet, dass sie ein eigenes Staatswesen haben wollen. Historisch, geographisch, kulturell und sprachlich haben beide an Zahl reichen Völker ein Recht darauf, sich selbst ihre Form zu geben. Das ruthenische

Ostgalizien, das ruthenische Südwestrussland, das sich um Kiew gruppiert: warum soll das keinen ukrainischen Staat geben, wie es einen rumänischen gibt, ja wie es einen albanischen geben soll? Westgalizien, Russisch-Polen und das kleine Deutsch-Polen: auch das gäbe ein Staatswesen, das sich nicht nur koloristisch auf der Landkarte ausdrückte. Beide diese Staaten werden bessere Garantien für ihren Bestand nicht in einer absoluten Selbständigkeit sehen — die Geschichte weder Serbiens noch Bulgariens oder gar Albaniens ist verlockend —, sondern in einer höheren Einheit eines Staatenbundes Österreich, das die Königreiche Ukraine und Polen darstellen zusammen mit den Königreichen Ungarn, Böhmen (mit Mähren), Kroatien (mit Bosnien, Dalmatien, Südkrain und Küstenland), Siebenbürgen, dem Erzherzogtum Österreich (den deutschen Alpenkronländern mit Schlesien), den Freien Städten Triest und Fiume. Die österreichisch-deutschen Erblande stellen den österreichischen Kaiser, der zugleich als Erzherzog von Österreich Bundesfürst ist wie die Könige und Bürgermeister der anderen Länder und Freien Städte. Die Staaten haben ihre möglichste Autonomie, die sich bis auf das Münzrecht der herrscherlichen Bildnisse in den Prägungen bei gleicher Reichswährung erstrecken mag, auch auf die Briefmarken, wenn man in dieser Unbequemlichkeit durchaus ein Hoheitsrecht aufrecht-

erhalten will. Die nach einem Reichswahlgesetz gewählten Landtage entsenden aus ihrer Mitte Gewählte in ein Reichsparlament, für das die lateinische Sprache vorzuschlagen (um allen Schwierigkeiten zu entgehen und eine bedeutende Vereinfachung zu gewinnen) nicht als Scherz gemeint ist. Im ungarischen Parlament bediente man sich des Lateinischen noch in den vierziger Jahren. Einem Bundesrat, der aus Mitgliedern der Landesregierungen und des Reichsparlamentes besteht, obliegen die gemeinsamen Reichsangelegenheiten: die Gesetzgebung, das Heer, die auswärtige Vertretung, die Währung, die Verkehrsmittel, die Zölle und die Reichssteuern. Dem Parlamente wird das Budget der Reichsausgaben und -einnahmen vorgelegt. Kult und Unterricht sind Angelegenheiten der Einzelstaaten. Die Analogien mit der Verfassung des Deutschen Reiches sind deutlich. Ist es darum eine Utopie, ein solches Österreich zu denken? Ist die politische Verwirrtheit der Monarchie der definitive Charakter so sehr, dass man ihn beibehalten muss? Man erwartet im Reiche, dass Österreich sich auf seine Aufgaben besinne, die in der Schaffung eines Staates liegen, der die österreichischen Völker anders als im Hader ausdrückt, der mit Reskripten und Verordnungen bekämpft wird, mit Polizei und Hochverratsprozessen, mit Kanzleien und Kanzleiräten.

Das Beispiel eines solchen Staatenbundes von

Nationen würde stärker noch, als es die kleine Schweiz vermag, zeigen, dass Politik immer erst dann „national“ wird, wenn sie auf dem letzten Loche pfeift, aus dem dann die zwar sehr laute, aber sehr einförmige nationalistische Melodie kommt. Wenn eine Nation alle ihre plastisch-politische Kraft verloren hat, dann bleibt ihr dieses Letzte: ein zum Nationalismus übertriebenes Nationalgefühl, das heisst Politik der Gasse, bei der jeder aus der blossen Tatsache heraus, dass er zu der Nation gehört, schon ein Held und aller anderen Aufgaben entbunden ist.

Die Zollunion, die zwischen dem Reiche und dem zu retablierenden Österreich statthaben soll, ist ein politischer Akt und kein bloss finanzpolitischer. Werden die Verhandlungen nicht als politische geführt, sondern als wirtschaftliche, werden erst die wirtschaftlichen „Interessengruppen“ abgefragt, so wird man viel Interessantes zur Psychologie der Dividendenpolitiker erfahren, aber keine Zollgemeinschaft bekommen, nicht einmal die.

Parteien. — „Ich bin für den Sieg der Gerechtigkeit und kämpfe für ihn mit allen Mitteln,“ sagte Philipp. Er wurde Sozialist und aller Gemeinheiten der Gerechtigkeit wegen fähig. — „Ich bin für den Sieg der Gerechtigkeit, sie muss sich durchsetzen,“ sagte Robert. Er wurde freisinnig und Blei, Betrachtungen

duldete alle Gemeinheiten der Gerechtigkeit wegen. — Joachim hatte einen alten Jugendfreund, den er bewunderte. Der Freund war liberal. Joachim wurde liberal. Er hat, wie er sagt, die besten Gründe, die ihn zu dieser Überzeugung brachten. Natürlich brachte ihn seine Überzeugung auf seine Gründe. — Weil er, was ganz zufällig geschah, ein bestimmtes Blatt abonniert hatte, müsse Hermann demokratisch werden, sagte ihm sein Rechtsanwalt. Hermann wurde demokratisches Parteimitglied. Er trat nie mehr aus, bloss aus Angst, man würde ihm Gesinnungswechsel oder -verrat vorwerfen, obwohl er nicht die leiseste Ahnung hatte, in was hinüber er hätte wechseln oder verraten sollen. — Als Friedrich seine Tochter an einen Staatsbeamten zu verheiraten kam, fand diese Tochter, es würde sich bei der Hochzeit hübsch machen, wenn Vaters Brust ein Orden schmückte. Der harmlose Mann bekam irgendwas vierter Klasse. Seitdem wählt er konservativ. — Heinrich bestellte in einem Boulevardlokal auf französisch „un bock“. Der französische Kellner antwortete auf deutsch: „Jawohl, mein Herr.“ Heinrich wurde alldeutsch. — Auf der Schule war Otto ein Jahr lang Ministrant gewesen. Seiner Renommage, dass er in der Sakristei immer den übrigen Messwein aus dem Kännchen trinke, verdankte er Ansehen in der Klasse, in deren Prügelschlachten er Tabu war. Der dankbare Otto wählte klerikal. —

Ein halbes Jahr nach ihrer Verheiratung hatte die Frau des Hauptmanns Ludwig, wie man zu sagen pflegt, die Hosen an. Der von Natur wenig berufsfreudige Ludwig wurde von da ab ein von seiner ganzen Truppe gefürchteter Militär und eifriger Kriegsparteiler. An dem Tage, da er von seiner Gattin die erste Ohrfeige bekam, wurde er seiner Verdienste wegen zum Major befördert. — „Bierbankpolitiker!“ nannte Martin den Emil. Martin sass im Café, weil er nur Kaffee trank. — Emmanuel bewies in einem Buch aus vielen Zitaten, dass Konfutse, Plato, Christus, Mohammed, Bruno, Pascal, Newton, Goethe, Renan und Rathenau liberal waren. Manuel bewies in einem Buche aus vielen Zitaten, dass Rathenau, Renan, Goethe, Newton, Pascal, Bruno, Mohammed, Christus, Plato und Konfutse antiliberal waren. — „Ich achte jede ehrliche Überzeugung in der Politik,“ sagte Kasimir, als er die Litfasssäulen des Kontinents gepachtet hatte. Aber dieser Kasimir steht schon an der Grenze, wo die unendlich vielen beginnen, die keinen Namen haben und kein edles Motiv für ihre politische Parteizugehörigkeit.

*

Die polnischen Juden. — Die deutschen Juden stimmen ihr sentimentales Pathos, das sie um das Schicksal der russischen Juden unter der Herrschaft des Pogroms immer anschlagen, sehr her-

unter, wenn sie an die ihnen, aber nicht wegen der polnischen Juden, so sympathische Annexion von Russisch-Polen denken. Da hört man dann Meinungen wie diese, dass es ausgeschlossen sei, den Juden dieser Gattung die gleichen Rechte zu geben, wie sie sie selber im Reiche besitzen, wie Wahlrecht und Freizügigkeit. Russisch-Polen als deutscher Bundesstaat erfährt durch die dadurch anektierten zwei Millionen neuer und merkwürdiger Juden eine unangenehme Komplikation, denn man möchte die russische Staatsweisheit, die mit den Juden nur durch Pogrome fertig wurde, doch nicht übernehmen, wozu auch bei uns die volklichen Voraussetzungen insofern fehlen, als unsere Christen nicht wie die russischen in der Versteinierung des dritten Jahrhunderts leben und festgehalten werden. Rache für den Kreuzestod des Erlösers an den heutigen Nachkommen der Verschulder zu nehmen, ist dem orthodox-gläubigen Russen des Volkes leichter beizubringen (wenn er dem Juden verschuldet ist und nicht zahlen will oder kann), als dem deutschen katholischen Bauern. Der russische Antisemitismus wird aus dem Religiösen, das hier noch sehr bestimmend ist, genährt, während der deutsche sich aus diskutableren wirtschaftlichen Gründen bestimmt, mit einer schwächlichen Unterlage von Rassentheorien und betonter Ausscheidung religiöser Momente. Wirkend wird nur der wirtschaftliche Grund sein, und dieser

immer etwas aufgehoben in seiner Wirkung durch die Bemerkung, dass es auch nichtjüdische Wucherer usw. gäbe. In einer liberalen Zeitung las ich von einem eingebrachten russisch-jüdischen Gefangenen, dass seine erste Äusserung diese war: er nahm den Jackenstoff eines deutschen Soldaten zwischen zwei Finger, rieb ihn prüfend und fragte: „Was kostet der Stoff?“ Der Mann kam aus der Schlacht und fiel sofort wieder zurück in die Gewohnheit seines Irrsinns: schachern. Zusammengepresst in ein Ghetto der Verachtung, konsolidiert sich dieses orthodoxe Judentum des Ostens in eine Gemeinschaft bestimmter Sitten, Bräuche, Tracht, Sprache, Kulte, und hat von dieser Gemeinschaft aus zu der andersartigen Umgebung nur eine einzige Beziehung: den schachernden Handel. Geduckt unter die Landesgesetze, die ihm keinerlei Freiheit garantieren, bildet das östliche Judentum um so stärker die Freiheit aus, die der Zusammenhalt in einer Gemeinschaft gibt: aberwitzigster Traditionalismus wird Tugend und Kraft und das Beschachern wird Rache am Feinde, am Fremden. Der unsäglichen Armut der meisten dieser Juden ist aus Sitte und Gesetz kein anderes Mittel der Erhaltung des Lebens als dieses gelassen, die Zufälle des Schacherhandels aufzuspüren und zu nützen in kleinsten „Geschäften“, deren Masse erst das Minimum des zum Leben Nötigen gibt. Diese Jahrhunderte währende Not eines unter die staat-

liche Willkür gestellten gesetzlosen Lebens liess die also Betroffenen um so stärker am „Gesetz des Bundes“ festhalten, denn dieses Festhalten schützte allein vor dem völligen Verlust des Sinnes des Lebens und bewahrte vor dem Irrsinn. Diente man noch dem alten Gotte, so hatte das Leben die ihm sonst versagte Bindung an die Menschheit, ohne welche Auflösung und geistiger Tod ist. Dieser orthodoxe östliche Jude lebt in zwiefacher Angst als ein zweifach Kranker: nach dem Inneren, zu seiner Gemeinschaft hin gewendet, ängstet er sich um seinen Gott, dass er ihn nicht verlasse — die Angst jedes Gläubigen —, nach Aussen, zur feindlichen Gesellschaft hin, ängstet er sich um seine gemeine Existenz als Mensch, die er immer bedroht sieht. Das eine gibt dem anderen, das andere dem einen das Ueberbetonte und Gefälschte, das alles im Organischen der Seele getrennte Leben befällt: der Gottesdienst wird Dienst der Kulte, in den sich Sprache, Gewand, Sitten stellen; der Erhalt des Lebens wird immer bekümmerte Gier, am feindlich gesehenen Fremden, mit dem man nicht leben darf (und schon auch nicht mehr will!), zu parasitieren. Man hat kein Teil an diesem feindlichen Fremden, so will man auch an seiner Welt nicht schaffend tätig sein, sondern sich nur zwischen die von dieser Welt geschaffenen Güter vermittelnd stellen: schachern. Dieser Zug, der vermittelnde Händler zu sein, geht durch das ganze

Judentum: es drückt sich darin sein Fremdsein an dieser europäischen Welt aus, an der es keinen Anteil hatte. An der ihm kein Anteil erlaubt war.

Von deutschen Juden hörte ich: solange die polnischen Juden in ihrer orthodoxen Absonderung verharren, sich in Sitten, Sprache, Tracht und sonstigen Gewohnheiten innerhalb ihrer Umgebung nicht nur, sondern auch den anderen Juden gegenüber isolieren, können sie auch nicht wünschen, staatlich als Gleiche wie die anderen und mit den anderen behandelt zu werden; man müsse eine Übergangsform (das heisst ein Ausnahmegesetz) für die annektierten östlichen Juden schaffen, das ihnen die Möglichkeit gebe, sich zu westlichen Juden zu zivilisieren. So gesehen, ist es eine Angelegenheit zwischen den westlichen und östlichen Juden, und die letzteren werden sicher mit sich reden lassen, das heisst, sie werden den Jargon aufgeben und das Mauscheln lernen, werden sich Bärte und Locken schneiden und englische Haartracht annehmen, werden den Kaftan gegen unseren Rock und Hose tauschen; vielleicht auch weniger fromm werden und häufiger baden. Das Strassenleben wird einen pittoresken Reiz verlieren. Aber ist dieser Verlust schon ein Gewinn? Bedeutet, sich unseren ästhetischen und hygienischen Forderungen fügen, das Wichtigste? Sind zwei Millionen rasierte, frisierte, gewaschene und neu angezogene polnische Juden nicht immer noch

zwei Millionen Handelsjuden, die uns, zivilisiert, nur noch mehr in Geschäft und Handel verstricken werden? Die Frage mag erlaubt sein, wo protestantische Annektierer Belgiens und Polens ihre „schweren Bedenken“ über den grossen Zuwachs an Glaubensgenossen haben, den dadurch die Katholiken erführen. Oder ist die Frage nicht erlaubt?

Auf die verlegene Frage der deutschen Juden: wie halten wir es mit den annektierten Polnischen? meldet sich der deutsche Zionismus mit einer sehr interessanten Antwort: unterstützt mit euren Geldern den Zionismus, und wir schaffen euch die Polnischen vom Halse. Peinlich für die deutschen Juden, Geld herzugeben für ein Judentum, das vielmehr aufzugeben als zu bewahren ihr Ehrgeiz ist. Das andererseits aufzugeben durch die politische Gleichstellung von zweieinhalb Millionen Polnischer ungemein erschwert wird, Der Zionismus hinwieder erklärt, mit Hilfe dieses von deutschen Juden gegebenen Geldes die Polnischen in der Türkei anzusiedeln, in der Türkei deswegen, weil dieses wirtschaftlich, d. h. kapitalistisch noch zurückgebliebene Reich die handelstüchtigen Polnischen am meisten brauchen könne. Der Zionismus als Agent des Kapitalismus dürfte ja nur von ein paar Ideologen, die für den König David schwärmen, gelegnet werden. Weil sie nicht wissen oder wissen wollen, dass in der Palästina-Kolonie schon lange eine schwunghafte Spekulation mit Grund

und Boden getrieben wird von den jüdischen Kolonen, die schon lange nicht mehr ackern, sondern in Jerusalem vom Bettel, vom Handel oder von der Spekulation leben. Die Türkei hat des letzteren wegen die anfängliche Steuer auf die Grundeinheit um das Fünzigfache erhöhen müssen, um zur Bebauung und so zur ehrlichen Rentabilität zu zwingen. Ob dieses Reich nach solchen Erfahrungen geneigt sein wird, sich von den Polnischen den Handel beibringen zu lassen, dürfte fraglich sein, und die deutschen Juden werden sich ihre Sorgen um die Polnischen kaum von den Zionisten abnehmen lassen, denn um den modernen Kapitalismus nach der Türkei zu bringen, brauchen sie sich die polnischen Pioniere nicht soviel Geld kosten lassen, wie die Zionisten verlangen. Das macht der Staat billiger, ohne das Judentum zu kompromittieren.

Charles Péguy. — Es sind vier, die das Herz Frankreichs hüten: Claudel feiert es in hohen Messer, Jammes schmückt es singend mit Blumenkränzen, Suarès, Stabträger und Herold, kündigt es, Péguy schirmt es mit Schild und Lanze. Es sind drei nur mehr: Péguy fiel in diesem Kriege. Seine Wahrhaftigkeit war der Schild, sein Wort die immer treffende Lanze. Die vier sind Lateiner und sind Katholiken und das heißt nationale Franzosen. Lateiner, wie Péguy dem Wort den Sinn gab: „Der

Räuber und der Hirt, die diese Sprache schmiedeten, wussten nicht, für welchen Gott sie diese Arbeit taten. Als sie *veritas*, die Wahrheit, sagten, als sie *vita*, das Leben, sagten, als sie *crux*, das Marterholz, sagten, wussten sie nicht und glaubten *Vertumnus* und *Pomona* zu dienen und diesen lateinischen Göttern, die gröber und familiärer, bauern- und arbeiterhafter, dunkler und kleiner, auch böser und tückischer waren als die jungen schönen griechischen Manngötter. Sie wussten nicht, dass sie dem Gotte dienten, der kam, und dass Rom eines Tages römisch sein würde.“ Und Katholiken: „Man ist dreimal in Ägypten gewesen, und es ist dies ein seltsames Land. Und einmal war es Joseph, der Jakob hinführte, das heisst Israel. Und einmal war es Joseph, der Jesus hinführte. Und einmal war es der heilige Ludwig, der Joinville hinführte und mancherlei Volk Frankreichs und die anderen französischen Barone . . .“ Oder: „O mon peuple français, dit Dieu, tu es le seul qui ne fasses point des contorsions, et dans ton péché même tu fais moins de contorsions que les autres n'en font dans leurs exercices. Quand tu pries agenouillé, tu as le buste droit, et les jambes bien jointes, bien droites au ras du sol, et les deux regards des deux yeux bien parallèlement montants droit au ciel. O seul peuple qui regardes en face, et qui regardes en face la fortune et l'épreuve et le péché même . . . Peuple, le seul qui pries et le seul qui pleures sans contor-

sions.“ Es wird den liberal-jüdischen und den konservativ-protestantischen Deutschen, denen beiden der lebenswürdige Küster der Enzyklopädistenkirche als der „grosse Franzose“ gilt, nicht klarzumachen gelingen, dass und warum sich der französische Nationalismus aus diesen zwei sich wechselseitig bedingenden Energien konstituiert: aus dem Lateiner und dem Katholiken. Von den vieren ist Claudel der kirchlichste, Jammes der naivste, Suarès der gebildetste, Péguy aber der strengste und humanste Katholik. Und auch der fröhlichste. Was er von der Vulgata sagte, dass sie eine harte und zarte Sache sei, *une chose dure et tendre*, das ist sein Glauben, und das ist seine Rede, in der er ihn ausdrückte. Seine Prosa hat *cette noble hardiesse latine*, in der ersich die Evangelien übersetzt dachte; gute runde Worte, wie sie die Weinbauern der Loire haben, liebte er, der selber bäurisch war und ohne alle Finessen. Über das, was er als Kind aus dem kleinen Katechismus der Diöcese von Orleans über seinen Glauben erfahren, hat er diesen nie weder „erweitert“ noch „vertieft“; der Katechismus genügte ihm vollständig, denn er war ein im Blute Gläubiger, das heisst einfach, herzlich und streng. Und hat aus seinem Glauben theologische Tiefen gewonnen wie kein Gelehrter. „Ich kenne den Menschen, sagte Gott, ich hab ihn ja gemacht, und ist ein drolliges Wesen. Denn in ihm spielt diese Freiheit, welche das Geheimnis der Geheimnisse

ist. Wenn man ihn zu nehmen versteht, lässt sich viel mit ihm anfangen. Ich weiss ihn zu nehmen. Es ist mein Geschäft. Und diese Freiheit selber ist ja meine Schöpfung . . . Er hat viel Glauben und viel Barmherzigkeit. Was man nur nicht von ihm verlangen kann, das ist, Herrgott noch einmal, ein bisschen Hoffnung, ein bisschen Vertrauen, ein bisschen Hingabe in meine Hände, ein bisschen Rast. Ja du, meine Tochter Nacht, dir gelingt es manchmal, du erreichst das manchmal von diesem rebellischen Menschen, dass er zustimmt, sich mir ein bisschen überlässt, ein bisschen auf seinem Ruhbett sein schmerzendes Herz loser macht . . .“

Im Februar 1900 gab Péguy das erste Heft der Cahiers de la Quinzaine heraus; ihre bis zum Tode Péguy's ununterbrochene Reihe enthält die bedeutendsten Kundgebungen, politische, moralische, ästhetische, des wirklichen Frankreich, welches weder das der Kammern noch der Zeitungen ist. Die Cahiers hatten kein Programm und waren keine Partei; jedes der Hefte war eine ganz unabhängige Publikation eines Verfassers. „Es ist seit Beginn dieser Hefte eine absolute Regel, unser Prinzip und das fundamentale Statut und, wie ich denke, das Beste an unserer raison d'être, dass der Verfasser frei in seinem Hefte ist und ich nur dazu da bin, die zeitliche Herrschaft dieser Freiheit zu sichern.“ Aber es gab doch ein Band, das die oft sehr Ver-

schiedenen einigte: die vollkommene geistige Rechtheit. Sagen was man weiss, und nichts mehr; und dies sein Werk verrichten so gut man kann, mit handwerklicher Liebe; unbekümmert um Karriere, Rücksichten, Freunde, Respekt die erkannte Wahrheit sagen, wie man sie weiss. Péguy verlangte das nicht etwa von seinen Freunden und Helfern, sondern es ergab sich von selbst aus der vollkommenen Reinheit seines Wesens, der Unbekümmertheit seines Herzens, der Armut, ja der herrlichen Armut seiner Lebensführung. Muss ich noch seine Freiheit nennen? Er schrieb 1907: „Als Mitarbeiter der Hefte verlange ich für meine Werke und Aufsätze diese ganze geistige und zeitliche Freiheit, die ich allen unseren Mitarbeitern versichere. Aber als Herausgeber der Hefte will ich sie nicht in meine persönlichen Streitigkeiten hineinziehen . . . ni dans cet approfondissement de mon être religieux auquel il est évident que je procède depuis plusieurs années avec une sévérité croissante.“ Die Cahiers verschlossen sich dem Ungläubigen nicht, wenn der Unglaube seine ehrliche leidenschaftliche Wahrheit war. Von der Armut aber noch einiges.

Als ich, vor sieben Jahren war es, Péguy in dem kahlen Zimmer der rue de la Sorbonne besuchte, trug ich eine alte Ausgabe der *Imitatio* bei mir, die ich am Quai Voltaire für sechs Sous erstanden hatte. Und der anwesende François Porché sprach aus, was Péguy dachte, als er sagte, dass allein die

Armut auf Erden die wahre Nachfolge Christi sei, die Armut als eine Konzeption des Universums. Man muss dazu eine der schönsten und tiefsten Schriften Péguys lesen: „Eve“. „Eva war ein armes Weib, das viele Kinder begraben hatte und gezwungen war, Feuer zu machen, wenn es kalt wurde, und gezwungen war, die Lampe anzuzünden, um zu sehen“, und das war ihr Fall, ihre Strafe, und ist unser Fall und unsere Strafe, dass wir „gezwungen sind, immer und ewig unsere Hauswirtschaft zu machen und sogar die Wirtschaft unserer Seele. Et ce n'est point d'être des criminels de marque, des criminels pour poètes romantiques, c'est d'être des pécheurs, et même de petits pécheurs“. Die Armut hat ihren göttlichen Purpurmantel verloren: Würfelte man nicht um ihn? Sie ist heute nichts als eine soziale Ungerechtigkeit und ein wirtschaftliches Phänomen. Der Arme schämt sich ihrer; er verbirgt sie oder er rebelliert gegen sie. Die Armut heiligt nicht mehr. Ja sie ist nicht einmal mehr „poetisch“. Der Reichtum hat sie falsch gemacht.

Der arme Péguys schenkte seiner geliebten Erde, was er hatte: sein Herz, seine Kunst. Nun hat er ihr auch, ohne um Rechtens zu hadern, sein Leben gegeben.

*

Die Barriere. — Es gibt in Frankreich noch eine andere Stellung zum Elsass als die bekannte

der Revanche, und es spricht sich in ihr eine Verehrung deutschen Wesens aus. Es gibt Franzosen, die es bedauern, dass Barrés Colette Baudoche ihren deutschen Asmus nicht geheiratet hat, und welche die elsass-lothringische Barriere als eine fatale für beide Völker ansehen, die sie trennt. Und diese sagen: mit dem Verlust dieses deutschen, von unserer Zivilisation filtrierten, vom nachbarlichen Deutschland immer aufs neue genährten Blutes haben wir in Frankreich unser Gleichgewicht verloren und unsere gesunde Regeneration. Die südlichen Provinzen überschwemmen uns mit Rhetorik und Gestikulation und unsauberen Geschäften, und uns fehlt aus dem Verlust des Elsass das Germanische, mit dem wir diese tumultuösen Fluten aus dem Süden dirigieren. Wir, die wir keine Rasse, sondern eine Nation sind, die sich immer aus dem Besten der Rassen erneuern muss, uns fehlt mit dem germanischen Elsass das wichtigste Element dieser Erneuerung, und dass es uns genommen wurde, macht uns, zu der Schwere des Blutverlustes noch hinzukommend, feindlich gegen den germanischen Geist, ohne den wir entarten und verfallen, zumindest so im Staatlich-Politischen, wie unsere Politik seit 1871 zeigt. — Es ist sehr bedauerlich, dass man über den chauvinistischen Schreiern die Stimmen derer, die so sprechen, überhört hat. Vielleicht ist es gut, auf sie aufmerksam zu machen und daran zu erinnern,

dass der Nationalstaat um jeden Preis auch etwas Kulturfeindliches sein kann.

Polizei und Sprache. — Ein Berliner Polizeipräsident ersetzt autoritär die Fremdwörter im Geschäftsbetriebe durch deutsche Wörter oder vielmehr durch Bezeichnungen, die deutsch sein sollen: das Resultat ist ein Beweis dafür, wie sich einem alles verdreht und verstellt, wenn er nichts als patriotisch ist. Gerade die Polizei des sprachlich ärmsten deutschen Stammes, der als ursprünglich slawisch Deutsch erst gelernt hat und in einer Stadt, die den verschliffensten und undeutschesten Argot redet, der in seiner pointierenden Kürze nur sogenannte schlagende Geistformen hat, aber kaum ein deutschsprachlich eigentümliches Wort von einiger Kraft, und wo man, ohne Argot, so redet, wie die heutigen Zeitungen schreiben, denen niemand besondere Kenntnis der deutschen Sprache nachsagen kann: gerade hier vollzieht sich amtlich, und dass es amtlich geschieht ist charakteristisch, die „Reinigung“ der deutschen Sprache von den verhassten Fremdwörtern, weil sie Feindesworte geworden sind. Wiese die deutsche Sprache türkische Fremdwörter auf, wäre man wohl gnädiger.

Bei Heraufgekommenen ist sich durch „fein“ auszeichnen immer das wichtigste. Ist man es nicht,

so will man doch so scheinen, und so tut man was für sein Äusseres, nennt ein Wirtshaus ein Restaurant, eine Schnapsschenke eine Bar, einen Tanzsaal einen Admiralspalast, ein Kaffeehaus „Pikadilly“ und eine Weinschenke Sanssouci oder Boncourt. Es ist der ganz gleiche Stumpfsinn, der diese Titulaturen jetzt umtauft in Café Hindenburg und Tanzsaal „Immer feste druff“. Dieses Mistzeug der Grossstadt wäre ja belanglos, wenn sich nicht das Land ein Vorbild daran nähme, wie sich ja alles, der Einzelne wie Verbände, nach Vorbildern richtet, denen es nachfolgt. Keinen Polizeimann im Reiche wird der Ruhm des Berliners ruhen lassen, bevor er nicht auch die deutsche Sprache seines Bezirkes auf die Höhe seiner deutschen Sprachkenntnis gebracht hat, und da man es geschehen lässt, scheint der Gedanke kaum mehr voreilig, dass der Begriff der deutschen Nation endgültig in dem der deutschen Staatsbürgerschaft aufgegangen ist, also das Grössere vom Kleineren verschlungen, davon nicht grösser wurde, aber ungeheuer viel Tentakeln gebildet hat, die alles betasten und umklammern, was der Mensch noch ausserstaatlich für sich hatte. So den Glauben. So die Bildung. So die Sprache, deren Verstaatlichung bevorsteht. — Es wird kein Deutscher von einigem Geschmack und einiger Menschlichkeit eine fremde Wortbezeichnung für etwas gebrauchen, wofür es ein ganz gleichwertiges deutsches gibt, und gleichwertig

Blei, Betrachtungen 23

heisst ein bestimmtes und kein umschreibendes Wort. Das Wort Restaurant wird die Worte Wirtshaus und Gasthaus auch dann nicht aus der deutschen Sprache drängen, wenn es wie in Preussen „Restorang“ geschrieben wie gesprochen wird, in welcher Klangform kein Franzose es mehr als ein französisches Wort erkennen wird. Es ist gewiss ganz gut, an solche vorhandenen deutschen Worte zu erinnern in dem grosstuerischen fälschenden Grossstadtleben. Nur müsste die erinnernde Behörde diese Wörter auch kennen und wissen, dass es z. B. für Corset das deutsche Wort Mieder gibt und ein „deutsches“ Wort „Korsett“ nicht befohlen werden kann, weil hier überhaupt nichts befohlen werden kann, nicht einmal das gute deutsche Wort „Hübschlerin“ für Cocotte. Aber es teilt die Behörde einen Grundirrtum vieler Philologen: dass nämlich der Mensch sich die Sprache erfunden habe. Eine grundlegende Erkenntnis Wilhelm von Humboldts hat man vergessen, der in seinem ausserordentlichen Aufsatz „Über das vergleichende Sprachstudium“ den Satz schreibt: „Der Mensch ist Mensch durch die Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch sein.“ Wer allerdings glaubt, der Mensch habe die Sprache erfunden, der wähnt sich ganz in gutem Recht, weiter zu erfinden, und erfindet für den Friseur den Haarkünstler und für den Parfümeur den Gerücheerzeuger. Es ist ein recht umfangreiches pa-

triotisches Verdeutschungswörterbuch erschienen, in dem überhaupt alles verdeutscht wurde bis an die Grenze des empfindungsdurchtränkten „mutterseelenallein“, das ein vollkommener Unsinn ist und einmal aus „moi tout seul“ entstand. In diesem Wörterbuch sind auch die technischen Ausdrücke z. B. der Mediziner „verdeutscht“, das heisst in meist ganz falschen Übersetzungen umschrieben, was sich für deutsche Sprache hält, weil es deutsche Wörter und Wortbildung misshandelt. Es ist auffallend, wie unbekannt die deutsche Sprache gerade jenen ist, die sich um sie aus Patriotismus kümmern, und der Schluss auf die geistige Beschaffenheit *dieses* Patriotismus liegt nahe.

Unsere Fremdwörter kommen aus dem Sprachgut des Romanischen, das auch das Griechische in sich aufgenommen hat. Ohne weiter fremdartig zu wirken, gehen alle Neubildungen romanischer Art in den Besitz und Gebrauch jener Sprachen über, die man Tochttersprachen des Romanischen nennt, besonders des Französischen, das ist der Lehnsprache, die man auf französischem Boden heute spricht, wo das autochthone Baskisch und Bretonisch so gut wie verschwunden sind, in welchen beiden Sprachen das Wort „Automobil“ ein Fremdwort sein würde, das es im Französischen nicht ist. Und das es im Deutschen ist, weil das eine autochthone Sprache ist, längst fertig in

ihrem wesentlichen Bestande an Wörtern wie in Grammatik. Daraus erklärt sich die „Dunkelheit“ der deutschen Sprache, von der die Franzosen sprechen, denn wir haben eine grosse Anzahl von Wörtern, deren je eines für drei und mehr Begriffe verschieden da ist. Wir sagten Kielfeder, als man mit dem Kiel schrieb. Wir blieben bei Feder, als man schon nicht mehr mit der Feder schrieb, sondern mit der getheilten Stahlspitze. Und gebrauchten das gleiche Wort für die Spirale in der Uhr. So haben wir für drei verschiedene Begriffe ein Wort. Wir tragen einen Hut und sind in guter Hut. Wir sind neuen Begriffen gegenüber vor die Wahl gestellt: ihn mit einem Wort zu bezeichnen, das schon anderen Begriffen dient; oder den Begriff zu umschreiben, was dem Individuellen des Begriffes widerspricht, der ein Wortindividuum verlangt, und was auch in den allermeisten Fällen nie den Begriff ganz einhüllt; oder — das „Fremdwort“ zu adoptieren. Besteht ein Zweifel, dass die Bezeichnung „Telegraph“ die in der deutschen Sprache bestmögliche ist? Der absolute Purismus würde die deutsche Sprache verkrüppeln machen, denn er gebiet ihr Lasten, die sie nicht tragen kann; sie würde unter einem Wust willkürlicher Bildungen ersticken und davon nicht, wie man töricht meint, reicher, sondern ärmer werden. Das Wort Automobil trägt sie leicht auf ihrem breiten alten Rücken, aber jede „deutsche“ Bil-

dung eines Wortes für diesen Begriff dränge ihr in das Fleisch.

Der gerechte Krieg. — Die verschiedenen Farbbücher der Regierungen beschuldigen einander falscher Darstellung der Kriegsursachen und dass „der andere“ angefangen habe. Dass man „einmal“ auf Grund erschlossener Archive die *wahre* Geschichte dieses Krieges erst würde schreiben können, ist möglich, aber ganz gleichgültig für die etwas lebhafter an sich interessierte Menschheit, die heute keinen Trost über das Elend des Dreissigjährigen Krieges aus dem archivalisch genauen Wissen über die daran Schuldigen schöpfen kann. So ansteckend ist die Freude des Historikers nicht, die er über seine den Mäusen entgangenen und aufgefundenen Dokumente empfindet. Jedes der Farbbücher hat den Zweck, den Krieg als einen aufgedrungenen Verteidigungskrieg darzustellen, weil heute ein solcher Abwehrkrieg allein dem Volksempfinden natürlich ist, und der Krieg dem Volke, das ihn mit seinen Leibern letzten Endes führt, populär gemacht werden muss. Das war zur Zeit des spanischen Erbfolgekrieges nicht nötig; man konnte damals die Farbbücher durchaus entbehren. Aus dem Volksempfinden heraus und an es appellierend ist die allgemeine Wehrpflicht entstanden, allerdings nur in der gefährlichen Verbindung mit einem berufsmässigen Mili-

tärstand, wie ihn frühere Geschichte geschaffen, heutige noch nicht beseitigt hat. Dass den berufsmässigen Militär die Abwehrparade nicht glücklich macht, kann man wohl glauben. „Was muss der Feldherr empfinden, wenn es keinen Krieg gibt! Das, mein Lieber, ist eine fatale Zwischenpause, das ist kein Spass!“ (Gogol, Die Spieler.) Die militärische Mentalität ist eine andere wie die zivile. Sie löst Subtilitäten kurzerhand, ist für rasche Entschlüsse und für das Handeln, nicht für das Verhandeln. In der Psychologie neigt der Militär zur Furcht mit allen ihren Folgeerscheinungen. Aus ständiger Furcht wird er „zuvorkommen“ wollen, wird er rüsten wollen, wird er sein Angreifen als Abwehren ausgeben, wird er zur Eile, die not tue, drängen, wird er sich über den „grünen Tisch“ lustig machen und für den „kurzen Prozess“ sein. Eine militärische Kriegspartei wird sich besonders in den Staaten, die einen grossen stehenden Heeresapparat besitzen, immer und leicht bilden und wird das sein, was man eine ständige Menace des Friedens nennt und was man wohl wirklich mit dem Militarismus meint, von dem jetzt so viel die Rede ist und unter dem man unschuldig die allgemeine Wehrpflicht angegriffen wähnt oder so tut. Es dürfte in Frankreich, wo man auch die allgemeine Wehrpflicht hat, der Militarismus sogar stärker sein als in Preussen, denn das Ansehen der seit Waterloo immer geschlagenen französischen

Armee hat ihn nötiger. Eben diese allgemeine Wehrpflicht gibt jenen Militärs, deren Talent die Schlachtenpläne nun einmal sind, ein starkes Mittel in die Hand, die ihnen immer jucken muss, dieses Mittel auch einmal zu gebrauchen. Der Virtuose will nicht immer auf dem stummen Klavier spielen. Es ist nun im allgemeinen unser Geist nicht darauf eingerichtet, in einer gewonnenen Schlacht seine Höchstleistung zu sehen, und die Feldherren sind doch immerhin ein so verschwindend kleiner Teil der Menschheit, dass nicht einzusehen ist, warum ihnen so Unermessliches wie die Menschheit in die juckende Hand gegeben werden soll. Gewiss, ein Menschenleben ist nichts vor Gott, aber wo ist unter uns Menschen auch nur bei einem Einzigen Recht, Amt und Würde, dass er sagen könnte, ein Menschenleben sei nichts? Es handelt sich um die Verteidigung der höchsten menschlichen Güter, ist der Einwand. Das höchste Gut ist die Liebe. Ist dieses Gut mit dem Schwert zu behaupten? Und was die anderen Güter betrifft, so haben wir in diesen Tagen Glanz, Verbleichen und Verfall dieser Worte der Güter zu deutlich erlebt und aus den Buntbüchern gelesen, als dass wir ihnen auch noch den geringsten Glauben schenken könnten, — den Gütern nicht, aber ihren angeblichen Verteidigern. Was alle gegeneinander zu verteidigen behaupten, eben jene höchsten menschlichen Güter, scheinen es doch nicht zu

sein, worum dieser Krieg geht, in dem einige nichts als eine militärisch-technische Angelegenheit sehen und nicht einmal eine politische, geschweige eine menschheitliche.

Im Gefolge der allgemeinen Wehrpflicht ging die Entwicklung der Waffentechnik. Die grossen Soldatenmassen, welche die Wehrpflicht auf den Plan brachte, verlangte Waffen, die mit den Massen in Massen aufräumen, und man schaffte diese Waffen, und man wird sie noch in einer Weise vervollkommen, die Aussicht gibt, zehntausend Europäer mit einem Streich ins Jenseits zu befördern. Und auch weiterhin wird aller Politik wesentlichste Tätigkeit darin bestehen, die Tabellen zu vergleichen, in denen die Stärken an Mannschaften, Waffen und Verpflegung der respektiven Staaten registriert werden und der wirkliche oder vermeintliche Stand der Ziffer Courage zum Drohen oder zum Abwarten mit Weiterrüsten gibt. Dieses Tabellenbüchel gleicht dem Stock, mit dem man im Dunkel herumfährt: dass man damit im Dunkel herumfuhr, wird allseits zugegeben damit, dass man sagt, man hätte sich über die Stärken der respektiven Armeen usw. getäuscht und die Militärattachés seien nicht ganz auf dem Posten gewesen, und die Waffenfabriken hätten ihre Geheimnisse gut zu bewahren gewusst. Keine Entscheidung der internationalen Politik, die nicht mit diesem Tabellenbüchel in der Hand getroffen würde, aus

der man den Grad der Sicherheit bestimmt, mit dem man auftreten kann, wenn man was zu fordern hat.

Förderte die allgemeine Wehrpflicht die Waffentechnik, so steigert diese wieder von einem gegebenen Moment ab die Zahl der in den Kriegsdienst zu stellenden Mannschaften. Während zehn Leute eine komplizierte Kriegsmaschine bedienen, müssen neunzig Mann als Kanonenfutter die Pause füllen und als Statisten fallen. Es ist ein Zirkel: mehr Menschen — stärkere Waffen, stärkere Waffen — mehr Menschen.

Sind die Feldherren am Kriege mit ihrem Talent interessiert, so sind es die Waffenfabriken geschäftlich. Sie können nichts dagegen haben, dass der Krieg ausbricht, denn sie arbeiten für ihn und verdienen durch ihn. So wie während des Krieges die Militärlieferanten Angst haben, dass der Friede ausbricht. Pulverfabriken müssen in einer gemessenen Entfernung von menschlichen Siedelungen errichtet werden: diese bloss lokale Einschränkung erscheint uns zu gering. Das Waffentragen ist der zivilen Bevölkerung verboten: auch das Waffenerzeugen muss der zivilen Bevölkerung verboten werden. Dienen die Kanonen und Haubitzen der Verteidigung unserer höchsten Güter, dann dürfen wir diese so ausserordentlich kostbaren Mittel nicht dem privatwirtschaftlichen Interesse Einzelner überlassen, welche sie erzeugen, denn sie könnten uns ja einmal sehr

im Stich lassen und die allerdümmsten Kanonen liefern, wenn wir ausziehen, Beethoven zusamt der Freiheit zu verteidigen. Die Allgemeinheit, die sich in der allgemeinen Wehrpflicht dartut, hat das allergrösste Interesse daran, dass sie, so wie ihren Mut, auch die Mittel selber herstellt, die sie zum äusseren Sichtbarwerden dieses Mutes braucht. Ganz abgesehen von anderen Inkonvenienzen der Kriegsindustrie, die, was vorgekommen sein soll, leicht Mittel und Wege findet, aus Geschäftsinteresse auf jene einzuwirken, die in der Politik ein kleineres oder grösseres Wort haben. Die Parlamente hindern solche Wege nicht nur nicht, sondern machen sie gangbarer. Dies wird wohl eine wichtige Forderung der europäischen Völker nach dem Kriege zum Programm ihrer Zukunft werden, dass kein Privatunternehmer mehr Waffen zur Tötung von Menschen herstellen darf, auch nicht unter sogenannter staatlicher Aufsicht. Eine andere Forderung hat zuerst J. Popper erhoben, als das nötige Korrektiv der allgemeinen Wehrpflicht bei Beibehaltung der Berufsmilitärs: ein Recht, das dieser Pflicht entspricht, die bisher nur Pflicht ist. Der Staat verlangt im Kriegsfall das ausschliessliche Recht über das Leben seiner Bürger, aber ohne damit die Pflicht zu übernehmen, seinen Bürgern das Leben im Friedenszustande zu garantieren. Verlangt er aber einmal das Leben, dann muss er auch im anderen Falle das Leben gewähr-

leisten. Das tut der heutige Staat nicht. Er schützt das Leben der Bürger im Frieden nach bescheidener Möglichkeit vor willkürlicher Gefährdung, aber er hat keine Nährpflicht des Bürgers auf sich genommen. Er hat das Verhungern nicht unmöglich gemacht. Damit aber hat er auch kein Recht auf das Leben seiner Bürger, an welchem Leben er, es gewährleistend, nicht beteiligt ist. Der Staat lässt im Frieden den Bürger frei sein Leben bestimmen, darum muss er auch im Kriege frei den Bürger über sein Leben bestimmen lassen. Und dies kann sich, meint Popper, nur so ausdrücken, dass jeder Einzelne der aus der allgemeinen Wehrpflicht zustandegekommenen Soldatenmasse das Recht hat, sich schriftlich zu erklären, ob er an dem beabsichtigten Kriege teilhaben will oder nicht. Persönlich und schriftlich, nicht durch Abstimmungen von irgendwelchen Vertretern in Parlamenten und sonstigen Versammlungen. Die Zeit, die diese Erklärungen in Anspruch nehmen, wird nicht länger sein als jene, die man jetzt auf dieses diplomatische Verhandeln und aufgeregte Briefschreiben verwendet, das ja nach einstimmiger Aussage Aller nur Konfusion bedeutete und gebrochene Ehrenworte von Monarchen und Missverständnisse von Diplomaten und was sonst noch alles diese allzu menschlichen Ereignisse der Weltgeschichte waren, die einigen Millionen Menschen das Leben kosten. Wo eine Pflicht ist, da muss im

staatlichen Leben der Völker auch ein Recht entsprechen. Wo ein Volk sich wehrpflichtig bewaffnet, da muss auch ein Volk über den Krieg entscheiden dürfen, denn Krieg oder Nicht-Krieg ist dieses wehrpflichtigen Volkes alleinige Sache, nicht mehr Sache Einiger, welche Söldner anwerben. Aber söldnerhafte Rechte der Herren und Führer sind nicht mit einem nur wehrpflichtigen Volke zu vereinigen, das sich in dieser wichtigsten Frage niemals und von niemandem vertreten lassen kann und sei es auch durch ein tausendköpfiges Parlament. Poppers Vorschlag irrt nur in einem: dass er den Staat als aus der Zustimmung der Einzelnen entstanden annimmt. Eine solche Belastung der Einzelperson ist nicht zuzugeben, denn sie würde den Einzelnen dem Staate unerhört verpflichten und diesen noch grausamer machen, als er ist. Die Entscheidung über Krieg oder Nicht-Krieg ist dem Staate zu lassen, aber der Staatsbürger muss das Recht erhalten, aus diesem seinem Staate auszutreten, zu jeder Zeit und in jedem Stadium seiner Wehrpflichtigkeit. Der Staat mag es für nötig ansehen, den Krieg zu erklären: der Bürger macht im gleichen Zeitteil von seinem Recht Gebrauch, seine Staatsbürgerschaft niederzulegen und „keines Staates“ zu sein, wobei es ihm freisteht, das Territorium des betreffenden Staates, dem er zugehörte, zu verlassen oder in ihm zu bleiben. Das Recht, das der Staatsbürger im Frieden hat: seine

Staatszugehörigkeit aufzugeben, das muss er auch im Kriegsfall in aller Freiheit ausüben können. Dies ist die Grundbedingung des „gerechten Krieges“.

Mir fehle die Einsicht in höhere Zwecke? Nicht die Einsicht, aber deren Billigung als „höhere“ Zwecke. Die hat und kennt nur Gott allein, und der ist bei dem niedrigen und ganz gewöhnlichen Menschen weit häufiger zu Gast als bei jenen, welche von den höheren Zwecken sprechen, das heisst von den nutzbringenden Vorurteilen ihrer Person. Ich kann mich nicht entschliessen, einem Menschen einzureden, wie gut und nötig es für unseren Geist und unseren Glauben ist, dass er sich nun mit dem rechten Fuss rasiert und mit dem linken sein Bierglas hält. Ich muss es aus Gewissenhaftigkeit diesem Menschen selber überlassen, sich das ganz aus freien Stücken einzureden, wenn er, der Wehrpflichtige, durch sein Bleiben im Staate sagt, dass er als Krieger den von seinem Staate gewünschten Krieg mitmachen will. Den Krieg abzuschaffen, mag zu den utopischen Träumen gehören, sicher aber ist ein Utopist der, der die Gerechtigkeit abschaffen will. Oder der glaubt, die Gerechtigkeit müsse „gerechtfertigt“ werden. Der Krieg ist nicht aus der Welt zu bringen, gut; ich bin ganz dieser Meinung. Was aber nicht heisst, dass nun unser Leben und Wirken darauf einzustellen ist. Dass einmal der Zufall der Cholera

über mich kommen kann, beherrscht und bestimmt doch nicht jede Sekunde meines Lebens. Täte er das, so würde ich das sinnlose Leben eines Verückten führen, oder gar nicht leben. Die den alten Satz vom Kriege als dem Vater aller guten Dinge anrufen und damit rechtfertigen wollen, dass immer Kriege sein müssen, nehmen ein Unwandelbares des Begriffes Krieg an, wo das Unwandelbare nur der Begriff Kampf ist. Haben der Peloponnesische Krieg, der Partherkrieg, der Dreissigjährige und dieser heutige Krieg wirklich ein Gemeinsames, das vollkommen im Begriffe Krieg aufgeht? Das wird nur behauptet. Was sich jetzt in den alten Formen des Krieges vollzieht, ist nicht Krieg in irgendeinem uns vertrauten Geiste. Und sein Ende ist mit den Mitteln nicht zu finden, die wir aus den Zeiten vor diesem Kriege als die eingeübten Mittel kennen. Einer hat ihn einen kranken Krieg genannt, und als Krieg im alten Geiste mag er wohl krank sein. Aber er hat den schleppenden Gang einer Schwangeren. Er trägt die Frucht eines neuen Wesens in sich, dem Wiege und Windel nicht passen werden, wie wir sie ihm bereiten.

Von Franz Blei sind im gleichen Verlag erschienen:

Erdachte Geschehnisse

Fünfzehn Studien. (Vermischte Schriften I.)

Gott und die Frauen

Ein Traktat. (Vermischte Schriften II.)

Der Dichter und das Leben

Ein Buch Kritik. (Vermischte Schriften VI.)

Das schwere Herz

Zwiesprachen und Gedichte. (Vermischte Schriften V.)

Das dienende Werk

Deutsche Übertragungen. (Vermischte Schriften V.)

Das Rokoko

Variationen über ein Thema. (Vermischte Schriften III.)

Landfahrer und Abenteurer

Zehn Studien.

In anderen Verlagen:

Über Wedekind, Sternheim und das Theater

Kurt Wolff Verlag Leipzig.

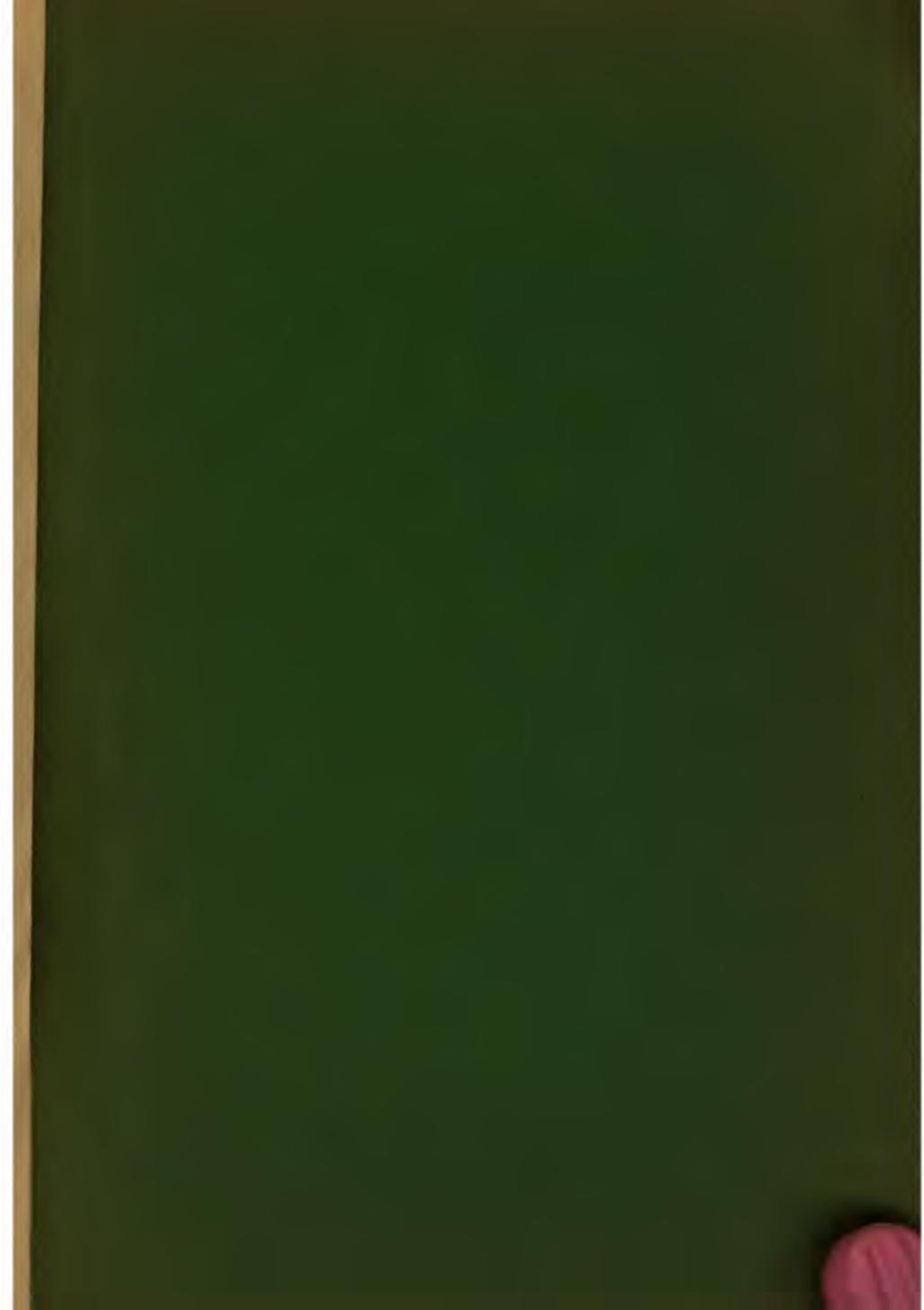
Logik des Herzens

Ein Lustspiel in 4 Akten. S. Fischer Verlag Berlin.

Hymnen für die Erde

Nach Walt Whitman. Inselverlag Leipzig.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt



14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

MAY 17 1967

RECEIVED

JUN 8 '67-2 PM

LD 21A-60m-2,'67
(H241s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Y0101950

